A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

35. JAHRGANG, JUNI 1999, HEFT 2

HENRYK SKRZYPCZAK: Gunter Krüschet zum Gedächtnis

OTTOKAR LUBAN: Demokratische Sozialistin oder „blutige Rosa?" Rosa Luxemburg und die KPD-Führung im Berliner Januaraufstand 1919

INGO MATERNA: Die Zentralstelle der Arbeiter- und Soldatenräte der Regierungsbezirke in der Provinz Brandenburg während der Revolution 1918/19

BEATRIX HERLEMANN: Der Gau Magdeburg-Anhalt des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold"

HANS LANDAUER: Österreicher und Deutsche im Spanischen Bürgerkrieg

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN
NEUE LITERATUR

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Peter Steinbach, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 2/99

HENRYK SKRZYPCZAK: Gunter Krüschet zum Gedächtnis 173

OTTOKAR LUBAN: Demokratische Sozialistin oder „blutige Rosa"? Rosa Luxemburg und die KPD-Führung im Berliner Januaraufstand 1919 176

INGO MATERNA: Die Zentralstelle der Arbeiter- und Soldatenräte der Regierungsbezirke in der Provinz Brandenburg während der Revolution 1918/1919 208

BEATRIX HERLEMANN: Der Gau Magdeburg-Anhalt des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold" 225

HANS LANDAUER: Österreicher und Deutsche im Spanischen Bürgerkrieg 249

TILL SCHELZ-BRANDENBURG: Das gute Gewissen des Sozialismus? Karl Kautsky in der wissenschaftlichen Literatur der letzten zehn Jahre 258

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (117). Bearbeitet von Franz Jean Frohn 267

NEUE LITERATUR

Stefan Berger, The Search for Normality. National Identity and Historical Consciousness in Germany since 1800, Providence und Oxford 1997 *(Detlef Siegfried)* 276

Freddy Litten, Gesamtverzeichnis der ausländischen mikroverfilmten Archivalien in der Bayerischen Staatsbibliothek München, München 1998 *(Gerlinde Grahn)* 278

Die SED. Geschichte, Organisation, Politik. Ein Handbuch. Hrsg. von Andreas Herbst, Gerd-Rüdiger Stephan und Jürgen Winkler, Berlin 1997 *(Werner Müller)* 279

Walter Grab, Jakobinismus und Demokratie in Geschichte und Literatur: 14 Abhandlungen. Mit einer Einführung von Hans Otto Horch, Frankfurt a. M. u. a. 1998 *(Joachim Höppner)* 280

Jacob Toury, Deutschlands Stiefkinder. Ausgewählte Aufsätze zur deutschen und deutsch-jüdischen Geschichte, Gerlingen 1997 *(Beatrix Herlemann)* 281

Komintern i ideja mirovoj revoljuzii. Dokumenty [Die Komintern und die Idee der Weltrevolution. Dokumente]. Bearb. von Jakov Drabkin, Leonid Babičenko und Kyril Širinja, Moskau 1998 *(Gerhard Kaiser)* 282

Die Sozialdemokratie in der Emigration. Die „Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien" 1941–1946 und ihre Mitglieder. Protokolle, Erklärungen, Materialien. Bearb. und eingel. von Ludwig Eiber, Bonn 1998 *(Matthias Frese)* 284

Westarbeit der FDJ 1946 bis 1989. Eine Dokumentation. Bearb. von Michael Herms und Karla Popp, Berlin 1997 *(Carsten Tessmer)* 285

Marek Andrzejewski und Hubert Rinklake, „Man muß doch informiert sein, um leben zu können". Erich Brost – Danziger Redakteur, Mann des Widerstandes, Verleger und Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung", Bonn 1997 *(Siegfried Heimann)* 287

Arthur David Brenner, Radical Pacifist, Refractory Professor. A Political and Intellectual Biography of Emil J. Gumbel (1891–1966), Phil. Diss., Columbia University 1993 *(Otmar Jung)* 288

Sabine Freitag, Friedrich Hecker. Biographie eines Republikaners, Stuttgart 1998 *(Axel Kellmann)* 289

Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt. Frauenerwerbsarbeit in der Metallindustrie und ihre Interessenvertretung durch den Deutschen Metallarbeiter-Verband (1891–1933), Frankfurt a. M. 1997 *(Kurt Schilde)* 290

Sabine Roß, Politische Partizipation und nationaler Räteparlamentarismus. Determinanten des politischen Handelns der Delegierten zu den Rätekongressen 1918/1919. Eine Kollektivbiographie, Köln 1999 *(Ingo Materna)* 292

Frühe Warnungen vor dem Nationalsozialismus. Ein historisches Lesebuch. Hrsg. von Klaus Schönhoven und Hans-Jochen Vogel, Bonn 1998 *(Johannes Tuchel)* 294

Julia Paulus, Kommunale Wohlfahrtspolitik in Leipzig 1930 bis 1945. Autoritäres Krisenmanagement zwischen Selbstbehauptung und Vereinnahmung, Köln, Weimar und Wien 1998 *(Thomas Biewer)* 296

Einhart Lorenz, Mehr als Willy Brandt. Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) im skandinavischen Exil, Frankfurt a. M. u. a. 1997 *(Carsten Tessmer)* 298

Howard Margolian, Conduct Unbecoming. The Story of the Murder of Canadian Prisoners of War in Normandy, Toronto, Buffalo und London 1998;
Patrick Brode, Casual Slaughters and Accidental Judgements. Canadian War Crimes Prosecutions 1944–1948, Toronto, Buffalo und London 1997 *(Johannes Tuchel)* 299

Klaus-Detlev Godau-Schüttke, Die Heyde/Sawade-Affäre. Wie Juristen und Mediziner den NS-Euthanasieprofessor Heyde nach 1945 deckten und straflos blieben, Baden-Baden 1998 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 301

Kristen Benning, Die Geschichte des SED-Zentralorgans „Neues Deutschland" von 1946 bis 1949. Die Waffenlieferanten „im Kampf gegen die Reaktion und ihre Verwirrungsmanöver", Münster i. W. 1997 *(Bernd Sösemann)* 302

Dieter Geulen, Politische Sozialisation in der DDR. Autobiographische Gruppengespräche mit Angehörigen der Intelligenz, Opladen 1998 *(Beate Ihme-Tuchel)* 303

Monika Kaiser, Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker. Funktionsmechanismen der SED-Diktatur in Konfliktsituationen 1962 bis 1972, Berlin 1997 *(Beate Ihme-Tuchel)* 305

Stefan Wolle, Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989, Berlin 1998 *(Beate Ihme-Tuchel)* 307

Annette Kaminsky, Kaufrausch. Die Geschichte der ostdeutschen Versandhäuser, Berlin 1998 *(Ulrich Kurzer)* 308

Geschichte der Konsumgesellschaft. Märkte, Kultur und Identität (15.–20. Jahrhundert). Hrsg. von Jakob Tanner u. a., Zürich 1998 *(Annette Kaminsky)* 310

Gonzalo Zaragoza, Anarquismo argentino (1876–1902), Madrid 1996 *(Reiner Tosstorff)* 312

Manfred Hildermeier, Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates, München 1998 *(Gerd Placke)* 313

Oleg W. Chlewnjuk, Das Politbüro. Mechanismen der Macht in der Sowjetunion der dreißiger Jahre, Hamburg 1998 *(Ralf Zwengel)* 314

Markus Bürgi, Die Anfänge der Zweiten Internationale. Positionen und Auseinandersetzungen 1889–1893, Frankfurt a. M. und New York 1996 *(Willy Buschak)* 316

Gerd-Reiner Horn, European Socialists Respond to Fascism. Ideology, Activism and Contingency in the 1930s, New York und Oxford 1996 *(Willy Buschak)* 317

Racism and the Labour Market. Historical Studies. Ed. by Marcel van der Linden and Jan Lucassen, Bern u. a. 1995 *(John Perkins)* 318

Werner Reutter, Möglichkeiten und Grenzen internationaler Gewerkschaftspolitik. Geschichte, Struktur und Einfluß der Internationalen Textil-, Bekleidungs- und Lederarbeiter-Vereinigung, Frankfurt a. M. 1998 *(Willy Buschak)* 320

Rolf Gawrich, Deutscher Gewerkschaftsbund und polnische Gewerkschaftsbewegung. Der DGB als transnationaler Akteur und seine Beziehungen zur „offiziellen" und „oppositionellen" Gewerkschaftsbewegung in der Volksrepublik Polen (1970–1989), Bonn 1996 *(Beate Ihme-Tuchel)* 321

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE 323

PROJEKTFRAGEBOGEN 325

Dieses Heft der IWK erscheint aufgrund der schweren Krankheit und des Todes des verantwortlichen Redakteurs, Gunter Krüschet, erst am 6. Dezember 1999. Heft 3/1999 folgt am 10. Januar 2000.

Wir bitten unsere Abonnenten und Leser um Verständnis.

Die Redaktion

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Beatrix Herlemann, Dr. phil., Lahwiesen 20, D-30659 Hannover

Hans Landauer, Halmgasse 2, A-1020 Wien

Ottokar Luban, Historiker, Eisenacher Straße 43, D-10823 Berlin

Ingo Materna, Dr. phil., Prof. em., Springbornstraße 192, D-12487 Berlin

Till Schelz-Brandenburg, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich 8, Universität Bremen, Postfach 330440, D-28440 Bremen

Die IWK im Internet

Die IWK ist jetzt auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite `http://www.hth-berlin.de/iwk/` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Veranstaltungshinweise und Ankündigungen sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie jetzt auch per E-mail an unsere Adresse `iwk@hth-berlin.de` schicken.

Ältere IWK-Hefte zum Sonderpreis

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich Jg. 28 (1992) beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,– bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind zur Zeit noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967), H. 7 (Dez. 1968), H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971),
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972), H. 18 (Apr. 1973),
H. 19/20 (Dez. 1973)
Jg. 10 (1974) und Jg. 11 (1975) komplett
Jg. 12 (1976), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 13 (1977) komplett
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4
Jg. 15 (1979), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990) komplett
Jg. 27 (1991), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 28 (1992), H. 1, H. 2 und H. 4

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Freie Universität Berlin
FB Politik- und Sozialwissenschaften
Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft – IWK-Redaktion
Ihnestraße 22
D-14195 Berlin
Telefon: 030/838-5056, -2368 Telefax: 030/838-5057
E-mail: iwk@hth-berlin.de

Anzeige

Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsforschung

Wissenschaftliche Halbjahresschrift

Herausgegeben von Werner Röhr
in Zusammenarbeit mit der Berliner Gesellschaft
für Faschismus- und Weltkriegsforschung e. V.
Redaktion: Brigitte Berlekamp

Das Bulletin wendet sich an Fachhistoriker und Politikwissenschaftler, an Soziologen und Sozialwissenschafler, darüber hinaus an Publizisten und historisch-politisch interessierte Leser, die die Forschungen und Diskussionen über den historischen wie den gegenwärtigen Faschismus, über die Weltkriege und Okkupationen im XX. Jahrhundert und über den Widerstand gegen Krieg und Faschismus verfolgen möchten.

Aus dem Inhalt der letzten Hefte:

BULLETIN 10 (1998)
Susanne Willems: Die Neugestaltung Berlins als Reichshauptstadt auf Kosten der Berliner Juden 1938–1942
Siegfried Bünger: Die Militärpolitik Großbritanniens und Frankreichs am Vorabend des Zweiten Weltkrieges
Dietrich Eichholtz: Der IG-Farben-Prozeß 1948

BULLETIN 9 (1997)
Kurt Pätzold: Der Streit um die Wehrmacht

BULLETIN 8 (1997)
Werner Röhr: Deutsche Widerstandsforschung 1994/95. Fragen, Probleme, Kritiken
Terje Halvorsen: Die Sabotageorganisation von Asbjörn Sunde und der kommunistische Widerstand in Norwegen

BULLETIN 7 (1996)
Kurt Pätzold: Die verweigerte Herausforderung. Daniel J. Goldhagens Buch und seine Kritiker
Robert G. Waite: Level III: The Mauthausen Concentration Camp

Postanschrift der Redaktion: Postfach 649, D-10128 Berlin

Unsere Zeitschrift kostet einzeln und im Buchhandel 18,– DM, im Abonnement 12,50 DM (zuzügl. anteiligen Versandkosten). Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Buchhandlung/Versand Gramlich & Weber
(Argument-Ariadne-Versand)
Reichenberger Str. 150, D-10999 Berlin
Telefon: 030/6114182, Fax: 030/3131696

ISSN 1434-5781 – EDITION ORGANON BERLIN

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Andreas Graf (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/838-5056 (A. Graf); 030/838-2368 (F. J. Frohn); Telefax: 030/838-5057
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-mail: iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Müllerstraße 163, D-13353 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,–, Doppelheft DM 40,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,– bzw. DM 30,–, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,–, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,–, Ausland: DM 12,–). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/1570 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,– pro Heft bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Danziger Straße 219, D-10407 Berlin
Druck: MercedesDruck GmbH, Landfliegerstraße 11, D-12487 Berlin

Gunter Krüschet zum Gedächtnis

Von Henryk Skrzypczak

Rechtzeitig wahrgenommen hat es keiner von uns. Er selbst wiederum hat es lange nicht wahrhaben wollen, hat die alarmierenden Symptome zunächst verdrängt und später überspielt. Im Januar noch, auf dem Symposion der Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft, das er organisatorisch betreute, war ihm nicht das mindeste anzumerken gewesen. Als sein Zustand sich dann vor der nächsten Umgebung nicht länger verbergen ließ, bedurfte es erst einer freundschaftlich-unnachgiebigen Intervention, um ihn endlich in die Obhut der Ärzte zu drängen. Ihre Diagnose war ein Schock für jeden von uns, die Prognose, zumal in den letzten Wochen, bedrückend. Und gerade deshalb bemühten wir Zuversicht. Mit der Robustheit seiner Natur – redeten wir uns ein, und seine Haltung bestärkte uns darin – würde er jede noch so radikale Therapie durchzustehen vermögen. Unsere Aufgabe war es dabei, ihm durch behutsamen Zuspruch über die eine und andere Stunde der Verzagtheit hinwegzuhelfen. Die letzte dieser Aufmunterungen – ein gemeinsamer Gruß, zum Ausklang der Linzer Konferenz abgesandt – sollte ihn nicht mehr erreichen. Am 16. September 1999 hatte Gunter Krüschet die Augen für immer geschlossen.

Seine Wahlheimat war Berlin, sein Geburtsort der kulturelle und wirtschaftliche Mittelpunkt des Bergischen Landes. Dort, in Wuppertal, wurde er am 6. Februar 1941 geboren, das Großdeutsche Reich Adolf Hitlers schien noch dauerhaft auf Sieg abonniert. Das familiäre Milieu, in dem der Junge heranwuchs – der Vater Kraftfahrer in der Bauwirtschaft, die Mutter Fabrikarbeiterin in der Konfektion – blieb gegenüber dem Ungeist der Zeit resistent. Anarchosyndikalismus hieß das Losungswort, an dem die Eltern sich orientierten. Illegale Aktivitäten hatten dem Vater wegen „Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens" eine Zuchthausstrafe eingetragen, dem Onkel zudem noch eine mehrjährige Haft im Konzentrationslager Sachsenhausen.

Nach der frühen Prägung durch das Elternhaus erschlossen sich Gunter mit der Aufnahme in die Wuppertaler Rudolf-Steiner-Schule neue Horizonte. Für die Entscheidung, den Sohn einer anthroposophischen Lehranstalt anzuvertrauen, dürften weltanschauliche Gesichtspunkte ohne Belang gewesen sein. Ausschlaggebend war sicherlich ein anderes Moment: ein reformpädagogisches Konzept, das darauf abzielte, den Schülern über die Wissensvermittlung hinaus sinnvoll genutzte Freiräume zur Persönlichkeitsentfaltung zu bieten. Den Erwartungen der Eltern hat das Institut in vollem Maße entsprochen. Krüschet verdankte ihm jenen Fundus gediegener Kenntnisse, den er während des Wintersemesters 1961/62 in die Anfänge seines Universitätsstudiums einbringen konnte.

Die Studienrichtung verstand sich inzwischen bei ihm von selbst. Wie die Epochen der neueren Geschichte im allgemeinen fesselten ihn insbesondere die Umbrüche und Katastrophen der jüngsten Vergangenheit. Diese Präferenz bewog ihn denn auch bei seinem Eintritt in die akademische Welt, Geschichte als Hauptfach zu wählen. Einer der Gründe, sein Studium an der Freien Universität Berlin aufzunehmen, war mit dem Namen

Walther Hofers verknüpft. Hofer, zum Themenkreis Nationalsozialismus sein Mentor aus der Ferne, hatte ihn so fasziniert, daß er sich dem Schülerkreis des Schweizer Gelehrten anzuschließen gedachte. Deshalb war die Enttäuschung groß, als Hofer sich gerade damals für die Annahme eines Rufes in seine Heimat entschied. In dem jungen Gerhard A. Ritter, der mit seiner Studie über die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich einen weithin beachteten Maßstab gesetzt hatte, und in Georg Kotowski, dem Biographen Friedrich Eberts, fand Krüschet nun die ersten einer Reihe seiner herausragenden akademischen Lehrer.

Von einer unbeschwerten Studentenzeit konnte bei ihm keine Rede sein. Sein Stipendium nach dem Honnefer Modell reichte mitsamt dem geringen Zuschuß, den die Eltern sich abzusparen vermochten, lediglich für die notwendigsten Tagesbedürfnisse. So blieb ihm zur Finanzierung dringender Sonderausgaben vorerst nur ein einziger Weg. Er mußte in den Semesterferien und manchmal auch während des Semesters „auf den Bau gehen" und auf Schrottplätzen „malochen". Unter derlei Umständen hätte es nahegelegen, sich jedes soziale und politische Engagement strikt zu verbieten. Krüschet hielt es anders – der Rückzug in den Elfenbeinturm reiner Wissenschaft kam für ihn nicht in Frage. Drei Semester hindurch opferte einen wertvollen Teil seiner Zeit der Wahrnehmung studentischer Belange, wirkte als Vertreter der Philosophischen Fakultät im Zulassungsausschuß der FU und kreuzte in ihrem Disziplinarausschuß mit Roman Herzog, dem späteren Bundespräsidenten, die Klingen.

1967, es war die Zeit der anschwellenden Studentenbewegung, begegneten wir einander zum erstenmal. Der Eindruck, den ich von ihm in so mancher Gremiensitzung erhielt, war zwiespältig, unter dem Strich jedoch positiv. Was die aktuellen Streitfragen anbetraf, stand er mit nahezu beiden Beinen im anderen Lager. Doch im Unterschied zu nicht gerade wenigen der damaligen Wortführer zeichnete er sich durch eine natürliche Frische des Auftretens aus. Wo andere sich in Geschäftigkeit, Verbissenheit und mit taktischen Winkelzügen gefielen, warb er für seinen Standpunkt durch eine offene und ehrliche Art. Und mehr noch: Wo sich viele mit der Flexibilität ihrer Zunge begnügten, war er sich für die unentbehrliche Kleinarbeit niemals zu schade. Auf so einen wie ihn war Verlaß.

Hieran erinnerte ich mich, als einige Jahre darauf eine redaktionelle Vakanz in der Historischen Kommission zu Berlin die Suche nach einem geeigneten Mitarbeiter erforderlich machte. Wir einigten uns schnell. Von der Zeitschrift „Archiv für Kommunalwissenschaften" des Kommunalwissenschaftlichen Forschungszentrums wechselte Krüschet 1970 zum „Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands" über. Landesgeschichte allerdings – er machte keinerlei Hehl daraus – war eher eine Sache des Verstandes für ihn, mit der er gewissenhaft umging, eine Sache des Herzens jedoch war sie ihm nicht. Was lag mithin näher, als ihm bei nächster sich bietender Gelegenheit eine Aufgabe innerhalb jenes Forschungsbereichs anzuvertrauen, dem jetzt seine Vorliebe gehörte: Geschichte der Arbeiterbewegung. 1972 trat Krüschet in die Redaktion der IWK ein, die fortan sein berufliches Leben bestimmte.

Mit seinem Wechsel zur Forschungsstelle der Historischen Kommission materiell nun fester verankert, durfte er endlich wieder die Korrektur einer Entscheidung ins Auge fassen, zu der er sich 1968 hatte durchringen müssen. Familiäre Umstände im Verein mit

seiner prekären wirtschaftlichen Lage hatten ihn damals zum Abbruch des Studiums bewogen. Ein Lehrauftrag, den er 1971 am Fachbereich Politische Wissenschaft des Otto-Suhr-Instituts übernahm und mit dem er auf höherer Ebene an seine Erfahrungen als studentischer Tutor am Friedrich-Meinecke-Institut anknüpfen konnte, eine kleine, aber gediegene Briefedition sowie ein weiterer Lehrauftrag an der FU waren jetzt untrügliche Anzeichen dafür, wie ernsthaft er sich um einen Neuanfang bemühte, der auf eine akademische Perspektive hinauslaufen sollte.

Die Verhältnisse wollten es anders, und Gunter Krüschet trug die Mitverantwortung dafür. Zum einen war er schnell in die Rolle des verantwortlichen Redakteurs hineingewachsen, ein nicht zu übersehendes Faktum, dem 1974 auch offiziell Rechnung getragen wurde. Damit aber ruhte die Hauptlast einer Entwicklung auf ihm, in deren Verlauf die IWK aus einem sporadisch erscheinenden Newsletter zu einer Vierteljahrszeitschrift mit quantitativ und qualitativ fortgesetzt steigenden Ansprüchen wurde. Zusätzlich erschwerend kam hinzu, daß Krüschet nach seiner erneuten Wahl in den Betriebsrat dessen Vorsitz gerade zu einer Zeit übernahm, in der sich die Mitarbeiterzahl der Historischen Kommission stürmisch vermehrte. Dieser Wachstumsprozeß unter den schwierigen Bedingungen einer kreativen Mischfinanzierung verlangte den Beteiligten im Spannungsverhältnis von institutionellen Notwendigkeiten und Wahrung der Mitarbeiterinteressen ein Höchstmaß an Sensibilität und Kooperationswilligkeit ab. An beidem mangelte es Krüschet nicht, nur daß er mit steigender Tendenz in zeitliche Engpässe geriet. Lange bevor er sich auch noch das Ehrenamt eines Richters am Sozialgericht aufbürden ließ, war der Traum von einer gleichgewichtigen Verknüpfung redaktioneller und wissenschaftlicher Tätigkeitsfelder endgültig ausgeträumt.

Das allerdings bedeutete keineswegs, daß Krüschet das Feld seiner Forschungsinteressen nunmehr hätte brachliegen lassen. Hiervor bewahrte ihn in Verbindung mit einem immensen Lektürebedürfnis schon der bibliographische Sektor seiner redaktionellen Aufgabenbereiche. Mit der Fachliteratur konkurrenzlos auf dem laufenden zu sein – diesen „Luxus" zumindest vermeinte er sich bei aller zeitlichen Bedrängnis denn doch gestatten zu dürfen. Die IWK, aber nicht nur sie, zog ihren Nutzen daraus. Krüschet, der sich sogar regelrechter Zumutungen von Fragestellern nur mit schlechtem Gewissen zu erwehren vermochte, war mit seinen Spezialkenntnissen als Ansprechpartner des wissenschaftlichen Nachwuchses gefragt, so wie er mit der zunehmenden Ausgewogenheit seines Urteils ein kompetenter Gesprächspartner ungezählter Fachkollegen des In- und Auslandes wurde. Beides fand in der IWK einen fruchtbaren Niederschlag.

1997, als wir das Jubiläum seines fünfundzwanzigjährigen Wirkens in der IWK-Redaktion begingen, konnte die Zueignung eines Aufsatzes nur ein „Kleiner Dank für eine große Leistung" sein. Heute, da es neben seinem Lebenswerk zugleich seine Persönlichkeit zu würdigen gilt, ist weit mehr angesagt. Gunter Krüschet werde ich als einen Menschen in Erinnerung behalten, der für mich weitaus mehr als nur ein in der Sache bewährter Mitarbeiter war. Er hat mich in so manchen Stunden des Selbstzweifels aufzurichten gewußt und hat in einigen meiner dunkelsten Zeiten mit unbeirrbarer Loyalität zu mir gestanden. Auch hierauf stützt sich mein Urteil, wenn ich seiner mit den Abschiedsworten gedenke: Mehr sein als scheinen – dieser preußische Imperativ ist auch heute nicht Schall und Rauch. Gunter Krüschet hat es vorgelebt.

Demokratische Sozialistin oder „blutige Rosa"?

Rosa Luxemburg und die KPD-Führung im Berliner Januaraufstand 1919[1]

Von Ottokar Luban

„Die proletarische Revolution bedarf für ihre Ziele keines Terrors, sie haßt und verabscheut den Menschenmord. Sie bedarf dieser Kampfmittel nicht, weil sie nicht Individuen, sondern Institutionen bekämpft, weil sie nicht mit naiven Illusionen in die Arena tritt, deren Enttäuschung sie blutig zu rächen hätte. Sie ist kein verzweifelter Versuch einer Minderheit, die Welt mit Gewalt nach ihrem Ideal zu modeln, sondern die Aktion der großen Millionenmasse des Volkes, die berufen ist, die geschichtliche Mission zu erfüllen und die geschichtliche Notwendigkeit in Wirklichkeit umzusetzen [...].
Der Spartakusbund wird nie anders die Regierungsgewalt übernehmen als durch den klaren, unzweideutigen Willen der großen Mehrheit der proletarischen Masse in ganz Deutschland, nie anders als kraft ihrer bewußten Zustimmung zu den Aussichten, Zielen und Kampfmethoden des Spartakusbundes."

Rosa Luxemburg: Was will der Spartakusbund? (Die Rote Fahne, Nr. 29 vom 14. 12. 1918)[2]

„Mitbürger! Spartakus kämpft jetzt um die ganze Macht. Die Regierung, die binnen 10 Tagen die freie Entscheidung des Volkes über sein eigenes Schicksal herbeiführen will, soll mit Gewalt gestürzt werden. Das Volk soll nicht sprechen dürfen. Seine Stimme soll unterdrückt werden. Die Erfolge habt Ihr gesehen. Wo Spartakus herrscht, ist jede persönliche Freiheit und Sicherheit aufgehoben."

Aufruf der Reichsregierung [Rat der Volksbeauftragten] an die Bevölkerung Berlins vom 8. 1. 1919[3]

Wie ein roter Faden zieht sich durch Rosa Luxemburgs Schriften – insbesondere seit 1906 – die Überzeugung, daß die proletarischen Massen über den Kurs des revolutionären Kampfes immer selbst zu entscheiden haben und daß ihre Führer lediglich die sozialistischen Ziele vorschlagen und dabei eine vorwärtstreibende, stimulierende Funktion wahrnehmen.[4] Hat nun Rosa Luxemburg ihre noch im Spartakusprogramm vom Dezember 1918 vertretene demokratische Position, nur mit der eindeutigen Zustimmung einer breiten Mehrheit der Arbeitermassen die Regierungsgewalt zu übernehmen, im Verlaufe des Januaraufstandes 1919 verlassen, wie dies Manfred Scharrer 1985 im Rahmen einer detaillierten Untersuchung behauptet?[5] War Rosa Luxemburg eine demokratische Sozialistin, die den Mehrheitswillen der Arbeiterschaft respektierte, auch wenn er

1 Wesentlich erweiterte Fassung des Referates „Rosa Luxemburg and the Berlin Workers' Uprising in January 1919", vorgetragen auf der Tagung der „Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft" am 2. Mai 1998 in Chicago.

2 Rosa Luxemburg, Gesammelte Werke, Bd. 4, August 1914 bis Januar 1919. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Leitung der Redaktion: Günter Radczun, Berlin [Ost] 1974 [künftig zitiert: R. Luxemburg, GW 4], S. 445 und S. 450. Als Programm der KPD auf dem Gründungsparteitag vom 30. 12. 1918 bis 1. 1. 1919 angenommen.

3 Die deutsche Revolution 1918/19. Dokumente. Hrsg. von Gerhard A. Ritter und Susanne Miller. 2., erheblich erweiterte und überarb. Aufl. [Taschenbuch], Frankfurt a. M. 1983 [künftig zitiert: Ritter/Miller, Die deutsche Revolution 1918/19], S. 184.

4 Vgl.: Feliks Tych, Die Revolution von 1905–1907. Zur Entwicklung der politischen Philosophie Rosa Luxemburgs, in: Die Freiheit der Andersdenkenden. Rosa Luxemburg und das Problem der Demokratie. Hrsg. von Theodor Bergmann, Jürgen Rojahn und Fritz Weber, Hamburg 1995, S. 79–86, hier S. 84 f. Jürgen Rojahn, Parlamentarismus-Kritik und demokratisches Ideal. Wies Rosa Luxemburg einen „dritten Weg"?, in: a. a. O., S. 11–27, hier S. 16–24.

5 Manfred Scharrer, Die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung. 2., verbesserte Aufl., Stuttgart 1985 [künftig zitiert: Scharrer], S. 195–220.

nicht ihren Auffassungen entsprach? Oder war sie die „blutige Rosa", die eine Gewaltherrschaft mit Hilfe einer Minderheit des Proletariats anstrebte? – Der folgende Aufsatz konzentriert sich unter Heranziehung bisher nicht erschlossener Archivalien auf das Verhalten Rosa Luxemburgs und der weiteren KPD-Führer im Arbeiteraufstand vom Januar 1919 in Berlin, wobei andere Aspekte der politischen Entwicklung jener Tage vernachlässigt werden.[6]

Die Phase der Zurückhaltung (4. bis 6. Januar 1919)

Nichts deutete für die Abonnenten der „Roten Fahne", des Zentralorgans der KPD (Spartakusbund), am 5. Januar 1919 darauf hin, daß die Führung der KPD in den nächsten Tagen den entscheidenden Kampf der revolutionären linken Kräfte gegen die nur noch aus Mehrheitssozialdemokraten bestehende Ebert-Scheidemann-Regierung beabsichtigte. In dieser Sonntagsausgabe wurde zwar auf Seite 1 sowohl in der Überschrift als auch in einer relativ kurzen Nachricht von einer halben Spalte die Absetzung des der USPD angehörenden Berliner Polizeipräsidenten Emil Eichhorn durch die nach dem Austritt der USPD-Vertreter nur noch mit Mehrheitssozialdemokraten besetzte preußische Regierung gemeldet und die Arbeiterschaft zu energischen Maßnahmen gegen „diese dreiste Provokation" aufgefordert, aber der Leitartikel war unter dem Titel „Henkersknechte des Zechenkapitals" einem wirtschaftspolitischen Thema gewidmet.

Was in der Geschichtsschreibung bisher nicht Erwähnung gefunden hat: in einer nicht besonders als Extraausgabe gekennzeichneten zweiten Auflage der gleichen Nummer beherrschte ein graphisch äußerst wirkungsvoll gestalteter Aufruf die gesamte Breite der Titelseite. Diese Aufforderung zur Massendemonstration am Sonntagmittag zwei Uhr gegen die Absetzung Eichhorns war gemeinsam unterzeichnet von den Berliner „Revolutionären Obleuten" – das waren die linken Betriebsvertrauensleute der Berliner Großbetriebe –, dem Zentralvorstand der Berliner USPD und der KPD-Zentrale. Im übrigen stimmte diese Extraauflage, die wahrscheinlich erst am späten Sonntagvormittag

6 Hierzu verweise ich auf die einschlägige Literatur: Illustrierte Geschichte der Novemberrevolution in Deutschland. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Autorenkollektiv, wissenschaftliche Leitung: Horst Naumann, Berlin [Ost] 1968, S. 120–131, S. 307–322 und S. 325–330, 2., erweiterte Auflage [allerdings nicht entsprechend kenntlich gemacht]: Autorenkollektiv, wissenschaftliche Leitung: Günter Hortzschansky, Berlin [Ost] 1978, S. 289–302 und S. 304–309; Eberhard Kolb, Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918–1919, erweiterte Ausgabe, Frankfurt a. M., Berlin [West] und Wien 1978 [künftig zitiert: Kolb], S. 223–243; Detlef Lehnert, Sozialdemokratie und Novemberrevolution. Die Neuordnungsdebatte in der politischen Publizistik von SPD und USPD, Frankfurt a. M. und New York 1983, S. 225–249; Susanne Miller, Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918–1920, Düsseldorf 1978 [künftig zitiert: Miller], S. 225–236; David W. Morgan, The Socialist Left and the German Revolution. A History of the German Independent Social Democratic Party, 1917–1922, Ithaca and London 1975 [künftig zitiert: Morgan], S. 212–218; William A. Pelz, The Spartakusbund and the German Working Class Movement 1914–1919, Lewiston, N. Y., und Queenston, Ont., 1987, S. 209–227; Scharrer, S. 195–220; Eric Waldman, The Spartacist Uprising of 1919 and the Crisis of the German Socialist Movement. A Study of the Relation of Political Theory and Party Practice, Milwaukee 1958; Heinrich August Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, 1918 bis 1924, 2., völlig durchgesehene und korrigierte Auflage, Berlin [West] 1985 [künftig zitiert: Winkler], S. 120–131.

ausgeliefert wurde, mit der ursprünglichen Ausgabe inhaltlich überein. Offensichtlich hatten Rosa Luxemburg und die anderen Journalisten der „Roten Fahne" bis zum Redaktionsschluß der üblichen Sonntagsausgabe am Sonnabend gegen 18 oder spätestens 20 Uhr nicht mit solch einer Resolution gegen die Absetzung Eichhorns gerechnet, ein deutliches Indiz, daß die KPD-Führung zu diesem Zeitpunkt nicht an eine direkte Konfrontation der revolutionären Linken mit der Ebert-Scheidemann-Regierung, geschweige denn an eine bewaffnete Auseinandersetzung gedacht hatte.

Selbst am Montag, dem 6. Januar, nach der überraschend hohen Beteiligung an der Sonntagsdemonstration, erweckte die „Rote Fahne" nicht den Eindruck eines Signals zur entscheidenden letzten Schlacht. Unter der Schlagzeile „Eichhorn bleibt" wurde stichwortartig in großen Buchstaben über die Ereignisse des 5. Januar informiert, um anschließend ausführlich darüber zu berichten. Der Aufruf zur Demonstration am 6. Januar um 11 Uhr, wieder unterzeichnet von den „Revolutionären Obleuten", der Berliner USPD und der KPD-Zentrale, nahm lediglich eine halbe Spalte der Titelseite ein. Und der Kommentar befaßte sich nicht etwa mit der Lage in Berlin, sondern unter der Überschrift „Arbeitslos" mit einem sozialpolitischen Thema. In den Ausgaben der „Roten Fahne" vom 5. und 6. Januar 1919 sind keinerlei Anzeichen für die Absicht der KPD-Führung zu entdecken, den bewaffneten Kampf der revolutionären linken Kräfte um die Regierungsgewalt zu beginnen. Wie schon in den vorangegangenen Wochen nutzte die „Rote Fahne" allerdings diese Gelegenheit zur schärfsten Kritik an der – wie die Spartakusführung dies sah – konterrevolutionären Politik der Mehrheitssozialdemokraten.

Nach Paul Levi hatte auf einer Sitzung der KPD-Zentrale am Abend des 4. Januar 1919 völlige Übereinstimmung geherrscht, „daß es sinnlos sei, die ‚Regierung' anzustreben: eine auf das *damalige* Proletariat gestützte Regierung hätte 14 Tage zu leben gehabt, länger nicht. Infolgedessen waren die Mitglieder der Zentrale darüber einig, daß alle Forderungen vermieden werden müßten, die den Sturz der damaligen Regierung mit Notwendigkeit zur Folge haben müßten." Die Forderungen „Rücknahme der Abberufung Eichhorns, Entwaffnung der gegenrevolutionären Truppen [...], Bewaffnung des Proletariats" sollten nicht zwangsläufig zum Regierungsumsturz führen, selbst nicht die letzte Forderung „Bewaffnung des Proletariats", da die Ebert-Scheidemann-Regierung unter den Arbeitern „einen nicht unbeträchtlichen Anhang hatte".[7] Nach einem Erinnerungsbericht des in Berlin weilenden Emissärs der bolschewistischen Regierung Karl Radek antwortete Rosa Luxemburg auf seine Frage nach dem Ziel der von der KPD-Führung mitgetragenen Massenaktion: „[...] der Streik sei ein Proteststreik. Wir wollten sehen, was Ebert wagte, wie die Arbeiter in der Provinz auf die Ereignisse in Berlin reagierten; dann würden wir sehen." Karl Liebknecht hingegen vertraute Radek an, daß er zwar keine rein kommunistische Regierung, aber eine Regierung des USPD-Führers Georg Ledebour mit Unterstützung der „Revolutionären Obleute" für möglich hielt.[8]

7 [Paul Levi,] Georg Ledebour, die Revolution und die Anderen, in: *Die Rote Fahne,* Nr. 14 vom 14. 1. 1920 [künftig zitiert: Georg Ledebour, die Revolution und die Anderen]. Im gleichen Sinne: Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, Berlin 1929 [von der KPD herausgegeben], als Reprint: Frankfurt a. M. 1970 [künftig zitiert: Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution], S. 282 f.

Offenbar war für den 4. Januar überhaupt keine formale Sitzung der KPD-Zentrale angesetzt gewesen, sondern das Thema „Reaktion auf die Eichhorn-Absetzung" wurde in der Redaktion der „Roten Fahne" diskutiert, deren Mitarbeiter wie Rosa Luxemburg (Chefredakteurin und zusammen mit Liebknecht Herausgeberin), Paul Levi, Ernst Meyer und August Thalheimer gleichzeitig Mitglieder der Zentrale waren. Zu diesem Kreis sind wahrscheinlich Genossen wie Radek und möglicherweise noch einige Zentralemitglieder wie Leo Jogiches, Käte und Hermann Duncker ohne formale Einladung hinzugekommen. In dieser informellen Gesprächsrunde wurden bestimmt keine Beschlüsse gefaßt, sondern es mag sich im Laufe der Diskussion eine gewisse Tendenz zu einer gemeinsamen Beurteilung der Lage in dem Sinne herauskristallisiert haben, wie sie Levi ein Jahr später dargestellt hat. Für eine offizielle Sitzung der KPD-Zentrale hätte man sicherlich einen Termin gewählt, der auch Liebknecht und Wilhelm Pieck, beide ebenfalls Mitglieder der Zentrale, die Teilnahme ermöglicht hätte. Doch diese berieten als KPD-Repräsentanten auf einer routinemäßigen Sitzung der „Revolutionären Obleute" über die Reaktion der Berliner Linken auf die Absetzung des Polizeipräsidenten Eichhorn, ohne Kenntnis von der Leitlinie der KPD-Zentrale zu haben – falls es diese überhaupt gab. Dabei setzte sich Pieck von Anfang an für einen Sturz der Ebert-Scheidemann-Regierung ein, Liebknecht erst nach dem Beschluß der „Revolutionären Obleute" am Sonntagabend.[9]

Die Rolle der KPD-Vertreter Liebknecht und Pieck in der Aufstandsleitung

Aufschlußreiche, bisher unbekannte Einzelheiten über die Aktivitäten Piecks und vor allem über die Haltung der KPD-Zentrale in den Tagen des Januaraufstandes 1919 sowie über den Verlauf der Beratungen und Aktionen im Lager der Berliner revolutionären Linken bietet ein als Typoskript vorliegender detaillierter Bericht Piecks, im Frühjahr 1920 verfaßt und in späteren Jahren nur stark verkürzt und verändert publiziert.[10] Nach

8 Karl Radek, November – Eine kleine Seite aus meinen Erinnerungen, in: Otto-Ernst Schüddekopf, Karl Radek in Berlin. Ein Kapitel deutsch-russischer Beziehungen im Jahre 1919, in: *Archiv für Sozialgeschichte,* Bd. 2 (1962), S. 137 [künftig zitiert: Radek, November]. Aus inhaltlichen Gründen kann die Äußerung Luxemburgs gegenüber Radek nur am Montag oder Dienstag (6. oder 7. 1.) erfolgt sein.

9 Siehe unten, S. 180 und S. 182.

10 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Berlin-Lichterfelde (im folgenden: SAPMO-BArch), NY 4036, Nr. 488, Bl. 54–193 bzw. Bl. 195–325: „Zur Parteigeschichte der KPD, geschrieben von Wilhelm Pieck", lt. handschriftl. Zusatz (Bl. 195) für die Zeit vom 28. 10. 1918 bis 10. 2. 1920, zwei tagebuchartige, wortgleiche Manuskripte in Maschinenschrift; in der Fassung auf Bl. 195–325, offensichtlich der ersten Fassung, sind die damals – 1920 – noch lebenden Personen mit Zahlen bezeichnet, um bei Beschlagnahme des Manuskriptes durch die Polizei kein Material für Strafverfolgungen zu liefern; für die vorliegende Studie wurde die Fassung von Bl. 54–193, in der die Zahlen durch die Personennamen ersetzt wurden, benutzt [künftig zitiert: Pieck-Manuskript (1920)]. Ein weiteres Exemplar des Manuskriptes (mit Zahlen statt Personennamen) befindet sich im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, Nachlaß Paul Levi, Mappe 285/Box 142. Spätere gedruckte Versionen dieses Berichtes: Der 9. November in Berlin. Erinnerungen von Wilhelm Pieck, in: *Die Rote Fahne,* Nr. 265 vom 9. 11. 1928 ff., ab Nr. 272 vom 17. 11. 1928: Vor zehn Jahren. Erinnerungen von Wilhelm Pieck; ders., Die Gründung der KPD. Erinnerungen an die Novemberrevolution, Berlin o. J. [wahrscheinlich 1929 – Hinweis in der *Roten Fahne,* Nr. 9 vom 11. 1. 1929, Beilage] [künftig zitiert: Pieck (1929)]; ders.,

dem Pieck-Manuskript kamen die „Revolutionären Obleute" bereits auf ihrer Sitzung am Abend des 4. Januar zu dem Schluß, daß sich der Kampf gegen die Absetzung Eichhorns wahrscheinlich zum Kampf um die Regierungsgewalt entwickeln würde. „Es war in der Versammlung eine äußerst entschlossene Stimmung vorhanden. Eichhorn sollte unter keinen Umständen von seinem Posten weichen. Man war sich aber auch darüber klar, daß die Regierung ihre Absicht [die Absetzung Eichhorns] mit allen Mitteln durchzuführen bestrebt sein werde und daß deshalb der Kampf um das Polizeipräsidium der Kampf um die Regierung selbst sei. Es brauchte zwar nicht so zu sein, aber daß es dazu kommen würde, lag auf der Hand." Pieck wies in der Diskussion darauf hin, daß die Ebert-Scheidemann-Regierung die in der Umgebung Berlins stationierten Truppen bald zur Entwaffnung der Berliner Arbeiter einsetzen würde, und trat für ein sofortiges Losschlagen gegen die Regierung Ebert-Scheidemann ein, „um sie zu überrumpeln. Nach den von der Matrosendivisionsleitung gemachten Zusicherungen sei Aussicht vorhanden, daß die Matrosen [d. h. die Volksmarinedivision], die Sicherheitswehren und einige Berliner Regimenter zu uns übergehen würden".[11] Nach einem 1929 veröffentlichten Bericht Piecks ergänzte Liebknecht die Argumente Piecks „in die gleiche Richtung".[12] Der Vertreter des Berliner USPD-Zentralvorstandes Paul Brühl überbrachte den „Revolutionären Obleuten" einen am selben Abend einstimmig gefaßten Beschluß dieses Parteigremiums, „die Arbeiter aufzufordern, gegen die Regierung aufs schärfste vorzugehen, und gab sein Einverständnis mit den Ausführungen des Genossen Pieck". Eine große Anzahl der Redner, darunter auch der USPD-Führer Georg Ledebour, sprach im gleichen Sinne. Nur Ernst Däumig, der die militärischen Planungen der Aufständischen für die Novemberrevolution 1918 in Berlin in der Hand gehabt hatte, warnte eindringlich vor einer Massenaktion mit dem Ziel eines Regierungsumsturzes, da diese Bestrebungen wegen des Fehlens jeglicher Planung auf Berliner und überregionaler Ebene nur mit einem Fiasko für die revolutionäre Linke enden könnten.[13]

In der einschlägigen Historiographie ist häufig auf die Unlogik des Auslösers für den Januaraufstand, die Entlassung des Polizeipräsidenten Eichhorn, hingewiesen worden: eigentlich hätte ein Rücktritt des der USPD angehörenden Polizeichefs nahegelegen, nachdem die USPD-Volksbeauftragten am 29. Dezember 1918 – genauso wie wenige Tage später die USPD-Minister und -Staatssekretäre des preußischen Kabinetts – aus Protest gegen die Politik ihrer SPD-Kollegen aus der jeweiligen Regierung ausgeschieden waren, wobei dieser Schritt von den Linken in der USPD und dem Spartakusbund schon frühzeitig gefordert worden war.[14]

[Forts. von Anm. 10]
Reden und Aufsätze. Auswahl aus den Jahren 1908–1950, Bd. 1, 4., unveränderte Aufl., Berlin [Ost] 1954, S. 80–122 [künftig zitiert: Pieck (1954)] [1. Auflage 1950]; ders., Gesammelte Reden und Schriften. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bd. 1, August 1904 bis Januar 1919, Berlin [Ost] 1959, S. 412–483, letztere Version mit dem Zusatz: „Nach Tagebuchaufzeichnungen, 1920" (gemeint ist das tagebuchartige Manuskript von 1920), aber insbesondere für die Zeit des Januaraufstandes mit vielen im Text nicht gekennzeichneten Auslassungen.

11 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 108 f.

12 Pieck (1929), S. 27.

13 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 110 (mit Zitat) und Bl. 109.

14 Hierzu z. B.: Scharrer, S. 197 f.; Winkler, S. 120.

Doch eine Amtsaufgabe Eichhorns war von den Unabhängigen Sozialdemokraten nie verlangt worden. Er besaß ein hohes Ansehen bei den Berliner USPD-Mitgliedern, die ihn noch vor dem USPD-Vorsitzenden Hugo Haase auf Platz 1 der Berliner USPD-Kandidatenliste für die Wahlen zur Nationalversammlung gesetzt hatten. Bei dem Protest der Berliner Arbeiterschaft spielte m. E. auch eine Rolle, daß der Polizeipräsident als Beamter angesehen wurde, der nur im Falle offensichtlicher Dienstverfehlungen suspendiert werden konnte. Eichhorns Entlassung wurde als ehrenrührig, ungerechtfertigt und rein parteipolitisch bedingt empfunden. Gleichzeitig hatten sich infolge der bewaffneten Zusammenstöße am 6. und 24. Dezember 1918 in Berlin politische Spannungen aufgebaut, die durch das Ausbleiben von Reformmaßnahmen, z. B. Sozialisierung von Industriebereichen und Demokratisierung der Armee, verschärft wurden.

Die „Revolutionären Obleute" waren sich auf ihrer Sitzung am späten Sonnabend über die mögliche Resonanz eines Aufrufes zur Protestaktion unsicher, da die Arbeiterschaft wegen des Sonntags nicht direkt von ihren Vertrauensleuten instruiert und aus den Fabriken auf die Straße geführt, sondern nur über Zeitungen und über Flugblätter informiert werden konnte. Deshalb vertagten die Betriebsvertrauensleute an diesem späten Sonnabend die Frage eines sofortigen Regierungsumsturzes und riefen für den 5. Januar in den Zeitungen der USPD und der KPD lediglich zu einer Protestdemonstration auf. Möglicherweise wirkte als weiterer Grund für die Beschränkung auf eine bloße Protestaktion mit, daß der Leiter der Volksmarinedivision Heinrich Dorrenbach (dem im Laufe des 6. Januar die Matrosen das Vertrauen entzogen) es ablehnte, Matrosen zur sofortigen Verhaftung der Regierungsmitglieder in der Nacht vom 4. zum 5. Januar [!] bereitzustellen. Dieser von Pieck und einigen Betriebsvertrauensleuten im Auftrag der Versammlung verfolgte Plan wurde dann erst einmal aufgegeben, weil die „Revolutionären Obleute" selbst dafür keine bewaffneten Kräfte zur Verfügung hatten.[15]

Die Protestdemonstration am Sonntag, dem 5. Januar, verlief unter starker Beteiligung der Berliner Arbeiterschaft und unter großer Zurückhaltung der führenden linken Redner bei ihren Ansprachen, in denen extra aufgefordert wurde, „es mit der Demonstration an diesem Tage genug sein zu lassen und erneut am anderen Morgen wieder in der Siegesallee zu erscheinen [...]". Dennoch besetzten einige Demonstranten ohne Anweisung der „Revolutionären Obleute" spontan die Gebäude des „Vorwärts" und einiger bürgerlicher Zeitungen.[16]

Während Rosa Luxemburg und die anderen Mitglieder der KPD-Zentrale diese Sonntagsaktion als eine der vielen linken Protestdemonstrationen gegen die Regierung ansahen und deshalb die Montagsausgabe der „Roten Fahne" sowohl in der Aufmachung des Aufrufs zum Massenstreik am selben Tag wie in der Berichterstattung über die Sonntagsereignisse relativ zurückhaltend gestalteten, herrschte bei den „Revolutionären Obleuten" am Abend des 5. Januar eine euphorische Stimmung, in der mit überwältigender Mehrheit bei nur sechs Gegenstimmen – darunter die des Führers der Massenaktionen im Weltkrieg Richard Müller – der Beschluß zur Ausrufung des Massenstreiks am 6. Januar mit dem Ziel eines Sturzes der Ebert-Scheidemann-Regierung gefaßt

15 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 110 und Bl. 111 f.
16 A. a. O., Bl. 113.

wurde.[17] Der äußerst kurz gehaltene Aufruf enthielt jedoch keine direkte Forderung zur Regierungsablösung.[18]

In dem Pieck-Manuskript von 1920 wird nicht erwähnt, ob und in welchem Sinne sich Liebknecht auf dieser Sitzung der „Revolutionären Obleute" am Abend des 5. Januar 1919 geäußert hat. Nach Richard Müller trat Liebknecht erst für den Regierungsumsturz ein, nachdem auf der Sitzung der „Revolutionären Obleute" die – später sich als falsch herausstellenden – Nachrichten über eine Unterstützung der Aufständischen durch die Berliner Truppen verbreitet worden waren. Liebknecht und Pieck, so berichtet Richard Müller, „stellten die schärfsten Forderungen auf und griffen jeden an, der es wagte, Bedenken vorzutragen".[19] Nach eigenem Bekunden war Pieck einer der Wortführer für ein radikales, sogar putschistisches Vorgehen. Er entwickelte in den revolutionären Gremien immer wieder Initiativen. So wurde z. B. auf seinen Antrag ein „Revolutionsausschuß" mit 33 Mitgliedern gebildet, in dem Ledebour, Liebknecht und von den Obleuten Paul Scholze gemeinsam den Vorsitz wahrnahmen. Dieser „Revolutionsausschuß" beschloß in der ab 12 Uhr nachts stattfindenden Sitzung, „noch in der Nacht die Kabinettsmitglieder zu verhaften [!], die militärisch wichtigen Gebäude am Montag zu besetzen", die Arbeiter zu bewaffnen und Kommissionen einzurichten. Zur Umsetzung dieser Beschlüsse reichte jedoch die Energie der Aufstandsleitung nicht mehr aus, und sie löste sich trotz Piecks Protest gegen zwei Uhr nachts auf.[20]

Allerdings verhandelten anschließend in der Nacht Liebknecht und drei weitere Mitglieder des „Revolutionsausschusses" – darunter offensichtlich auch Pieck – mit dem Führer der Volksmarinedivision Dorrenbach. Dieser erklärte sich im Gegensatz zur vorangegangenen Nacht, wohl beeindruckt von der massiven Beteiligung der Arbeiter an der Sonntagsdemonstration, bereit, Matrosen zur Verhaftung der Regierungsmitglieder einzusetzen. Doch am nächsten Tag stellte sich heraus, daß keine Verhaftung erfolgt war, wobei unklar blieb, ob überhaupt ein Versuch unternommen worden war.[21] Der Beschluß des „Revolutionsausschusses" und der daraus resultierende Versuch einer Festnahme der Regierungmitglieder trug genauso wie der bereits im Ansatz steckengebliebene Plan in der vorangegangenen Nacht[22] den Charakter eines Putsches, weil noch vollständig unklar war, ob die Mehrheit der Berliner Arbeiter hinter den Aufständischen stehen würde, und trotz einiger positiver Einschätzungen Ungewißheit über die Haltung der in Berlin stationierten Soldatenformationen bestand. Dennoch handelten Pieck und Liebknecht bei diesen Initiativen durchaus im Sinne einer großen Mehrheit der „Revolutionären Obleute", die beabsichtigten, „mit einem glücklichen Handstreich [!] die Hauptpositionen zu nehmen und dadurch die Macht in die Hände des Proletariats zu bringen", wie es der führende revolutionäre Obmann Heinrich Malzahn auf einer Sitzung der Berliner

17 Ebda.; Richard Müller, Der Bürgerkrieg in Deutschland. Geburtswehen der Republik, Berlin 1925 [künftig zitiert: Müller, Bürgerkrieg], S. 32–34.

18 Text in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkommitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Reihe 2: 1914–1945, Bd. 3, Januar 1919–Mai 1919, Berlin [Ost] 1958 [künftig zitiert: DuM 3], S. 11.

19 Müller, Bürgerkrieg, S. 33, Zitat: S. 35.

20 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 114.

21 A. a. O., Bl. 114 f.

22 Siehe oben, S. 181.

USPD-Arbeiterräte am 9. Januar 1919 formulierte.[23] Diese nicht realisierten Verhaftungspläne, sehr detailliert und glaubwürdig von Pieck geschildert, sind bis heute der Öffentlichkeit verborgen geblieben. Dagegen wurde eine schriftliche Erklärung vom 6. Januar über die Regierungsübernahme durch den „Revolutionsausschuß" allgemein bekannt, weil der nach Ende der Besetzung durch die Aufständischen wieder von den Mehrheitssozialdemokraten herausgegebene „Vorwärts" am 14. Januar 1919 ein Faksimile des mit den Unterschriften von Liebknecht und Paul Scholze versehenen Schriftstückes veröffentlichte.[24] Die beiden Vertreter des Spartakusbundes in den Aufstandsgremien Liebknecht und Pieck agierten an diesem Sonntag genauso wie am Sonnabend ohne Verbindung zu den übrigen Mitgliedern der KPD-Zentrale.[25]

Der 6. Januar sah eine der machtvollsten Massendemonstrationen der Berliner Arbeiterschaft in dieser Zeit. „Was am Montag in Berlin sich zeigte, war vielleicht die größte proletarische Massentat, die die Geschichte je gesehen hat [...]. Vom Roland zur Viktoria standen die Proletarier Kopf an Kopf. Bis weit hinein in den Tiergarten standen sie. Sie hatten ihre Waffen mitgebracht, sie ließen ihre roten Banner wehen." Mit diesen Worten schilderte Levi ein Jahr später seinen Eindruck von dieser Aktion.[26] Es sah so aus, als ob die revolutionäre Linke in Berlin einen großen Triumph erzielt hätte und die Ebert-Scheidemann-Regierung sich angesichts dieser massenhaften Gegnerschaft nicht halten könnte.

Doch der „Revolutionsausschuß" war nicht fähig, diese günstige Lage auszunutzen. Die führenden Mitglieder waren damit beschäftigt, Reden vor den Demonstranten zu halten, vor allem aber damit, die Berliner Truppen für die Unterstützung der revolutionären Linken zu gewinnen. Die im Marstall verbliebenen Mitglieder des „Revolutionsausschusses" kamen nicht dazu, untereinander über die nächsten Maßnahmen zu beraten, da – so Pieck – „eine Unmenge von Delegationen, die Anweisungen haben wollten", sie davon abhielten.[27] Ein Teilnehmer der Demonstrationen, der USPD-Arbeiterrat Stahlberg, gab auf einer parteiinternen Sitzung am 9. Januar eine aufschlußreiche Schilderung der Massenaktionen am 6. und 7. Januar: „Die Massen riefen nach den Führern, um Direktiven zu weiteren Taten zu bekommen, doch die Führer waren nicht vorhanden, und jeder, der schreien konnte, kommandierte." Und Stahlberg faßte seine Eindrücke mit den Worten zusammen: „Es war ein ganz wirres Durcheinander."[28] Die in

23 SAPMO-BArch, RY II 143, Nr. 2, Bl. 30–50: „Protokoll der Sitzung der auf dem Boden der USPD stehenden Arbeiterräte Berlins mit dem Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte Groß-Berlins am Donnerstag, dem 9. Januar 1919 im Plenarsaal des Abgeordnetenhauses" [Maschinenschrift] sowie eine zweite Fassung dieser Sitzung in derselben Akte, Bl. 1–19: „Sitzung der Arbeiterräte der USP am 9. Januar 1919" (beide im folgenden: Prot. ARe USPD, 9. 1. 1919), hier Bl. 31. Die Fassungen unterscheiden sich insofern, als die Redebeiträge unterschiedlich ausführlich protokolliert worden sind, ohne inhaltliche Veränderungen aufzuweisen.

24 Siehe unten, S. 184.

25 Es ist nicht feststellbar, ob Liebknecht und Pieck am Sonnabend noch vor der Sitzung der „Revolutionären Obleute" mit den anderen Mitgliedern der KPD-Zentrale Kontakt hatten (vgl. dazu oben, S. 179).

26 Georg Ledebour, die Revolution und die Anderen. – Das Denkmal für die englische Königin Victoria stand südlich des Reichstagsgebäudes in der Nähe des Brandenburger Tores – Westseite. Mit dem Roland ist nicht der Roland am Märkischen Museum, sondern der damalige Rolandsbrunnen am Kemperplatz gemeint, der am südöstlichen Rand des Tiergartens gelegen war.

27 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 116 und Bl. 118 f.; Zitat: Bl. 119.

28 Prot. USPD-ARe, 9. 1. 1919, Bl. 57 und Bl. 38.

der USPD und der KPD organisierten Demonstranten wurden aufgefordert, Waffen in Empfang zu nehmen und sich für revolutionäre Aktionen bereitzuhalten. Doch da keine richtige Organisation zustande kam, entfernten sich viele bewaffnete Arbeiter und standen nicht mehr für Aufträge des „Revolutionsausschusses" zur Verfügung. Nach Piecks Aufzeichnungen „herrschte in dem Ausschuß noch keine klare Vorstellung, [...] wie die bewaffneten Arbeiter militärisch organisiert und sie zu bestimmten planmäßigen Aktionen geführt werden sollten [...]".[29] Es wurden zur Besetzung von Regierungsgebäuden einige bewaffnete Trupps ausgesandt, die auf Initiative Piecks zu ihrer Legitimation eine maschinenschriftliche Erklärung des „Revolutionsausschusses" über die Absetzung der Ebert-Scheidemann-Regierung und über die vorläufige Übernahme der Macht durch das revolutionäre Gremium erhielten. Die alte Besatzung des Kriegsministeriums wollte das Gebäude nur dann den bewaffneten Revolutionären übergeben, wenn auf der vorgewiesenen Deklaration des „Revolutionsausschusses" die Unterschriften der Vorsitzenden vorgewiesen werden könnten. Deshalb holte der mit der Besetzung beauftragte Matrose Wilhelm Lemmgen als Anführer dieses revolutionären Trupps für die nur in Maschinenschrift aufgeführten Namen der Vorsitzenden des „Revolutionsausschusses" Ledebour, Liebknecht und Scholze die Unterschriften ein, wobei Liebknecht auch für den abwesenden Ledebour unterschrieb.[30] Liebknecht, der einen großen Teil der Zeit mit Ansprachen an die Demonstranten beschäftigt war, hatte höchstwahrscheinlich mit der Entstehung der Erklärung nichts zu tun, wie aus der am 22. Januar 1919 gemachten Aussage Lemmgens hervorgeht: „Liebknecht las sich das Schriftstück längere Zeit durch. Ich hatte den Eindruck, daß es ihm neu sei."[31] Statt zu seinem bewaffneten Trupp vor dem Kriegsministerium ging Lemmgen, dem unterdessen Bedenken gekommen waren, mit dem unterschriebenen Dokument nach Hause und übergab es später einem Vertreter der SPD-Regierung.[32]

Die Kritik an dieser Proklamation des Regierungsumsturzes und am Verhalten Liebknechts, wie sie unmittelbar nach dem Januaraufstand von Rosa Luxemburg und später auch von Historikern geäußert wurde, ist m. E. unberechtigt. Denn in der ersten Tageshälfte des 6. Januar, als die Erklärung formuliert und vervielfältigt wurde, sah es so aus, als ob die erdrückende Mehrheit der Berliner Arbeiterschaft auf eine Ablösung der Regierung Ebert-Scheidemann drängte. Die beabsichtigte Übernahme der Regierung durch die Aufständischen und die Besetzung der Regierungsgebäude waren also kein Putsch, keine Aktion einer kleinen revolutionären Gruppe, sondern – wenn auch nur am Montag und Dienstag – der Ausfluß einer gewaltigen Massenbewegung der eindeutigen

29 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 116.

30 A. a. O., Bl. 117 f.; Pieck (1954), S. 114 f. In der letzteren Version Piecks wird hervorgehoben, daß die Erklärung zur Regierungsübernahme durch die revolutionäre Linke auf mehrfaches Verlangen von Deputationen verschiedener Regimenter zustande gekommen sei, während nach dem Manuskript von 1920 der Entschluß zur Abfassung dieser Erklärung auf Grund eigener Überlegungen der Revolutionäre erfolgt sein soll.

31 Landesarchiv Berlin, A Rep. 358, Generalstaatsanwalt beim Landgericht Berlin [künftig zitiert: LAB, A Rep. 358], Nr. 466 [Untersuchungsverfahren gegen Ledebour wegen Aufruhrs etc.], Bd. 1, Bl. 31.

32 Der Ledebour-Prozeß. Gesamtdarstellung des Prozesses gegen Ledebour wegen Aufruhr etc. vor dem Geschworenengericht Berlin-Mitte vom 19. Mai bis 23. Juni 1919, auf Grund des amtlichen Stenogramms bearbeitet und mit einem Vorwort versehen von Georg Ledebour, Berlin 1919, S. 298–307.

Mehrheit des Berliner Proletariats. Das heißt, diese Maßnahmen und auch die Erklärung zum Regierungsumsturz besaßen genauso wie der Regierungsumsturz am 9./10. November 1918 in Berlin ihre revolutionäre Legitimation.[33] Auch das Argument, eine Regierung Ledebour-Liebknecht-„Revolutionäre Obleute" in Berlin wäre auf die Reichshauptstadt und wenige Industriezentren begrenzt und damit isoliert geblieben, ist zwar richtig, aber nur aus der Retrospektive. Wie im November 1918, als die Informationen über die in der Arbeiterschaft vorhandene Bereitschaft zur revolutionären Erhebung im Reich äußerst ungünstig lauteten,[34] aber der revolutionäre Funke dennoch zündete und in Windeseile von einem Ort zum anderen – erst ganz zuletzt nach Berlin – übersprang, hätte möglicherweise auch im Januar 1919 – diesmal mit dem Ausgangspunkt Berlin – eine ähnliche Bewegung entstehen und den größten Teil des Deutschen Reiches erfassen können. Die Aktion im Januar 1919 wurde erst zu einem Putsch, als deutlich wurde, daß ab Mittwoch, dem 8. Januar, die Masse des Berliner Proletariats nicht mehr hinter der Forderung nach einer gewaltsamen Regierungsablösung stand.

Eine große, vollständig unerwartete Enttäuschung bereiteten die Berliner Truppen der revolutionären Linken: alle in Berlin stationierten militärischen Formationen erklärten sich in der politischen Auseinandersetzung für neutral oder zugunsten der Ebert-Scheidemann-Regierung. Sogar die Volksmarinedivision, die in den Weihnachtstagen 1918 nur dank der Hilfe der Berliner Arbeiter einen Angriff der Regierungstruppen erfolgreich abgewehrt hatte und deren Quartier, der Marstall, dem „Revolutionsausschuß" als Tagungsstätte diente, widerrief am späten Montagnachmittag die von ihrem Leiter Dorrenbach gegebene Unterstützung und drängte die Aufständischen sehr massiv aus dem Haus. Die „Revolutionären Obleute" „wurden [...] mit den gröbsten Schimpfworten aus dem Marstall gewiesen".[35]

Ein weiteres Hindernis für die Beseitigung der mehrheitssozialdemokratischen Regierung bestand darin, daß die Mehrheitssozialdemokraten wie die Aufständischen ebenfalls den Generalstreik ausgerufen und ihre Anhänger in der Wilhelmstraße vor dem Reichskanzlerpalais versammelt hatten. Obwohl die große Mehrheit der Arbeiter – Levi spricht von 200000 Demonstranten[36] – gegen Ebert und Scheidemann demonstrierten, reichten einige tausend oder zehntausend mehrheitssozialdemokratische Anhänger auf den Straßen rund um das Reichskanzlerpalais aus, um die SPD-Regierung vor revolutionären Trupps zu schützen, da die Regierungsgegner in ihrer großen Mehrheit ein Blutvergießen im Bruderkampf vermeiden wollten. Dennoch kam es schon an diesem Montag an verschiedenen Stellen der Stadt zwischen unterdessen bewaffneten Regierungsanhängern und den aufständischen Arbeitern zu vereinzelten Schießereien mit Toten und Verwundeten.

33 Vgl. hierzu: Scharrer, S. 213–215.

34 Ottokar Luban, Rosa Luxemburg, Spartakus und die Massen. Vier Beispiele zur Taktik der Spartakusgruppe bzw. des Spartakusbundes, in: Reform – Demokratie – Revolution. Zur Aktualität von Rosa Luxemburg. Hrsg. von Theodor Bergmann und Wolfgang Haible, Supplement der Zeitschrift *Sozialismus*, Mai 1997 [künftig zitiert: Luban: Rosa Luxemburg, Spartakus und die Massen], S. 20–22.

35 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 119 f.; Zitat: Bl. 120.

36 Georg Ledebour, die Revolution und die Anderen.

Von der Volksmarinedivision aus dem Marstall hinausgeworfen, siedelte der „Revolutionsausschuß" notgedrungen in das Polizeipräsidium am Alexanderplatz über, wo die „Revolutionären Obleute" bereits einen Vorschlag der USPD-Führer Rudolf Breitscheid, Oscar Cohn, Wilhelm Dittmann, Karl Kautsky und Luise Zietz diskutierten, mit der mehrheitssozialdemokratischen Regierung in Verhandlungen zu treten. Liebknecht und Pieck setzten sich mit aller Entschiedenheit gegen eine Verhandlungsaufnahme ein, die jedoch mit 51 zu 10 Stimmen von den „Revolutionären Obleuten" gebilligt wurde.[37]

Luxemburgs erste Reaktion auf die Massenbewegung

Am Montagabend bekam die Spartakusführung zum erstenmal seit Freitag oder Sonnabend wieder Verbindung mit ihren beiden Repräsentanten bei den „Revolutionären Obleuten". Am Rande der Sitzung der jetzt im Polizeipräsidium tagenden Aufstandsführung – offensichtlich noch vor der Abstimmung über eine Verhandlungsaufnahme – konnten die Mitglieder der KPD-Zentrale Jogiches und Levi von Liebknecht und Pieck Einzelheiten über die seit Sonnabend im Kreise der Berliner revolutionären Linken erfolgten Beratungen erfahren und miteinander über die politische Situation beraten.[38] Nach der überwältigenden Beteiligung an der Massenaktion am Montag und auf Grund der von Liebknecht und Pieck erhaltenen Informationen, die Jogiches und Levi sicherlich sofort an Rosa Luxemburg und die anderen Redakteure weitergaben, widmete sich die KPD-Führerin in einem am 7. Januar in der „Roten Fahne" erschienenen, also am 6. Januar geschriebenen Leitartikel „Was machen die Führer?" erstmals der spontanen Massenbewegung gegen die Regierung. Luxemburg stellte die Frage, ob die Führer das gleiche Ausmaß an revolutionärer Energie hätten wie die Massen, denen sie bescheinigte, revolutionär zu handeln. Gleichzeitig forderte sie die Aufstandsführung auf: „Den Massen, den revolutionstreuen Soldaten müssen klare und rasche Direktiven gegeben, ihrer Energie, ihrer Kampflust müssen die richtigen Ziele gewiesen werden." Außer den Zielen „Gegenrevolution entwaffnen" und „Massen bewaffnen", die bereits am 5. Januar in der „Roten Fahne" propagiert worden waren, wurde nunmehr das Ziel „alle Machtpositionen besetzen" verkündet, ein deutlicher Hinweis auf den Sturz der Ebert-Scheidemann-Regierung, ohne jedoch die Forderung danach direkt auszusprechen.[39]

Die zurückhaltende Form der Kritik an den Führern der revolutionären Linken ist darauf zurückzuführen, daß Rosa Luxemburg bei der Abfassung des Kommentars noch nichts von der Zustimmung der „Revolutionären Obleute" zur Verhandlungsaufnahme wußte. Denn in der KPD-Zeitung vom 7. Januar 1919 ist unter der Überschrift „Haase und Genossen ‚vermitteln'!" lediglich vom Vermittlungsangebot der zentralen USPD-Führung an die SPD-Vertreter und von Beratungen der „Revolutionären Obleute", nicht aber von deren Zustimmung zum Vorschlag der Führer der Unabhängigen die Rede.

37 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 120 f.
38 A. a. O., Bl. 121.
39 Der Leitartikel ist auch abgedruckt in: R. Luxemburg, GW 4, S. 518–520.

Am Dienstag, dem 7. Januar, fiel die Beteiligung an den Demonstrationen gegen die Ebert-Scheidemann-Regierung etwas geringer aus als am Vortag, war jedoch immer noch beeindruckend. Allerdings blieben die revolutionären Arbeiter wiederum „ohne jegliche Parolen und Direktiven". Der „Revolutionsausschuß" kam um 11 Uhr vormittags zusammen; dort wurde „aber nichts Wesentliches beschlossen". Die Verhandlungen einer von den „Revolutionären Obleuten" beauftragten Abordnung mit führenden USPD-Mitgliedern einerseits und den mehrheitssozialdemokratischen Führern andererseits kamen zu keinem Ergebnis, weil die Mehrheitssozialdemokraten als Vorbedingung für Abmachungen auf der Räumung der Zeitungsgebäude bestanden. Hierzu waren die „Revolutionären Obleute" nicht bereit, wollten die Verhandlungen aber fortgeführt wissen.[40]

Im Laufe des Dienstages erfolgte die Besetzung weiterer Gebäude durch revolutionäre Arbeiter, wobei es unklar blieb, ob es sich um spontane oder vom „Revolutionsausschuß" angeordnete Aktionen handelte. Die Schießereien wurden zahlreicher. Es gab mehr Verwundete und Getötete als am Vortag. Am Abend des 7. Januar wurde die Druckerei der „Roten Fahne" von bewaffneten Trupps der Regierung für längere Zeit besetzt, so daß die bereits im Satz fertiggestellte Mittwochnummer der KPD-Zeitung nicht im vollen Umfang gedruckt, sondern nur noch eine einseitig bedruckte Ausgabe hergestellt werden konnte.

Luxemburgs Kurswechsel am 7. Januar: Sturz der SPD-Regierung!

Am Dienstagmittag kam es erstmals seit Beginn der Massenaktionen zu einer Sitzung der KPD-Zentrale mit Liebknecht und Pieck. „Die Genossen Luxemburg und Jogiches drängten auf eine entschlossenere Kampfesführung [!] und klare Parolen."[41] Diese Besprechung der Spartakusführung mit ihren beiden Vertretern in den revolutionären Gremien am 7. Januar sowie das Drängen von Jogiches und Luxemburg auf ein entschiedeneres Vorgehen der Aufstandsführung sind bisher unbekannt geblieben. Offensichtlich wurde diese Sitzung der KPD-Zentrale in den veröffentlichten Berichten Piecks und Levis sowie in dem von der KPD 1929 herausgegebenen Werk über die Novemberrevolution[42] immer unterschlagen, um die Legende von der Ablehnung des Regierungsumsturzes durch die Mehrheit der KPD-Zentrale und Rosa Luxemburg stricken zu können. Daß Luxemburg tatsächlich seit Dienstagmittag – 7. Januar – die Zeit zum Kampf um die Regierungsmacht gekommen sah, ist ihrem Leitartikel „Versäumte Pflichten" vom 8. Januar,[43] geschrieben am 7. Januar, zu entnehmen. Mehrmals sprach Luxemburg die Notwendigkeit aus, zur Fortführung der Revolution, zur Verwirklichung des Sozialismus müsse „die Regierung Ebert-Scheidemann hinweggeräumt [!] werden". Sie müsse „mit ihrem Anhang [...] von der Macht vertrieben [!] werden." Allerdings wandte sie sich deutlich gegen eine bloße Putschtaktik: „Die Regierung Ebert-Scheidemann

40 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 122 f.; Zitate: Bl. 122.
41 A. a. O., Bl. 122.
42 Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, S. 282–284.
43 Auch abgedruckt in: R. Luxemburg, GW 4, S. 521–524.

hinwegräumen heißt nicht, ins Reichskanzlerpalais stürmen und die paar Leute verjagen oder festnehmen, es heißt vor allem, sämtliche tatsächliche Machtpositionen ergreifen und sie auch *festhalten und gebrauchen.*" Als Beispiele nannte sie dazu:

Erstens sollten die „Revolutionären Obleute" beim besetzten „Vorwärts" für eine „sofortige Redaktionsführung im Sinne der revolutionären Arbeiterschaft Berlins" sorgen, wobei Ledebour und Däumig aufgerufen wurden, als Redakteure mitzuwirken, denn die Linke in der USPD habe kein eigenes Organ. Hintergrund dieses Vorschlages war ein Ersuchen der „Vorwärts"-Besatzung an die führenden KPD-Mitglieder, die Redaktion des revolutionären „Vorwärts" zu übernehmen, was abgelehnt wurde, „weil wir uns nicht zu sehr als Partei mit der Besetzung des ‚Vorwärts' verbinden wollten".[44]

Zweitens sollte das besetzte Wolffsche Telegraphenbüro den Berliner Revolutionären für die Verbreitung der Informationen über die Lage in Berlin dienen, damit „ein geistiger Zusammenhang zwischen der Berliner Arbeiterschaft und der revolutionären Bewegung im ganzen Reiche hergestellt" werde, „ohne den die Revolution weder hier noch dort siegen kann".

Drittens dürften keine Verhandlungen mit der Regierung geführt werden, mit der man im schärfsten Kampfe stehe. „Diese Verhandlungen können ja nur zu zweierlei führen: entweder zu einem Kompromiß oder – was sicherer – bloß zu einer Verschleppung, die von den Ebert-Leuten ausgenutzt wird, um die brutalsten Gewaltmaßnahmen vorzubereiten."

Viertens müßte den auf die Straße gerufenen Massen „klar und deutlich gesagt werden, was sie zu tun haben, oder mindestens, was vorgeht, was von Freund und Feind getan und geplant wird. In Zeiten der revolutionären Krise gehören die Massen selbstverständlich auf die Straße." Dabei sollten diese revolutionären Arbeiter „über alles, was getan und gelassen wird, zur Entscheidung gerufen werden". Als Thema für eine Entscheidungsfindung der Massen führte Luxemburg die Aufnahme von Verhandlungen mit der Regierung an, die bestimmt eine schroffe Ablehnung durch die Demonstranten erfahren hätte. Gleichzeitig werde das Verbleiben der revolutionären Arbeiterschaft auf den Straßen als Warnung für die Feinde der Revolution dienen.

44 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 122 f. Das Spartakusmitglied Eugen Leviné, das weder dem Mitarbeiterstab der „Roten Fahne" noch der KPD-Zentrale angehörte, aber in Verbindung mit der Führung stand, war wohl von den zur „Vorwärts"-Besatzung gehörenden Neuköllner Genossen um die Übernahme der Redaktion des besetzten „Vorwärts", der in der Zeit des Januaraufstandes mit dem Untertitel „Zentralorgan der revolutionären Arbeiterschaft Groß-Berlins" erschien, gebeten worden. Die Spartakus-Organisation von Berlin-Neukölln hatte Leviné zum Jahresende 1918/19 auch als Delegierten zum KPD-Gründungsparteitag gesandt. Erst am vorletzten Tag der Besetzung wurde Wolfgang Fernbach, ein Wirtschafts- und Finanzjournalist, ebenfalls nicht an der „Roten Fahne" tätig, auf seinem eigenen Wunsch von Jogiches zum „Vorwärts" geschickt. Fernbach gehörte zu den Parlamentären, die von den Regierungstruppen erschossen wurden. Vgl. Mathilde Jacob, Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Krieg und Revolution 1914–1919. Hrsg. und eingeleitet von Sibylle Quack und Rüdiger Zimmermann, in: *IWK*, Jg. 4 (1988), H. 4, S. 491–515 [künftig zitiert: M. Jacob, Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden], hier S. 495. Vgl. Scharrer, S. 200. Höchstwahrscheinlich stießen die Mitglieder des Spartakusbundes Leviné, Karl Grubusch und Walter Haase (letztere in der Führung des „Roten Soldatenbundes") – aus eigener Initiative oder auf Wunsch ihrer Basisorganisation – am Dienstag oder sogar erst am Mittwoch zur „Vorwärts"-Besatzung (LAB, A Rep. 358, Nr. 477 [Verfahren gegen „Vorwärts"-Besetzer] vor allem: Bl. 16 f., Bl. 20 und Bl. 25).

Grundsätzlich erscheinen die ersten drei Punkte durchaus sinnvoll. Doch fehlten für die Personenvorschläge im ersten Punkt die Voraussetzungen, weil Däumig sich schon am Abend des 4. Januar gegen den Aufstandsversuch ausgesprochen hatte und Ledebour sich bereits seit dem Montagnachmittag an den Verhandlungsversuchen mit den Mehrheitssozialdemokraten beteiligte. (Dies zeigt auch, daß Luxemburg über die Sitzungen mit den „Revolutionären Obleuten" nur unzureichend informiert war.) Vollständig unpraktikabel war der zweite Teil des vierten Punktes mit der permanenten Vollversammlung des Berliner Proletariats. Dieser Vorschlag macht den Eindruck einer wirklichkeitsfernen rhetorischen Floskel. Unabhängig davon, daß Rosa Luxemburgs Vorschläge insgesamt quantitativ und qualitativ ziemlich dürftig wirken, machen sie deutlich, daß ihr Schwerpunkt bei der Aufklärung, Aktivierung und fortlaufenden Einbeziehung der Massen liegt. Die Massen seien bereit, „jede revolutionäre Aktion zu unterstützen". Die führenden Organe der revolutionären Kräfte dürften „kein Schwanken, keine Halbheit, sondern nur das Leitmotiv" kennen: „Nieder mit Ebert-Scheidemann!" Welche weiteren revolutionären Aktionen Rosa Luxemburg für erforderlich hielt, wurde im gesamten Leitartikel nicht gesagt, so daß der Leser, der der Aufforderung am Schluß von Luxemburgs Ausführungen „Redet nicht! Beratet nicht ewig! Unterhandelt nicht! Handelt!" nachkommen wollte, nicht mitgeteilt bekam, welche „tatsächliche[n] Machtpositionen" Luxemburg meinte, die zu ergreifen und zu gebrauchen wären. Dieser Artikel – und auch alle anderen während der Aufstandswoche – bestätigen den Eindruck, den der Abgesandte der bolschewistischen Regierung Karl Radek bei einem Besuch bei der KPD-Zeitung gewann: „Ich war selbst Zeuge, wie in der Redaktion der ‚Roten Fahne' alte Genossen händeringend fragten, was von ihnen erwartet werde. Sie wurden mit leeren Phrasen abgespeist, weil man dort selbst auch nicht wußte, was man wollte."[45]

Rückzug der KPD-Führung auf Raten

Am Mittwoch, dem 8. Januar, kam es nur noch zu kleineren Demonstrationen der revolutionären Arbeiter im Tiergarten sowie im Stadtzentrum und zu verstärkten Schießereien, die noch mehr Opfer als an den vorangegangenen Tagen forderten. Es erfolgte in verstärktem Maße eine Bewaffnung der Regierungsanhänger. In den Vororten wurden Regierungstruppen formiert. Die Versuche der USPD, in konkrete Verhandlungen mit den Vertretern der Mehrheitssozialdemokraten zu kommen, dauerten den Tag über an. Der „Revolutionäre Ausschuß" mit seinen 33 Mitgliedern beschloß im Laufe des Tages seine Auflösung und die Bildung eines militärischen Ausschusses mit lediglich sechs Mitgliedern – darunter Liebknecht und Pieck – und einem Kommandanten mit dem

45 Brief Karl Radeks vom 24. Januar 1919 an V. Lenin, G. Čičerin und J. Sverdlov, in: Komintern i ideja mirovoj revoljucii. Dokumenty. [Die Komintern und die Idee der Weltrevolution. Dokumente.] Hrsg.: Russische Akademie der Wissenschaften, Institut für allgemeine Geschichte, Staatliche Archivverwaltung Rußlands, Russisches Zentrum für die Aufbewahrung und Erforschung der Dokumente der neuesten Geschichte. Verantwortl. Red. und Verf. der Einleitung: J. Drabkin, Bearbeiter: J. Drabkin, L. Babičenko, K. Širinja, Moskau 1998 (aus der Serie: Dokumente der Komintern), S. 90–95 [künftig zitiert: Radek, Brief vom 24. 1. 1919], hier: S. 90. Für die Übersetzung danke ich Herrn Dr. Gerhard Kaiser.

Hauptquartier in der nördlich des Alexanderplatzes gelegenen Bötzow-Brauerei, die auch als Kaserne für die aufständischen Arbeiter sowie als Waffendepot und Fuhrpark dienen sollte. Eine größere Effektivität der revolutionären Aktionen wurde dadurch nicht mehr bewirkt.[46]

Schon am Mittwochmittag hatte eine Sitzung der KPD-Zentrale stattgefunden. „Eine klare Entscheidung, was angesichts der verlorenen [!] Situation zu unternehmen sei, wurde nicht gefaßt."[47] Es sollte aber abends ein weiteres Treffen abgehalten werden, damit der mittags verhinderte Liebknecht teilnehmen konnte. Auf dieser Abendsitzung forderte Jogiches „kategorisch unseren Rücktritt aus dem militärischen Ausschuß und öffentliche Kritik an der ganzen Aktion. Rosa Luxemburg schloß sich dieser Forderung an, während Liebknecht dagegen sprach; er bezeichnete diesen Rücktritt in dieser Situation als ein feiges Zurückweichen vor den Schwierigkeiten. Er erklärte, sich einem solchen Beschluß unter keinen Umständen [!] fügen zu wollen." Da diese drei Redner sehr lange Ausführungen gemacht hatten und die der Redaktion der „Roten Fahne" angehörenden Genossen die Sitzung verlassen mußten, verlangte Pieck eine Vertagung, um weiteren Mitgliedern der Zentrale die Gelegenheit zur Meinungsäußerung zu geben. „Trotzdem wurde aber dem Antrag Jogiches entsprechend beschlossen, und in arger Verstimmung [!] gingen die Genossen auseinander."[48]

Als die Redakteure der „Roten Fahne" und die in der Zentrale arbeitenden Mitglieder sich anschließend vom Tagungslokal zu den Büros aufmachten, gab es unter ihnen heftige Diskussionen über Liebknechts Ankündigung, dem Beschluß der Zentrale nicht zu folgen, wie Levi zwei anderen Zeugen jener Ereignisse vom 8. bis 10. Januar 1919, nämlich Ernst Meyer und Wilhelm Pieck, auf einer Sitzung des Zentralausschusses der Vereinigten Kommunistischen Partei Deutschlands am 4. Mai 1921 ins Gedächtnis rief: „Sie erinnern sich, wie Karl Liebknecht widerspenstig war, und Sie erinnern sich, wie Leo Jogiches es war, der den Vorschlag machte, noch jetzt, in der Aktion, eine scharfe Erklärung an die ‚Rote Fahne' zu senden, die von Karl Liebknecht deutlich abrückt, die erklären sollte: Karl Liebknecht vertritt den Spartakusbund nicht mehr bei den ‚Revolutionären Obleuten'. Sie wissen genau, wie ablehnend Rosa Luxemburg der Sache gegenüberstand, Sie wissen, wie scharf ihre Kritik war und gewesen wäre, in dem Augenblick, in dem die Aktion zu Ende war [...]. Und ich glaube, Genosse Pieck, Sie werden es auch wissen, daß die Genossin Rosa Luxemburg damals sogar den Gedanken hatte, es könne nicht mehr allzulange gehen mit Karl Liebknecht zusammen, so scharf war ihre Stellungnahme gegen Liebknecht, und so scharf wäre ihre Stellungnahme gewesen, wenn ihr das Leben geblieben wäre."[49] Für den Rückzug aus den Gremien der revolutionären Berliner Linken und damit aus dem Aufstand hatten sich am Abend des 8. Januar Rosa Luxemburg und vor allem Jogiches ausgesprochen. Diese Auffassung wurde nach dem Pieck-Manuskript offenbar von allen Führungsmitgliedern außer Liebknecht und Pieck

46 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 124.
47 Ebda.
48 A. a. O., Bl. 124 f.
49 Protokoll der Sitzung: SAPMO, RY 1/I 2/1/8, Bl. 281, auf Mikrofilm FBS 239/11285; in leicht veränderter Fassung: Paul Levi, Was ist das Verbrechen? Die Märzaktion und die Kritik daran?, Berlin 1921, S. 33 f.

geteilt.[50] In seinem Brief an die KPD-Zentrale vom 9. Januar nannte Radek die zur Führung gehörenden Spartakusmitglieder Levi sowie Käte und Hermann Duncker als Gegner einer weiteren Aufstandsbeteiligung.[51] Käte Duncker schrieb dazu in einem Brief vom 16. Januar 1919 an ihren Mann Hermann über ihre vorangegangenen Hafttage und ihre Äußerungen in einem Verhör: „Wie sehr wir beide die Dinge [den bewaffneten Aufstand] gemißbilligt u. dann abgeraten haben, kann man der Bande [den Vertretern der Strafverfolgungsbehörde] ja nicht sagen [...]."[52]

Doch zur gleichen Zeit, in der sich diese fast zum Bruch führenden scharfen Auseinandersetzungen in der KPD-Führung abspielten, war die Stimmung im eigentlich auf Verhandlungen ausgerichteten Lager der USPD und der „Revolutionären Obleute" vollständig umgeschlagen. Zum einen waren die Verhandlungen mit den Mehrheitssozialdemokraten am Nachmittag des 8. Januar ergebnislos verlaufen. Zum anderen hatte die Regierung Ebert-Scheidemann unter dem Motto „Die Stunde der Abrechnung naht!" die gewaltsame Niederschlagung des Aufstandes angekündigt. Gleichzeitig hatte „Im Einverständnis mit dem Oberkommandierenden Noske" eine „Arbeitsstelle Berliner Studenten" zur Meldung bei den Freiwilligenverbänden zum Kampf gegen die Aufständischen aufgefordert.[53] Dies brachte selbst den moderaten USPD-Vorsitzenden Hugo Haase so in Harnisch, daß er in einem Flugblatt die offensichtlich mit Zustimmung der Mehrheitssozialdemokraten erfolgende Bildung von Freiwilligenverbänden anprangerte und zum Widerstand aufrief: „Arbeiter, schart euch zusammen zur Abwehr gegen die drohenden Gewalttaten der weißen Garde. Nieder mit ihrem Beschützer Noske! Nieder mit den arbeiterfeindlichen Regierungsmännern." Die „Revolutionären Obleute" versahen Haases Text als gemeinsamen Appell der Berliner Linken auch mit dem Namen der KPD-Zentrale, obwohl Liebknecht und Pieck erst nach der Verabschiedung des Haase-Aufrufes in den späteren Mittwochabendstunden zu diesem linken Kreis stießen und damit vom Spartakusbund zunächst niemand Kenntnis von diesem Text hatte, der in der Morgenausgabe der USPD-Zeitung „Die Freiheit" vom 9. Januar abgedruckt wurde, nicht aber in der „Roten Fahne", weil dort der Text in der Redaktion zu spät eingetroffen war. Als – entgegen dem Beschluß der Spartakusführung – Liebknecht und Pieck nach der konfliktgeladenen Sitzung der KPD-Zentrale noch am späten Mittwochabend zur Sitzung der „Revolutionären Obleute" hinzukamen, hatte sich dort bereits in der mehrstündigen Diskussion eine große Mehrheit dafür herausgebildet, erneut zum Generalstreik und zur Intensivierung des bewaffneten Kampfes aufzufordern. Deshalb hatte Liebknecht keine Schwierigkeiten, die fast einmütige Akzeptanz des großen Kreises der führenden Berliner Linken für sein besonders scharfes, aggressives Flugblatt zu bekommen.[54]

50 Siehe oben, S. 190. Pieck nennt in seinem Manuskript von 1920 (Bl. 124 f.) Luxemburg und Jogiches als Befürworter eines Rückzuges, Liebknecht und Pieck als Gegner des Jogiches-Antrages. Das heißt, daß alle Mitglieder der KPD-Zentrale außer Liebknecht und Pieck für den Rückzug stimmten.

51 Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, S. 282.

52 SAPMO-BArch, NY 0045, Nr. 142, Bl. 2.

53 Ritter/Miller, Die deutsche Revolution 1918/19, S. 184 f.; DuM 3, S. 30.

54 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 125; Prot. USPD-ARe, 9. 1. 1919, Bl. 33. Texte der beiden Aufrufe in: DuM 3, S. 31 f. (Haase), S. 33–35 (Liebknecht). Die Angaben zur Autorenschaft nach Pieck-Manuskript (1920), Bl. 125, 126 f. Im Pieck-Manuskript von 1920 (Bl. 126 f.) scheinen die Ereignisse von Mittwoch- bis

Durch den Kurswechsel der „Revolutionären Obleute" und der Berliner USPD in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag waren sowohl der Beschluß der KPD-Zentrale vom Mittwochabend wie die Erwägungen einer Distanzierung von Liebknecht innerhalb von Stunden für die Spartakusführung – auf jeden Fall für Rosa Luxemburg – gegenstandslos geworden, und die Fortsetzung der Mitarbeit der beiden KPD-Vertreter in den revolutionären Gremien war wieder voll akzeptiert. Daß dies nicht aus äußerlichen Gründen, um Meinungsverschiedenheiten zu kaschieren, sondern vielmehr aus voller Überzeugung geschah, sieht man daran, daß nicht nur der Liebknecht-Text am Nachmittag des 9. Januar in einer Extraausgabe der „Roten Fahne" abgedruckt,[55] sondern in dem Leitartikel der KPD-Zeitung vom 10. Januar „Der Todeskampf der Ebert-Scheidemann", geschrieben am 9. Januar, im gleichen Sinn wie im Liebknecht-Aufruf der Eindruck erweckte wurde, daß man in die letzte Phase der Revolution eintrete und der Sieg nahe bevorstehe. Es kann also überhaupt keine Rede davon sein, daß die weitere Mitarbeit Liebknechts und Piecks in den revolutionären Gremien am Donnerstag und Freitagvormittag sich entgegen dem Willen der übrigen KPD-Führer und Rosa Luxemburgs vollzogen habe, wie es Levi und Pieck sowie die KPD später behaupteten.[56] Höchstwahrscheinlich gab es am Donnerstag direkte Gespräche zwischen Liebknecht und/oder Pieck einerseits sowie Rosa Luxemburg und weiteren Zentralemitgliedern andererseits, da die beiden KPD-Vertreter bei den „Revolutionären Obleuten" sicherlich Wert darauf legten, das Einschwenken der übrigen Linken auf die entschiedene Spartakusposition, wie sie in der Zustimmung zu dem von Liebknecht verfaßten Aufruf deutlich geworden war, im persönlichen Gespräch mit den anderen führenden KPD-Genossen zu erläutern und damit die Fortsetzung ihrer Mitarbeit bei den „Revolutionären Obleuten" als gerechtfertigt darzustellen.[57] Wie konnte in dieser Situation jemand aus der KPD-Führung auf einem Rückzug aus der Aufstandsführung bestehen?

Die von den „Revolutionären Obleuten" beabsichtigte Massenverbreitung der beiden Aufrufe mit je einer Million Exemplaren war bis Donnerstagabend nicht realisiert

[Forts. von Anm. 54]
Freitagmittag in ihrer zeitlichen Abfolge etwas durcheinandergeraten zu sein, so daß es nicht möglich ist, die Aktivitäten Liebknechts und Piecks bei den Betriebsvertrauensleuten allein auf Grund des Pieck-Manuskriptes zeitlich genau zuzuordnen. Nach Pieck hat Liebknecht nach der Sitzung der KPD-Zentrale am Mittwoch an einer Versammlung der „Revolutionären Obleute" teilgenommen, dort scharf gegen die Tendenz zu weiteren Verhandlungen mit den Mehrheitssozialdemokraten argumentiert und angekündigt, keine weiteren Erklärungen der „Revolutionären Obleute" mehr mitzuunterzeichnen. Tatsächlich hatten sich diese Betriebsvertrauensleute zusammen mit der USPD am späten Mittwochabend einmütig für die Wiederaufnahme des Kampfes ausgesprochen und ein entsprechendes Flugblatt von Liebknecht akzeptiert, allerdings am Freitagvormittag erneut die Verhandlungsversuche wiederaufgenommen (siehe S. 14 f.). Die Distanzierung Liebknechts von den anderen revolutionären Linken müßte also im Laufe des Freitags erfolgt sein.

55 Siehe die Notiz auf S. 1 der „Roten Fahne" vom 10. Januar 1919 mit der Überschrift: „Auf zum Generalstreik!"

56 Georg Ledebour, die Revolution und die Anderen; Pieck (1954), S. 115–117; Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, S. 282–284.

57 Im Bericht eines „ständigen Begleiter[s]" Liebknechts, eines ihm als Schutz und Bote zur Seite gestellten jungen Genossen, ist von der Teilnahme Liebknechts an Sitzungen am Donnerstag, dem 9. Januar, in der KPD-Zentrale sowie am anderen Ort mit Rosa Luxemburg und weiteren Personen die Rede (Liebknechts letzte Tage, geschildert und herausgegeben von seinem ständigen Begleiter, Berlin 1919, ohne Seitennumerierung).

worden,[58] so daß nur die beiden linken Zeitungen „Die Freiheit" bzw. die Extraausgabe der „Roten Fahne" – beide in einer relativ niedrigen Auflage – am 9. Januar zur Verbreitung der Texte dienen konnten. Als Flugblatt wurde der Liebknecht-Text sogar erst am Freitagmittag – 10. Januar – von der noch immer besetzten „Vorwärts"-Druckerei ausgeliefert, viel zu spät, um noch irgendeine Wirkung erzielen zu können, falls dies überhaupt von der am Donnerstag und Freitag herrschenden Stimmung in der Arbeiterschaft her – Beendigung des Bruderkampfes und Einigung an der Basis – möglich gewesen wäre.[59]

Tatsächlich kam die Massenbewegung am Freitag, dem 10. Januar, entgegen den Hoffnungen der revolutionären Linken nicht wieder in Schwung, die militärische Lage entwickelte sich eindeutig zum Vorteil der Regierung, und die „Revolutionären Obleute" und die USPD versuchten erneut, Verhandlungen mit den Mehrheitssozialdemokraten zu führen. „Am Abend [des 10. Januar] fand dann eine Sitzung der [KPD-]Zentrale [...] statt, bei der dann mit Zustimmung von Liebknecht der Beschluß gefaßt wurde, die gemeinsamen Aktionen mit den Obleuten abzubrechen und uns nur noch zu informatorischen Zwecken an deren Sitzungen zu beteiligen. Den Obleuten sollte ein entsprechendes Schreiben zugesandt werden, das – datiert auf den 10. Januar 1919 – erst in der ‚Roten Fahne' vom 13. 1. 1919 veröffentlicht wurde."[60] Im Pieck-Manuskript von 1920 wird offengelassen, ob Pieck selbst und/oder Liebknecht wie zwei Tage zuvor am Freitag, dem 10. Januar, in der Diskussion noch gegen den Beschluß der KPD-Zentrale argumentiert haben. „Da auch die „Revolutionären Obleute" sich immer mehr in das Fahrwasser der USP-Führer drängen ließen, so wurde es Liebknecht erleichtert, dem Verlangen von Rosa und Leo nachzugeben." So Pieck in einem Bericht vom Juni 1921.[61] Angesichts der erneuten Aufnahme von Verhandlungen durch die USPD-Vertreter sahen die beiden KPD-Repräsentanten wohl selbst keinen Sinn mehr darin, in den Gremien der revolutionären Linken zu verbleiben. Das KPD-Schreiben vom 10. Januar 1919 konnte den Betriebsvertrauensleuten wegen der revolutionären Wirren nicht einmal zugestellt werden, wie im Vorspann zur Veröffentlichung in der „Roten Fahne" am 13. Januar erklärt wurde.[62] Der Rückzug der KPD-Führung aus der Aufstandsleitung und die damit verbundene indirekte Distanzierung von einer Fortführung der revolutionären Aktion blieben damit zunächst sowohl den Adressaten wie auch der Arbeiterschaft vollständig unbekannt. Doch für die politische Entwicklung dieser Tage war dies ohne jeglichen Belang. Die verspätete Publizierung dieser Erklärung der KPD-Zentrale fand in der Öffentlichkeit überhaupt keine Resonanz. Die Arbeiter – insbesondere die führenden

58 Prot. USPD-ARe, 9. 1. 1919, Bl. 3 und Bl. 33.

59 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 125–127; Prot. ARe USPD, 9. 1. 1919, 3, S. 33 f. Zur Einigungsbewegung: siehe unten, S. 194.

60 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 128 f.; Zitat: Bl. 128.

61 W[ilhelm P[ieck], Zwei Geschichtsklitterer, in: *Die Rote Fahne,* Nr. 253 vom 7. 6. 1921 (Morgenausgabe), S. 3.

62 Vermutlich wurde der Aufruf zur Wiederaufnahme der Arbeit – unterzeichnet von den „Revolutionären Obleuten" sowie vom Zentralvorstand der USPD von Großberlin – am 12. Januar als Flugblatt verteilt. Die Veröffentlichung des Schreibens der KPD-Zentrale vom 10. Januar in der „Roten Fahne" am 13. Januar erfolgte wohl in erster Linie, um damit eine Erklärung für das Fehlen der KPD-Unterschrift zu geben und den Eindruck zu vermeiden, die Spartakusführer hätten sich stillschweigend aus dem Kampf zurückgezogen (Text des kurzen Aufrufes der Obleute und der Berliner USPD in: Müller, Bürgerkrieg, S. 229; *Die Freiheit,* Nr. 24 vom 14. 1. 1919, Morgenausgabe, S. 1, „Wiederaufnahme der Arbeit").

Vertreter der „Revolutionären Obleute" und der Berliner USPD – hatten jetzt angesichts der Besetzung Berlins durch die Regierungstruppen und der Verfolgung aller Linken ganz andere Sorgen.

Rosa Luxemburgs Ablehnung der Einigungsbewegung in den Betrieben

Seit Mittwoch, dem 8. Januar, hatten Regierungstruppen einige besetzte Gebäude zurückgewinnen und vor allem Druck und Vertrieb der „Roten Fahne" und der revolutionären Flugblätter behindern, verhindern oder verzögern können.[63] Gleichzeitig hatte die massenhafte Verbreitung von Regierungsflugblättern begonnen.[64] Selbst wenn die Flugblätter der Aufständischen rechtzeitig im Verlauf des 9. Januar hätten verteilt werden können, wäre es mehr als fraglich gewesen, ob die Arbeiter dem Aufruf zum Generalstreik und zum bewaffneten Kampf gefolgt wären. Denn eine Reihe von Berliner USPD-Arbeiterräten berichtete auf einer Sitzung am 9. Januar von der großen Streikmüdigkeit in den Betrieben und plädierte für einen Abbruch der Aktion.[65]

Vor allem hatte sich seit dem 9. Januar aus den Fabriken heraus eine Massenbewegung mit einer neuen Zielsetzung entwickelt und war beständig im Wachsen begriffen. Auf sozialistischer Grundlage sollte eine Einigung zwischen den „einfachen" Mitgliedern von SPD, USPD sowie KPD und dadurch eine Beendigung des Blutvergießens ohne die belasteten Führer erreicht werden. Die Einigungsbewegung umfaßte in Berlin mehr als 200 000 Arbeiter und breitete sich auf andere industrielle Zentren in Deutschland aus. In Betriebsversammlungen wurden meist auf paritätischer Grundlage – je ein Drittel Mehrheitssozialdemokraten, Unabhängige und Kommunisten – Arbeiterdelegationen gewählt, die zum mehrheitssozialdemokratischen Zentralrat, zur USPD, zu den „Revolutionären Obleuten" und zu Liebknecht entsandt wurden und den Rücktritt der Regierung und aller Führer der sozialistischen Parteien verlangten, um den Bruderkampf in Berlin zu stoppen. Auf allen Ebenen sollte die Verwaltung von paritätisch zusammengesetzten Arbeiterkomitees übernommen werden. Weiterhin wurde eine Vereinigung der drei sozialistischen Parteien und eine Neuwahl der Arbeiterräte gefordert. Während die USPD diese spontane Massenbewegung voll unterstützte, lehnten sowohl die Mehrheitssozialdemokraten wie die KPD-Führung die Ziele dieser von der Basis ausgehenden Strömung ab.[66] Wie stark diese Bewegung sogar bis in die Mitgliedschaft der Mehrheitssozialdemokratie hinein wirkte, zeigte sich an den fast einstimmig, also sogar mit Unterstützung der meisten SPD-Delegierten [!], angenommenen beiden Resolutionen in der Vollversammlung der Großberliner kommunalen Arbeiterräte am 10. Januar, mit denen der Rücktritt der Regierung Ebert-Scheidemann und das Zusammenwirken der Arbeiter aller Richtungen gefordert wurde.[67]

63 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 124 und Bl. 127.
64 Müller, Bürgerkrieg, S. 59.
65 Prot. USPD-ARe, 9. 1. 1919, Bl. 5, Bl. 17, Bl. 36, Bl. 39 und Bl. 48 f.
66 Pieck-Manuskript (1920), Bl. 126; Kolb, S. 235–237; Morgan, S. 217.
67 Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom I. Reichsrätekongreß bis zum Generalstreikbeschluß am 3. März 1919. Hrsg.

Für Rosa Luxemburg war der „Schrei nach Einheit", wie die USPD-Zeitung „Die Freiheit" dieses Verlangen aus der Arbeiterschaft wirkungsvoll als Schlagzeile ihrer Abendausgabe vom 9. Januar herausstellte, keine natürlich legitimierte Massenbewegung, sondern eine auf Grund des Einflusses der USPD fehlgeleitete Reaktion der Berliner Arbeiterschaft auf die mangelhafte Führung des revolutionären Kampfes. So deutete die KPD-Agitatorin im Leitartikel „Das Versagen der Führer" am 11. Januar die Entstehung dieser Bestrebungen und führte mit der Charakterisierung der USPD als eines „verwesenden Leichnams" die schärfsten Angriffe gegen die Unabhängigen und die „Revolutionären Obleute". Die eigenen Vorschläge blieben wieder nur allgemein und unkonkret wie in den Tagen zuvor: „Klarheit, schärfster, rücksichtsloser Kampf allen Vertuschungs-, Vermittlungs-, Versumpfungsversuchen gegenüber, Zusammenballung der revolutionären Energie der Massen und Schaffung entsprechender Organe zu ihrer Führung im Kampfe – das sind die brennendsten Aufgaben der nächsten Periode [...]."[68] Sowohl in diesem Leitartikel als auch in einem weiteren Kommentar vom 11. Januar mit der Überschrift „Sumpfgase" versuchte die Spartakusführung, allein die USPD für das Scheitern des Aufstandes verantwortlich zu machen, und bezeichnete die Beseitigung dieser Partei – wieder in den schrillsten Tönen – als Voraussetzung für die Fortführung des revolutionären Kampfes: „Die Befreiung der Massen von der Führung der U.S.P., die Verscharrung dieser Kadaver [!]: das ist von nun ab die unumgängliche Vorbedingung für die revolutionäre Aktionsfähigkeit des Proletariats, das ist die nächste Etappe des Kampfes."[69] Diese Konzentration auf die härteste Kritik gegenüber der USPD-Führung gehört in die Reihe ähnlicher Episoden der Auseinandersetzung Rosa Luxemburgs mit dem Parteizentrum der Sozialdemokratie seit 1910, ob es sich vor dem Weltkrieg um den Massenstreik, in den ersten Kriegsjahren um die Bekämpfung der Burgfriedenspolitik oder vom 10. November bis Ende Dezember 1918 um die Zusammenarbeit der USPD mit den Mehrheitssozialdemokraten handelte. Fixiert auf diese alten Muster ihrer Auseinandersetzungen in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, wollte und konnte sie nicht akzeptieren, daß es sich bei dem Einigungsverlangen um eine originäre Basisbewegung handelte, und ihr war dadurch der Blick dafür verstellt, daß eine Unterstützung dieser Basisbewegung durch die KPD in der damaligen Situation die besten Chancen für die relative Erhaltung der revolutionären Energie der Massen geboten hätte: die Beendigung des bewaffneten Kampfes mit einer populären Parole, den Gewinn eines höheren moralischen Ansehens und eines größeren politischen Einflusses für die KPD, damit ein Abstreifen der Rolle des Sündenbocks und Außenseiters, vor allem bessere Möglichkeiten, mit klaren sozialistischen Zielen die Massen zu beeinflussen. Doch nicht einmal die Tatsache, daß die Mehrheitssozialdemokraten die Einigungsbewegung ebenfalls ablehnten, brachte sie dazu, die eigene Position zu überdenken. Vor allem hätte Rosa Luxemburg entsprechend ihren Prinzipien den Willen der Massen beachten oder zumindest ernsthaft auf die politischen Inhalte und Möglichkeiten hin überprüfen müssen, statt sie

[Forts. von Anm. 67]
und bearb. von Gerhard Engel, Bärbel Holtz, Gaby Huch und Ingo Materna, Berlin 1997, S. 183 f. und S. 200 f.

68 Auch abgedruckt in: R. Luxemburg, GW 4, S. 525–528.

69 *Die Rote Fahne*, Nr. 11 vom 11. Januar 1919, S. 2: „Sumpfgase".

von vornherein in Bausch und Bogen abzulehnen. Denn ein gemeinsames Vorgehen der Basis bei der Realisierung sozialistischer Ziele ohne die bisherigen Parteiführer war eigentlich im Sinne Luxemburgs. Doch ihre Vorurteile versperrten ihr den Blick für die Möglichkeiten dieser spontanen Massenbewegung.

Die illusionären Tendenzen der Spartakusführerin

In der „Roten Fahne" vom 12. Januar, geschrieben am 11. Januar, wurde unter der kennzeichnenden Überschrift „Und dennoch siegt die Revolution!" die Eroberung des „Vorwärts"-Gebäudes durch die Regierungstruppen und der militärische Sieg der Regierung Ebert-Scheidemann kommentiert. Obwohl der Sturz der Regierung für die KPD-Zeitung nicht mehr aktuell war, sah sie ihn dennoch als in absehbarer Zeit fast zwangsläufig eintretendes Ereignis, denn die Ebert-Scheidemann könnten „nur noch eine letzte kurze [!] Galgenfrist ihrer auf Leichen errichteten Regierungsherrlichkeit von der Bourgeoisie Gnaden genießen, um dann doch ins Nichts hinab[zu]tauchen unter dem einmütigen Schrei der Arbeitermassen des ganzen Reiches: *Nieder mit Ebert-Scheidemann!*" Daß dies nicht nur als tröstende, zweckoptimistische Agitation gedacht war, sondern den illusionären Erwartungen der Spartakusführerin entsprach, ist einem zeitgleichen Brief Luxemburgs an Clara Zetkin vom 11. Januar zu entnehmen. Trotz des eindeutig verlorenen Kampfes hoffte sie noch immer: „[...] wenn die Dinge so weiter verlaufen wie bisher, erscheint es sehr fraglich [!], ob es überhaupt [!] zu Wahlen und zur Nationalversammlung kommt."[70] Wie wenig diese Einschätzung der Massenstimmung zutraf, sollte sich schon acht Tage später bei den Wahlen zur Nationalversammlung herausstellen. Obwohl es zu Beginn des Januaraufstandes so ausgesehen hatte, als ob eine große Mehrheit der Berliner Arbeiterschaft zumindest mittelfristig auf seiten der revolutionären Linken stehen würde, erzielte am 19. Januar – gefördert durch die massive Pressekampagne gegen die gesamte revolutionäre Linke – die SPD in Berlin mit 36,4 Prozent einen deutlichen Vorsprung vor der USPD, die nur 27,6 Prozent erreichte (bei Nichtbeteiligung der KPD an den Wahlen).[71] Solche illusionären, realitätsfernen Einschätzungen der Massenstimmung waren bei Rosa Luxemburg schon früher zu beobachten gewesen, wie z. B. zum Jahreswechsel 1915/16 und im Dezember 1918, als sie jedesmal glaubte, die Mehrheit der Berliner Parteiorganisation würde ihrem radikalen Kurs zustimmen.[72]

Der sich in Berlin seit Beginn des Aufstandes verborgen haltende Emissär der russischen Regierung Karl Radek sandte der KPD-Zentrale am 9. Januar ein Schreiben, in dem er die deutschen Genossen aufforderte, zum Rückzug aus dem Kampf um die Regierungsgewalt aufzurufen. Man hätte sich angesichts der Kräfteverhältnisse auf eine reine Protestaktion gegen die Absetzung Eichhorns beschränken müssen. Die Fortsetzung des Kampfes würde von der Ebert-Scheidemann-Regierung nur zur Zerschlagung

70 Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, Bd. 5. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Leitung der Redaktion: Annelies Laschitza und Günter Radczun, Berlin [Ost] 1984, S. 426.

71 Miller, S. 452.

72 Luban, Rosa Luxemburg, Spartakus und die Massen, S. 12 f. und S. 24.

des revolutionären Potentials in der Berliner Arbeiterschaft genutzt werden.[73] Doch Rosa Luxemburgs Antwort war ablehnend: die KPD-Zentrale erwartete, daß die „Revolutionären Obleute" und die linke USPD einen Kompromiß mit der Ebert-Scheidemann-Regierung eingehen, dann den Kampf abbrechen und damit den „Schwarzen Peter" für die Beendigung des Kampfes übernähmen.[74] Auch aus grundsätzlichen Erwägungen lehnte Rosa Luxemburg einen Appell zum Abbruch des Kampfes ab. Denn für sie konnte – wie sie im Leitartikel „Kartenhäuser" in der „Roten Fahne" vom 13. Januar ausführte[75] – eine revolutionäre Entwicklung niemals rückwärts verlaufen. Als Radeks Brief in der KPD-Zentrale eintraf, konnte dessen Aufforderung schon deshalb keinen Anklang finden – zumindest nicht bei Rosa Luxemburg und wahrscheinlich auch nicht bei weiteren KPD-Führern –, weil für die kurze Zeit von Donnerstagmorgen bis Freitagvormittag – 9./10. Januar – wegen des gemeinsamen Aufrufes aller linken Kräfte zum Generalstreik und zum bewaffneten Kampf Aussichten auf eine Wiederbelebung der revolutionären Massenbewegung zu bestehen schienen. Möglicherweise gab es sogar ab dem 9. Januar 1919 einen Dissens zwischen der zur Illusion neigenden Rosa Luxemburg und dem realistischen Jogiches, der am Mittwoch, dem 8. Januar, den Antrag zum Rückzug Liebknechts und Piecks aus den revolutionären Gremien massiv durchgesetzt hatte und für den der Januaraufstand im Verlauf dieser Woche den „Charakter eines Putsches" angenommen hatte.[76]

Auch die anderen revolutionären Linken taten sich mit dem Abbruch des Kampfes äußerst schwer. So plädierte am Abend des 9. Januar auf einer Sitzung der Berliner USPD-Arbeiterräte selbst der von Anfang an als Gegner des Aufstandsversuchs wirkende Ernst Däumig, 1918 einer der Hauptinitiatoren der Novemberrevolution in Berlin, dafür, nicht den Kampf abzubrechen, sondern abzuwarten, ob die teils schon in Umlauf gebrachten, teils in den Druck gegebenen Flugblätter mit einem erneuten Aufruf zum Generalstreik und zum bewaffneten Kampf Anklang in der Berliner Arbeiterschaft fänden.[77] Der Abbruch des Generalstreiks in Berlin wurde dann erst am 13. Januar in einem von den „Revolutionären Obleuten" und dem Zentralvorstand der Berliner USPD unterzeichneten Flugblatt verkündet.[78]

Rosa Luxemburgs Bilanz des Januaraufstandes

Bereits auf der Flucht vor den Regierungstruppen, nach mehreren Quartierwechseln sich in Wohnungen von Genossen verborgen haltend, stellte Rosa Luxemburg in der „Roten Fahne" vom 14. Januar in einem am 13. Januar geschriebenen umfangreichen Kommentar unter

73 Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, S. 282.
74 Radek, Brief vom 24. 1. 1919, S. 91 f.; Radek, November, S. 138.
75 Auch abgedruckt in: R. Luxemburg, GW 4, S. 529–532, hier S. 531.
76 Brief Jogiches' an Lenin vom 4. Februar 1919, in: Ruth Stoljarowa, Vor 80 Jahren wurde Leo Jogiches ermordet. Vier unbekannte Dokumente aus den Jahren 1917–1919, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Jg. 40 (1998), H. 4, S. 72.
77 Prot. USPD-ARe, 9. 1. 1919, Bl. 18 und Bl. 50.
78 Text des kurzen Aufrufes in: Müller, Bürgerkrieg, S. 229; *Die Freiheit*, Nr. 24 vom 14. 1. 1919 (Morgenausgabe), S. 1: „Wiederaufnahme der Arbeit".

dem Titel „Die Ordnung herrscht in Berlin!",[79] dem letzten Leitartikel vor ihrer Ermordung, ihre Interpretation der Ereignisse des Berliner Januaraufstandes 1919 dar:

Daß „ein *dauernder* Sieg der Revolution in diesem Zusammenstoß nicht möglich war", habe schon „die politische Unreife der Soldatenmasse, die sich immer noch von ihren Offizieren zu volksfeindlichen gegenrevolutionären Zwecken mißbrauchen läßt," gezeigt. Die Unreife der Soldaten sei allerdings „nur ein Symptom der allgemeinen Unreife der deutschen Revolution" gewesen.[80] Die Isolation der Berliner revolutionären Bewegung von der Provinz und die fehlende Absprache mit der Arbeiterschaft in den industriellen Zentren des Reiches hätten weitere fehlende Voraussetzungen dargestellt. Das Versagen der Führer sei nur die eine Seite des Scheiterns dieser Massenaktion gewesen. Aus ihrer marxistischen Sicht hob sie als Hauptgrund für das Fehlen der revolutionären Reife hervor, daß vor allem „die wirtschaftlichen Kämpfe, die eigentliche vulkanische Quelle, die den revolutionären Klassenkampf fortlaufend speist, erst im Anfangsstadium begriffen" seien. „Aus alledem ergibt sich, daß auf einen endgültigen, dauernden Sieg in diesem Augenblick noch nicht gerechnet werden konnte." Dennoch sei es „*Ehrensache* der Revolution" gewesen, sich gegen die Absetzung Eichhorns „mit aller Energie" zu wehren.[81]

Entsprechend einem der „großen historischen Gesetze der Revolution" stelle sich das „Grundproblem": einerseits tauche in „*dieser* Revolution der Sturz der Regierung Ebert-Scheidemann als des ersten Hindernisses für den Sieg des Sozialismus" notwendigerweise immer wieder auf, und andererseits seien die Voraussetzungen für die Realisierung dafür nicht gegeben. Aus diesem Widerspruch heraus müßte es in der Anfangsphase der Revolution „*formal*" zu einer Niederlage kommen.[82] „[...] aber diese unvermeidlichen Niederlagen häufen gerade Bürgschaft auf Bürgschaft des künftigen Endsieges."[83]

Diese Haltung kennzeichnet der Rosa-Luxemburg-Biograph Peter Nettl mit den Worten: „Die historische Perspektive ist in Augenblicken der Niederlage die typische Zuflucht intellektueller Eliten. Freilich konnten sich Führer, die vom Sieg auf weite Sicht überzeugt waren, wirklich mit dem Gedanken trösten, daß die gegenwärtige Niederlage dazu beitragen könne, das nächste Mal mehr zu erreichen."[84] Während Nettl anhand des ihm vorliegenden Quellenmaterials eine detaillierte Analyse der Haltung Rosa Luxemburgs in der Zeit des Januaraufstandes 1919 vornimmt,[85] wird in den anderen wissenschaftlichen Rosa-Luxemburg-Biographien weitgehend darauf verzichtet.[86]

79 Auch abgedruckt in: R. Luxemburg, GW 4, S. 533–538. Wegen der erheblichen Länge dieses Leitartikels wird im folgenden auf die Seitenzahl des Abdrucks in den „Gesammelten Werken" Bezug genommen.

80 A. a. O., S. 534 f.

81 A. a. O., S. 535.

82 A. a. O., S. 536.

83 A. a. O., S. 537.

84 Peter Nettl, Rosa Luxemburg, Köln und Berlin 1967, S. 729.

85 A. a. O., S. 723–733.

86 Annelies Laschitza und Günter Radczun, Rosa Luxemburg. Ihr Wirken in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt a. M. 1971, S. 500–501; Elżbieta Ettinger, Rosa Luxemburg. Ein Leben, Bonn 1990, S. 294 f.; Annelies Laschitza, Im Lebensrausch, trotz alledem. Rosa Luxemburg. Eine Biographie, 1. Aufl., Berlin 1996, S. 617–620. Dies gilt im übertragenen Sinne auch für die Karl-Liebknecht-Biographien von Heinz Wohlgemuth (Karl Liebknecht. Eine Biographie, 1. Aufl., Berlin [Ost] 1973, S. 466–469) und – teilweise – von Helmut Trotnow (Karl Liebknecht. Eine politische Biographie, Köln 1980, S. 284–291).

Meines Erachtens stellt Rosa Luxemburgs Bilanz des Januaraufstandes ein Dokument der Selbsttäuschung, der Ratlosigkeit und der Flucht in ein fast vollständig deterministisches Geschichtsbild dar, wobei jegliche Andeutung selbstkritischer Analyse fehlt. Als ob sie nicht selbst in den Tagen vom 7. bis 11. Januar mit der Möglichkeit eines Erfolges der Massenbewegung bzw. mit einem Wiederaufflammen gerechnet und dementsprechend in der „Roten Fahne" die Agitation gestaltet hätte, vertrat sie in diesem am 13. Januar verfaßten Rückblick unvermittelt den Standpunkt, der Kampf gegen die Ebert-Scheidemann-Regierung sei auf Grund der historischen Gegebenheiten von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen.

Als einen Grund für die Aufnahme des Kampfes – trotz der historisch bedingten Aussichtslosigkeit – verwandte sie den Begriff „Ehrensache", so als ob es sich um einen nicht vermeidbaren, moralisch zwangsläufigen Ehrenhandel zwischen zwei bürgerlichen oder junkerlichen Rivalen gehandelt hätte, nur daß bei der Januaraktion nicht zwei Duellanten, sondern viele Aufständische ihr Leben einsetzten und verloren. Und dies für einen Kampf, der – nach diesem letzten Leitartikel – zwangsläufig keine Aussichten auf Erfolg hatte. Als einen weiteren allgemeinen Grund für die Aktion gegen die Regierung Ebert-Scheidemann führte Luxemburg eine – wie sie es sieht – historische Gesetzmäßigkeit an, die die Aufnahme des Kampfes um die Beseitigung der mehrheitssozialdemokratischen Regierung trotz der Aussichtslosigkeit und der vorhersehbaren Niederlagen immer wieder notwendig mache. Es bleibt bei diesem vorherbestimmten Geschichtsablauf unklar, welchen Einfluß die Führer und die Massen überhaupt noch auf den Verlauf einer revolutionären Entwicklung ausüben. Mit dieser Begründung wird jede revolutionäre Führung aus ihrer Verantwortung gegenüber den von ihr beeinflußten proletarischen Massen befreit. Die mehrfach im Leitartikel gebrauchte Floskel vom zwangsläufigen Endsieg nach einer Reihe von Niederlagen entspricht der traditionellen Rhetorik der Sozialdemokratie der Vorkriegszeit und der marxistischen Geschichtsauffassung. Doch bei Luxemburg hatten die revolutionären Führer offensichtlich nur die Aufgabe, die proletarischen Massen immer wieder in den Endkampf um die Macht im Staat zu führen, auch wenn die historische Situation für eine Revolution noch nicht reif war. Es fehlt jeder Hinweis auf abgestufte Formen und Ziele des Kampfes und damit jegliche taktische Flexibilität. Diese Haltung bedeutet aber m. E., wie dies auch Radek in seinem Brief an die KPD-Zentrale vom 9. Januar hervorhob, daß das Ausbluten des revolutionären Proletariats programmiert war.[87] Luxemburg kehrte im Grundsatz zu dem in der Vorkriegssozialdemokratie vorherrschenden deterministischen Geschichtsbild zurück, das sie selbst auf Grund ihrer Erfahrungen in der russischen Revolution von 1905/06 zugunsten einer Betonung der dynamisierenden Wirkung von Massenaktionen aufgegeben hatte.[88] Irgendwelche konkreten Kritikpunkte zur Berliner Aufstandsbewegung vom Januar 1919 und eventuelle Verbesserungsvorschläge waren im Leitartikel vom 14. Januar nicht zu finden.

87 Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, S. 282 f.

88 Während in der Vorkriegszeit das sog. marxistische Zentrum auf Grund des deterministischen Geschichtsbildes eine passiv-abwartende Haltung („Attentismus") einnahm, vertritt Luxemburg im Januaraufstand trotz der gesetzmäßig zu erwartenden Niederlage ein permanent offensives „Endkampf"-Verhalten.

Hatte in den meisten früheren Artikeln, wie in der „Roten Fahne" vom 11. Januar, das „Versagen der Führer" noch im Vordergrund gestanden, so nahm dieses Thema in ihrem letzten Aufsatz nicht einmal ein Prozent des Inhaltes ein. Dazu wurde nur kurz festgestellt: „Die Führung hat versagt. Aber die Führung kann und muß von den Massen und aus den Massen heraus neugeschaffen werden." Damit ist wohl die Neuwahl der Arbeiterräte gemeint, ohne daß in diesem Artikel die Forderung konkret genannt wird, wobei erneut das demokratische Prinzip deutlich wird, daß nicht die Führer, sondern die Massen die Entscheidungskompetenz haben: „Die Massen sind das Entscheidende [!], sie sind der Fels, auf dem der Endsieg der Revolution errichtet wird." Und anschließend versuchte Luxemburg den Widerspruch zwischen der Hervorhebung der Rolle der Massen und dem deterministischen Geschichtsbild des Leitartikels zu überbrücken: „Die Massen waren auf der Höhe, sie haben diese ‚Niederlage' zu einem Glied jener historischen Niederlagen gestaltet, die der Stolz und die Kraft des internationalen Sozialismus sind. Und darum wird aus dieser ‚Niederlage' der künftige Sieg erblühen."[89] Rosa Luxemburg blieb damit auch in ihrer letzten schriftlichen Arbeit dem demokratischen Prinzip treu: nicht die Führer, sondern die Massen haben über die Verwirklichung des Sozialismus zu entscheiden.

Legenden von links und rechts

Mit ihrem letzten Leitartikel legte Luxemburg einen Grundstein für die von der KPD gepflegte Legende über den Januaraufstand, wie sie ein Jahr später – mit Variationen – besonders deutlich von Paul Levi formuliert wurde: die Steigerung der Massenaktionen hätte im Januaraufstand 1919 nicht den Stand erreicht, daß nach Auffassung der Spartakusführung eine Regierungsübernahme angezeigt gewesen sei. „In nicht einem Augenblicke [!] war die Lage so, daß sich denken ließ, die Regierung zu stürzen, was heißen soll, selbst die Macht zu ergreifen." Die dem entgegengesetzten Auffassungen und Handlungen der KPD-Genossen in den revolutionären Gremien – gemeint sind Liebknecht und Pieck – habe sich die Mehrheit der Zentrale nie zu eigen gemacht, sondern intern deutlich ihren Widerspruch geäußert.[90]

Gegenüber dieser Darstellung der Haltung der KPD-Zentrale ergibt sich bei genauer Auswertung der Quellen – insbesondere des neu erschlossenen Pieck-Manuskripts in Verbindung mit der von Rosa Luxemburg gestalteten Agitation in der „Roten Fahne" – ein wesentlich differenzierteres Bild. Die KPD-Führung um Rosa Luxemburg erwartete zunächst nach dem Bekanntwerden der Entlassung Eichhorns keine aufstandsartige Massenbewegung. Luxemburg rechnete am Sonnabend, dem 4. Januar, offensichtlich

89 R. Luxemburg, GW 4, S. 538.

90 Georg Ledebour, die Revolution und die Anderen; Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, S. 282 f. Wahrscheinlich hatte Levi am 9. Januar nur wenig Kontakt zu Rosa Luxemburg und den anderen Spartakusführern, da er an diesem Donnerstag und am Freitag viel Zeit mit Radek verbrachte (Radek, November, S. 138). Levi war deshalb nicht oder nur wenig über das erneute Zusammengehen mit den „Revolutionären Obleuten" und der USPD und die Akzeptierung des Verbleibens Liebknechts und Piecks in den Aufstandsgremien durch die KPD-Zentrale informiert.

nicht einmal mit einer Protestaktion am Sonntag, dem 5. Januar. Diese zurückhaltende Tendenz in der KPD-Führung blieb bis Dienstagmittag bestehen. Erst als am Montag und Dienstag die Massendemonstrationen gegen die Regierung Ebert-Scheidemann riesige Ausmaße annahmen, schien für Luxemburg und die anderen führenden KPD-Mitglieder der Wille der Massen eindeutig für einen Regierungsumsturz zu sprechen. Deshalb drängten Jogiches und Luxemburg am Dienstagmittag – 7. Januar – bei Liebknecht und Pieck auf ein energischeres Vorgehen der Aufstandsleitung. Erst jetzt forderte die „Rote Fahne" offen die Ablösung der Regierung Ebert-Scheidemann. Doch schon am Abend des folgenden Tages vollführte die Spartakusführung mit ihrem Beschluß, Liebknecht und Pieck aus den Gremien der revolutionären Linken – und damit aus dem Kampf – zurückzuziehen, eine vollständige Kehrtwendung. Der Grund dafür lag darin, daß die Massenbewegung an diesem Tag abgeflaut war und die revolutionäre Linke trotz des Widerstandes der Kommunisten vollständig auf Verhandlungen mit den Mehrheitssozialdemokraten zur Beendigung des Konflikts zu setzen schien. Doch dieser Beschluß der KPD-Zentrale zum Rückzug wurde nicht nur von Liebknecht und Pieck ignoriert, sondern am folgenden Tag bis Freitagvormittag von Luxemburg und wahrscheinlich auch von den meisten Mitgliedern der Zentrale als gegenstandslos betrachtet, weil die „Revolutionären Obleute" und die USPD die Verhandlungsversuche mit den Mehrheitssozialdemokraten beendeten und auf der Grundlage eines von Liebknecht konzipierten kämpferischen Flugblattes erneut zum Generalstreik und zum bewaffneten Kampf aufriefen. Da sich die übrigen revolutionären Linken nun vollständig im Sinne der Spartakusführung verhielten, konnte die KPD-Zentrale nicht abseits stehen, vor allem, weil am Donnerstag, dem 9. Januar, angesichts der erneuten Kampfbereitschaft der „Revolutionären Obleute" und der Berliner USPD-Führung für Rosa Luxemburg und die meisten Spartakusführer ein Wiederaufleben der Massenbewegung durchaus im Bereich des Möglichen zu liegen schien. Dies war allerdings eine illusionäre Erwartung, da angesichts der sich unterdessen zugunsten der Regierung entwickelnden militärischen Kräfteverhältnisse und der Kampfmüdigkeit der Berliner Arbeiterschaft die Aussichtslosigkeit des Aufstandes erkennbar war.

Wie die einzelnen KPD-Führer in dieser Situation die Aussichten für die Fortsetzung des bewaffneten Aufstandes einschätzten, ist nicht bekannt. Levi und das Ehepaar Käte und Hermann Duncker haben genauso wie der Vertreter der Bolschewiki Karl Radek eine Beteiligung der KPD am Aufstandsversuch mit dem Ziel eines Regierungsumsturzes – zumindest ab Mittwochabend – abgelehnt. Dagegen sah Rosa Luxemburg – wie die Agitation der „Roten Fahne" vom 9. bis 12. Januar klar zeigt – die Möglichkeit eines erneuten Aufflammens des revolutionären Feuers. Ihre illusionären Tendenzen verleiteten sie sogar, noch nach der militärischen Niederwerfung des Aufstandes auf einen Erfolg der revolutionären Bewegung in absehbarer Zeit zu hoffen, wie ihr Brief an Clara Zetkin vom 11. Januar und der Leitartikel „Und dennoch siegt die Revolution!" am 12. Januar in der „Roten Fahne" verdeutlichen.

Die Diskrepanz zwischen der in späteren Jahren von den beteiligten KPD-Führern Levi und Pieck sowie in der parteioffiziellen Darstellung veröffentlichten Version über die Ablehnung des Regierungsumsturzes durch Luxemburg – den bisher einzigen Quellen über die Vorgänge innerhalb der Spartakuszentrale – und der seit dem 8. Januar die

revolutionäre Beseitigung der Ebert-Scheidemann-Regierung propagierenden Agitation der „Roten Fahne" ist von Historikern wie zuletzt von Manfred Scharrer als Doppelzüngigkeit gekennzeichnet worden.[91] Dieser Widerspruch kann durch die vorliegende, auf neu erschlossenen Archivalien beruhende Analyse als aufgeklärt betrachtet werden.

Wie sich aus einem bisher unbekannten – nur als beglaubigte Abschrift erhalten gebliebenen – Vermerk des Staatsanwalts beim Landgericht I in Berlin vom 21. Januar [!] 1919 ergibt, versuchte ein Mitglied der KPD-Führung bereits unmittelbar nach dem Januaraufstand, bei der Strafverfolgungsbehörde klarzustellen, daß „sämtliche Mitglieder der Zentrale des Spartakusbundes mit alleiniger Ausnahme von Karl Liebknecht [...] mit der am 6ten Januar 1919 einsetzenden Putschtaktik nicht einverstanden gewesen" seien. „Die leitenden Kreise der Spartakusbewegung seien sich vollkommen darüber klar gewesen, daß sie die Regierungsgewalt erst dann an sich reißen könnten, wenn sie die Massen hinter sich hätten. Das sei aber bis jetzt nicht der Fall." Gleichzeitig wurde vom Spartakusvertreter betont, die „einsetzende Aufruhrbewegung sei *ausgegangen von den revolutionären Obleuten* [in] Groß-Berlin, mit denen Karl Liebknecht tagelang unausgesetzt verhandelt hätte, ohne daß er eine andere leitende Persönlichkeit des Spartakusbundes hinzugezogen" habe. Die KPD-Zentrale hätte die von Liebknecht und Scholze unterschriebene Erklärung zur Regierungsübernahme erst aus dem „Vorwärts" vom 14. Januar 1919 kennengelernt. Der Aufstand habe nur zu einem Bruderkrieg in Berlin führen können, „bei dem der Spartakusbewegung nicht die geringste Aussicht auf einen Erfolg beschieden gewesen wäre". Für die KPD-Führung sei klar gewesen, daß die Ebert-Scheidemann-Regierung wegen der loyalen Truppen in der Umgebung Berlins von vornherein militärisch überlegen gewesen sei. Während Ledebour noch ausdrücklich entlastet wird, erfolgt eine scharfe Distanzierung gegenüber Liebknecht: „Man habe in leitenden Spartakuskreisen schon darüber gesprochen, daß Liebknecht nach dem als sicher vorausgesehenen Niederbruch der Aufruhrbewegung aus seiner leitenden Stellung in der kommunistischen Partei entfernt werden müsse." Bei der „in der Spartakusbewegung an hervorragender Stelle stehenden Persönlichkeit", die dem Staatsanwalt diese Auffassungen mitgeteilt hat, handelt es sich wahrscheinlich um Paul Levi, der vom 13. bis 24. oder 25. Januar 1919 inhaftiert und offensichtlich von einem Untersuchungsrichter vernommen worden war. Als erfahrener Rechtsanwalt verstand er es, auf sein Gegenüber glaubwürdig zu wirken und gezielt seine Entlastungsargumente zugunsten der KPD-Führung – wenn auch zu Lasten des ermordeten Karl Liebknecht, bei gleichzeitigem Schweigen über die Beteiligung Piecks – mit Geschick vorzubringen.[92] Natürlich war der Versuch Levis, die öffentliche Verurteilung der KPD-Führung als maßgeblicher Träger der Aufstandsbewegung abzuwenden und die „Revolutionären Obleute" als die tatsächlichen Hauptverantwortlichen zu benennen, mehr als legitim. Doch irgendwelche Effekte auf die Handlungsweise der Strafverfolgungsbehörden oder gar auf die Regierung scheint Levis Entlastungsversuch nicht gehabt zu haben. Bemerkenswert an dieser Episode ist, daß Levi schon unmittelbar nach dem gescheiterten Aufstand versuchte, die

91 Scharrer, S. 199–218, insbes. 215 f.

92 LAB, A Rep. 358, Nr. 466, Bd. 5, Bl. 8. Beglaubigte Abschrift: Vermerk ohne Namen des Staatsanwalts. Außer Levi waren noch die Zentralemitglieder Hugo Eberlein und Jogiches (beide nur für kurze Zeit) sowie Käte Duncker und Ernst Meyer inhaftiert.

historisch unrichtige Version einer generellen Ablehnung des Regierungsumsturzes durch die KPD-Führung zu verbreiten.

Daß die Abneigung gegenüber Liebknecht am Ende des Januaraufstandes in den Kreisen der Spartakusführung tatsächlich stark verbreitet war, geht aus einer Bemerkung Mathilde Jacobs in ihrem Schreiben an Clara Zetkin vom 25. Januar 1919 hervor: „Mein Haß gegen Karl [Liebknecht] ist begründet. Es ist bei mir Gefühlssache [...]. Es hassen ihn unsere Besten [!]." Da unmittelbar vor der Niederschrift des Briefes ein längeres Gespräch mit Jogiches stattgefunden hatte, muß sich der zuletzt zitierte Satz auf Aussagen von Jogiches beziehen,[93] der nach kurzer Inhaftierung schon wieder einige Tage in Freiheit war und in Kontakt mit den anderen Mitgliedern der Zentrale stand. Der in dieser Zeit aufgekommenen Ablehnung Liebknechts durch seine Spartakusgenossen lag ein Gemenge verschiedener Faktoren zu Grunde: seine Unterschrift unter der Erklärung zur Regierungsübernahme vom 6. Januar, die den Zentralemitgliedern bis zur Veröffentlichung im „Vorwärts" am 14. Januar unbekannt geblieben war; der Unmut über seine Weigerung, den Beschluß der KPD-Zentrale vom 8. Januar zum Rückzug aus dem Kampf zu befolgen; sein Beharren auf einem gemeinsamen konspirativen Quartier mit Rosa Luxemburg, damit verbunden die auffälligen Personenansammlungen in diesen Wohnungen bei Beratungen der Spartakuszentrale,[94] was zur Verhaftung der beiden am 15. Januar beigetragen hat. Der ermordete Liebknecht wurde von den überlebenden Kampfgenossen verantwortlich gemacht sowohl für die politischen Fehler der Linken während des Januaraufstandes – obwohl die anderen Zentralemitglieder daran ihren Anteil hatten – wie für den Tod Rosa Luxemburgs, da er in den letzten Lebenstagen ein ausgesprochen unvorsichtiges Verhalten an den Tag legte, wobei auch hier alle anderen Führungsmitglieder dies ohne Widerspruch hingenommen zu haben scheinen. In den relevanten biographischen und monographischen Darstellungen hat diese – sachlich weitgehend unberechtigte – politische und menschliche Antipathie der anderen Zentralemitglieder gegen Liebknecht keine Erwähnung gefunden, und die informierten damaligen KPD-Führer haben später nie – bis auf Levi[95] – etwas öffentlich darüber verlauten lassen. Das Ansehen des ermordeten und damit zum Märtyrer gewordenen Parteigründers sollte nicht geschädigt werden.

Doch welche tatsächlichen Handlungsalternativen hatte die KPD-Führung während des Januaraufstandes überhaupt? Nach dem Gründungsparteitag vom 30. Dezember 1918 bis 1. Januar 1919 begannen in Versammlungen der Berliner USPD-Ortsvereine die Abstimmungen über den Übertritt dieser Unterorganisationen zum Spartakusbund oder über Abspaltungen von Teilen der USPD-Mitgliedschaft in Richtung KPD. Eine kommunistische Parteiorganisation in Berlin existierte lediglich im Ansatz. Der „Rote Soldatenbund", gleich nach der Novemberrevolution von der Spartakusführung ins Leben gerufen, war keine straffe Militärorganisation, sondern eine Propagandatruppe mit der Zielrichtung auf die Soldaten und offensichtlich, wie die neutrale oder regierungstreue

93 Vollständige Wiedergabe des Briefes in: Ottokar Luban, Die „innere Notwendigkeit, mithelfen zu dürfen". Zur Rolle Mathilde Jacobs als Assistentin der Spartakusführung bzw. der KPD-Zentrale, in: *IWK*, Jg. 29 (1993), H. 4, S. 452–455, hier S. 453 (Gespräch mit Jogiches) und S. 454 (Zitat).

94 M. Jacob, Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden, S. 496 f.

95 Siehe oben, S. 190.

Berliner Garnison zu Beginn des Januaraufstandes bewies, ohne agitatorischen Erfolg. Insofern war die junge KPD überhaupt nicht in der Lage, über eine breite, gut organisierte Mitgliedschaft Einfluß auf die Aufstandsbewegung zu nehmen.

Die Einflußmöglichkeiten waren beschränkt zum einen auf die Agitation mit Hilfe der „Roten Fahne" und der Flugblätter, zum anderen auf die Mitwirkung der beiden Mitglieder der KPD-Zentrale Liebknecht und Pieck in den Gremien der Aufstandsführung. Die „Rote Fahne" hatte schon vor den Januarereignissen lediglich eine kleine Auflage[96] und konnte seit Mittwoch, dem 8. Januar, wegen der beginnenden Kämpfe nur noch in reduzierter Anzahl erscheinen. Es ist deshalb fraglich, ob die Agitation der KPD-Zeitung – jedenfalls ab Mittwoch – sowie der wenigen Spartakusflugblätter überhaupt noch einen größeren Teil der Berliner Arbeiterschaft erreichte, abgesehen davon, daß die besonders scharfe, aggressive Tonart bei den meisten Arbeitern, die in großer Zahl der Einigungslosung anhingen, keinen Anklang fand. Im „Revolutionsausschuß", der Aufstandsleitung, stellte die KPD-Zentrale zwei Mitglieder von 33 und mit Liebknecht einen der drei Vorsitzenden. Pieck entwickelte einige Initiativen, fand aber nicht genug aktive und kompetente Mitkämpfer in der Aufstandsführung. Die Linken mit entsprechender Erfahrung in der Organisierung von Massenaktionen während des Krieges und in den Novembertagen 1918 wie Richard Müller und Ernst Däumig und ihr engerer Freundeskreis sprachen sich gegen einen Kampf um die Regierungsgewalt aus und beteiligten sich überhaupt nicht oder nur halbherzig am Januaraufstand.[97] Selbst wenn Liebknecht und Pieck von ihren eigenen Fähigkeiten her in der Lage und willens gewesen wären, die Kommandogewalt an sich zu reißen, hätten die sehr selbstbewußten und eigenständigen „Revolutionären Obleute" dies nicht zugelassen, erst recht nicht Georg Ledebour, einer der drei Vorsitzenden des „Revolutionsausschusses", der in Liebknecht schon in der Kriegszeit den abzuwehrenden Konkurrenten um die Führungsposition des linken Flügels der Arbeiterbewegung gesehen hatte. Unter diesen Umständen war es vollständig unmöglich, die Organisationsstruktur für eine effektive Führung des Aufstandes aus dem Boden zu stampfen. Die Zentrale der KPD (Spartakusbund) war also überhaupt nicht in der Lage, einen entscheidenden Einfluß auf die Aufstandsführung und auf die Aufstandsbewegung zu nehmen.[98]

96 LAB, A Rep. 358, Nr. 466, Bd. 16, Bl. 184: Aussage Ernst Meyers, Redakteur an der „Roten Fahne" und Mitglied der KPD-Zentrale, im Ledebour-Prozeß. Nach Werner Hirsch hat die Auflage anfänglich 15000 betragen, sei schnell [keine Zeitangabe] auf 130000 gestiegen und habe zu Beginn des Januaraufstandes 1919 200000 betragen (Werner Hirsch, 10 Jahre Geschichte der „Roten Fahne", in: *Die Rote Fahne,* Nr. 273 vom 18. 11. 1928). Dies könnte höchstens für die Tage vom 5. bis 7. Januar 1919 und vielleicht für die Extraausgabe vom 9. Januar mit dem Liebknecht-Aufruf zutreffen, da vorher die knappe Papierzuteilung enge Grenzen setzte und seit dem 7. Januar abends der Druck durch die Regierungstruppen immer wieder beeinträchtigt wurde.

97 Müller, Bürgerkrieg, S. 33 f. Danach stimmten am späten Abend des 5. Januar 1919 Richard Müller und fünf weitere führende Obleute – darunter Paul Eckert, Heinrich Malzahn, Paul Neuendorf, Oskar Rusch – gegen den Aufstandsplan. Däumig konnte wegen eines Fieberanfalls an dieser Sitzung nicht teilnehmen (Aussage Müllers am 31. 3. 1919, in: LAB, A Rep. 358, Nr. 466, Bd. 1, Bl. 163), hatte sich aber schon am 4. Januar gegen revolutionäre Aktionen zu diesem Zeitpunkt ausgesprochen und diese Auffassung auch auf der Sitzung der Berliner USPD-Arbeiterräte am 9. Januar 1919 vertreten (siehe oben, S. 180 und S. 197).

98 Zum Thema der realen Einflußmöglichkeit der KPD wird der Verfasser im Rahmen einer Monographie über die Vor- und Gründungsgeschichte der KPD (Spartakusbund), August 1914 bis Januar 1919, eine eingehende Analyse vorlegen.

Im Gegensatz zu diesen realen Kräfteverhältnissen und dem tatsächlichen Geschehen haben damals die gesamte bürgerliche und mehrheitssozialdemokratische Presse sowie die Regierung Ebert-Scheidemann – letztere z. B. in ihrem Aufruf vom 8. Januar (siehe Vorspann dieses Aufsatzes) – unter dem Schlagwort „Spartakusaufstand" die Version verbreitet, es hätte sich um einen hauptsächlich vom Spartakusbund inszenierten und getragenen Umsturzversuch gehandelt. So formulierten es auch die Mehrheitssozialdemokraten im Februar 1921 im Abschlußbericht eines seit März 1919 arbeitenden Untersuchungsausschusses des Preußischen Landtages: „Der Spartakusbund und die ihm nahestehenden Kreise der Unabhängigen haben sofort nach Bildung der Revolutionsregierung Ebert-Haase auf den Bürgerkrieg hingearbeitet. Ihr Ziel war die Entfernung der Mehrheitssozialisten aus der Regierung durch den bewaffneten Aufstand, den sie sorgfältig und von langer Hand [!] vorbereiteten."[99] Das Herausstellen von Spartakus als Verursacher aller Unruhen im Land stempelte die linksradikale Partei und ihre Führer und Mitglieder als Schreckgespenst und Sündenbock ab, eine Entwicklung, die bereits unmittelbar nach dem 9. November 1918 begonnen hatte.

Diese im politischen Tageskampf entstandene falsche Darstellung der Rolle des Spartakusbundes im Januaraufstand 1919 ist erst in der neueren relevanten Historiographie wie zuletzt 1985 bei Heinrich August Winkler revidiert worden: „Die Berliner Januarunruhen von 1919 tragen den Namen ‚Spartakusaufstand', der ihnen auch heute noch gelegentlich verliehen wird, zu Unrecht." Die KPD-Zentrale habe den Regierungsumsturz keineswegs geplant, sondern im Rahmen der Erhebung eines Teils der Berliner Arbeiterschaft hätten die Anhänger der „Revolutionären Obleute" und der KPD die revolutionäre Beseitigung der mehrheitssozialdemokratischen Regierung gefordert.[100]

Wie in der vorliegenden Studie detailliert dargestellt, hatte die KPD-Zentrale zunächst keine Absicht und nicht einmal die Erwartung eines Aufstandes gegen die Ebert-Scheidemann-Regierung. Ganz anders dagegen sahen dies bereits vor der ersten Demonstration am 5. Januar einige Betriebsvertrauensleute und der KPD-Vertreter Pieck, nach der unerwartet starken Beteiligung an dieser Massenaktion die überwiegende Mehrheit der Betriebsvertrauensleute sowie Pieck und Liebknecht. Mit einer handstreichartigen Verhaftungsaktion sollte die mehrheitssozialdemokratische Regierung beseitigt werden, bevor klar geworden war, ob die Majorität der Berliner Arbeiterschaft hinter den Forderungen der revolutionären Linken stand. Dies hatte eindeutig den Charakter einer putschistischen Maßnahme, die niemals im Sinne Rosa Luxemburgs gewesen wäre. Dazu schilderte später Levi ihre Reaktion, als sie am 14. Januar von der vom 6. Januar stammenden, auch von Liebknecht unterschriebenen Erklärung des „Revolutionsausschusses" über die Absetzung der Ebert-Scheidemann-Regierung[101] Kenntnis bekam: „Keiner der Anwesenden wird die Szene vergessen, als Rosa Luxemburg Karl Liebknecht das Dokument vorhielt, das gezeichnet war: ‚Die provisorische Regierung Ledebour, Liebknecht, Scholze'. Sie frug ihn nur: ‚Karl, ist das unser Programm?' Der Rest war

99 Ritter/Miller, Die deutsche Revolution 1918/19, S. 196.
100 Winkler, S. 120–130; Zitat: S. 122. Ähnlich: Miller, S. 225–232, insbes. S. 231 f.
101 Siehe oben, S. 183 f.

Schweigen."[102] Erst jetzt – mit dem Abstand einiger Tage seit dem Fehlschlagen des Aufstandes – hatte offensichtlich auch für sie die ganze Aktion, wie Jogiches zwei Wochen später in einem Brief an Lenin seine eigene Beurteilung formulierte, den „Charakter eines Putsches" angenommen.[103] Für Rosa Luxemburg durfte die Ablösung der mehrheitssozialdemokratischen Regierung durch eine sozialistische Regierung nicht als Aktion einer kleinen Schar von Revolutionären erfolgen – und so sah die Episode mit der von Liebknecht unterschriebenen Regierungsübernahme für sie am 14. Januar im Rückblick auf den fehlgeschlagenen Aufstand aus –, sondern mußte das Ergebnis des eindeutigen Drängens einer breiten proletarischen Massenbewegung sein. Dies betonte sie auch immer wieder in diesen Januartagen in der „Roten Fahne". Die Spartakusführerin wurde niemals zur „blutigen Rosa", nie zu einer putschistischen oder gar terroristischen Politikerin, sondern Rosa Luxemburg hat ihre demokratischen Grundsätze – auf dem Boden des Rätesystems, nicht der parlamentarischen Demokratie – während des Januaraufstandes 1919 voll aufrechterhalten.

Stand das demokratische Prinzip der bei der Mehrheit der Massen liegenden Entscheidungskompetenz für Rosa Luxemburg als Voraussetzung politischen Handelns fest, so ist doch zu fragen, welche Kampfformen und welche Kampfziele die Spartakusführerin dem Proletariat während des Januaraufstandes vorschlug und ob sie aus der Arbeiterschaft kommende eigenständige Entwicklungen, die in Richtung Sozialismus gingen, aufgreifen konnte. Vorschläge für die Führung des Kampfes fehlten weitgehend in ihren Zeitungsartikeln oder waren vollständig irreal wie der Punkt einer permanent auf den Straßen bleibenden Vollversammlung der Berliner revolutionären Arbeiter. Die KPD-Führerin machte den Eindruck einer „ratlosen Rosa". Um so radikaler war sie in der Propagierung des Aufstandsziels. Ab Mittwoch, dem 8. Januar, bis einschließlich Sonntag, dem 12. Januar, also sogar mehrere Tage nach der militärischen Niederlage der Aufständischen, verbreitete sie in der „Roten Fahne" die Illusion eines erreichbaren Sturzes der mehrheitssozialdemokratischen Regierung. Als einziges Zwischenziel und als Voraussetzung dieses Umsturzes wurde mit allerschärfster Polemik die Zerschlagung der USPD verkündet. Mit diesen schrillen Propagandatönen erreichte sie nur den besonders radikalen Teil der Massen, damit lediglich eine verschwindend kleine Minderheit, die sich in ihrer putschistischen Taktik – unter Ignorierung der demokratischen Grundsätze in Luxemburgs Argumentation – bestärkt und bestätigt empfand. Die große Mehrheit des Berliner Proletariats stand dieser Art der Luxemburgischen Agitation äußerst fern, auf jeden Fall ab dem 8. Januar, als die Parole von der Einigung der „einfachen" Mitglieder aller proletarischen Parteien mit dem Ziel einer Beendigung des Bruderkampfes und der Realisierung einer sozialistischen Politik großen Anklang in der Arbeiterschaft Berlins, aber auch in anderen industriellen Zentren Deutschlands fand. Die Fixierung auf ihre

102 Paul Levi, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht zum Gedächtnis, in: *Leipziger Volkszeitung*, Nr. 12 vom 15. 1. 1929. Diese Episode muß sich am 14. Januar 1919 abgespielt haben, als der wieder von den Mehrheitssozialdemokraten herausgegebene „Vorwärts" die Erklärung als Faksimileabdruck brachte. Levi kann also selbst nicht Augenzeuge gewesen sein, da er bereits am 13. Januar 1919 verhaftet worden war. Radek gibt in seinem 1924 veröffentlichten Erinnerungsbericht eine ähnliche, ihm von Levi übermittelte Version wieder (Radek, November, S. 138). Offensichtlich war dieser Vorfall intern allen KPD-Führern bekannt geworden.

103 Siehe oben, S. 197, Anm. 76.

langjährigen Auseinandersetzungen mit dem Zentrum der Sozialdemokratie, also jetzt mit der USPD, und ihre illusionäre Verkennung des Bewußtseinsstandes der Massen führten zu einer verfehlten politischen Taktik und Zielsetzung der KPD-Führerin während dieser Januartage.[104]

Höchstwahrscheinlich hätte sich Rosa Luxemburg während eines erneuten Gefängnisaufenthaltes, mit dem sie am 15. Januar 1919 bei ihrer Festnahme wohl rechnete, in einer Broschüre intensiver mit dem Verhalten der revolutionären Linken während des Januaraufstandes 1919 beschäftigt und vielleicht sogar die eigene Haltung und die ihrer Partei einer kritischen Analyse unterzogen. Doch die Mörder ließen ihr keine Zeit dafür.

104 Für vielfältige, auch kritische Hinweise danke ich Annelies Laschitza und Ingo Materna.

Die Zentralstelle der Arbeiter- und Soldatenräte der Regierungsbezirke in der Provinz Brandenburg während der Revolution 1918/1919

Von Ingo Materna

Noch bevor die Revolution am 9. November 1918 mit Generalstreik, Massendemonstrationen, Abdankung der kaiserlichen Regierung und Proklamation der Republik in Berlin ihren entscheidenden Höhepunkt fand, erfaßte die revolutionäre Bewegung einige Orte der Provinz Brandenburg. Die Regierung hatte speziell für Berlin und seine Umgebung militärische Maßnahmen getroffen, um die Ausbreitung der revolutionären Welle, die von der Nordwestküste ausging und den Süden und Westen des Reiches seit dem 3. November bereits erreicht und überschwemmt hatte, zu stoppen und ein Übergreifen auf das politische Machtzentrum zu verhindern. Der Oberbefehlshaber in den Marken, Generaloberst Alexander von Linsingen, verbot am 7. November nachdrücklich, „Arbeiter- und Soldatenräte nach russischem Muster zu bilden".[1] Im Zuge der revolutionären Erhebung hatten sich überall Räte zu ihrer unmittelbaren Leitung und weiteren Orientierung gebildet. Trotz der Verbote und Präventionen mußte der Regierungspräsident in Potsdam, Adolf von Massenbach, für den 8. November an das Reichsamt des Innern melden, daß in Trebbin „eine Maschinengewehr-Abteilung gemeutert" hätte und die „Zivilbevölkerung unruhig" sei. In Staaken legten 1800 Arbeiter der Zeppelin-Werke die Arbeit nieder. Am Abend dieses Tages übernahm ein Arbeiter- und Soldatenrat in Perleberg die „militärische und behördliche Verwaltung" der Kreise West- und Ostprignitz. Der Landrat, Hartwig von Graevenitz, wurde seines Amtes enthoben. Hier formierte sich und agierte m. E. der erste Arbeiter- und Soldatenrat in der Provinz mit beachtlicher Energie und Initiative. In den AEG-Werken Hennigsdorf stellten 10000 Arbeiter die Arbeit ein und übernahmen die Leitung der Fabriken.[2]

Am 9. und 10. November breitete sich die revolutionäre Erhebung in der gesamten Provinz aus, nicht nur in den Garnison- und Industriestädten, auch in den vielen kleineren Städten, Orten und Gemeinden. Überall entstanden Arbeiter- und Soldatenräte in unterschiedlicher politischer und sozialer Zusammensetzung und mit verschiedenartigen Zielsetzungen und Maßnahmen.[3]

1 Die deutsche Revolution 1918/1919. Dokumente. Hrsg. von Gerhard A. Ritter und Susanne Miller, 2., erheblich erweiterte und überarbeitete Ausgabe (= Fischer Taschenbuch 4300), Frankfurt a. M. 1983, S. 62.

2 Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam (künftig zitiert: BLHA Potsdam), Pr. Br. Rep. 2 A, Regierung Potsdam, I Pol., Nr. 1023, Bl. 118 und Bl. 120.

3 Vgl. den Überblick: Ingo Materna, Brandenburg als preußische Provinz in der Weimarer Republik (1918 bis 1933). Die Revolution 1918/19, in: Brandenburgische Geschichte. Hrsg. von Ingo Materna und Wolfgang Ribbe, Berlin 1995, S. 561–568 [künftig zitiert: Materna, Brandenburg]. Vgl. auch die Abschlußarbeit im Institut für Archivwissenschaft Potsdam von Klaus Klauß, Die Novemberrevolution 1918 in der Provinz Brandenburg, Potsdam 1958 [künftig zitiert: Klauß, Novemberrevolution], die den damaligen Forschungsstand wiedergibt und auf eigenen Archivforschungen basiert.

Mit der Wahl des Berliner Vollzugsrates durch 3000 Arbeiter- und Soldatenräte am Abend des 10. November entstand ein zentrales Organ, das nicht nur die Leitung der Berliner Räte übernahm, sondern auch provisorisch als Zentrale für die Räte Preußens und des ganzen Reiches galt bzw. diesen Anspruch erhob.[4] Das Bestreben, die Tätigkeit der Arbeiter- und Soldatenräte zu zentralisieren und so „die politische Gewalt in den Händen der Arbeiter- und Soldatenräte der deutschen sozialistischen Republik" zu sichern, um die „Errungenschaften der Revolution zu behaupten und auszubauen sowie die Gegenrevolution niederzuhalten", wie es in der Vereinbarung zwischen dem Berliner Vollzugsrat und dem Rat der Volksbeauftragten über die staatsrechtliche Stellung beider Gremien vom 23. November 1918 hieß,[5] kam auch in der Bildung von „Zentralstellen" oder „Zentralausschüssen" in den Kreisen, Regierungsbezirken und Provinzen zum Ausdruck. Die Vorstellung, daß „diese Aufgaben [...] nur erfüllt werden [können] durch ein harmonisches Zusammenarbeiten aller Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands",[6] und der Versuch, dieses durch Richtlinien und Vereinbarungen zu organisieren, kann aber auch als Ausdruck einer Strategie verstanden werden, alle allzu revolutionären Maßnahmen zu unterbinden, die – wie z. B. vom Arbeiter- und Soldatenrat in Brandenburg/Havel am 10. November gefordert – auf die „Rätemacht" und „die Wandlung Deutschlands zu einer wirklichen und wahrhaft freien sozialen Volksrepublik"[7] hinausliefen.

Als Beispiel für die Entwicklung auf der Kreisebene sollen die diesbezüglichen Ereignisse im Kreis Niederbarnim angeführt werden. Am 11. November zogen die SPD-Funktionäre, der Gewerkschaftssekretär Hermann Müller (Lichtenberg) und Albert Baumeister, Vorsitzender des Wahlkreisvereins Niederbarnim der SPD, im Auftrag des Berliner Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte in das Kreisgebäude am Friedrich-Karl-Ufer in Berlin ein, übernahmen als „Volkskommissare" die Kontrolle der Amtsgeschäfte des Landrats Joachim von Bredow und bildeten eine „Zentralstelle der Arbeiter- und Soldatenräte des Kreises Niederbarnim". Um die zunächst allgemein angestrebte Parität zwischen SPD und USPD zu gewährleisten und so die Einheit der revolutionären Bewegung zu demonstrieren, wurden der Vorsitzende der Niederbarnimer USPD, Paul Brühl, und der linke USPD-Gewerkschafter Eugen Grosche in die Zentralstelle aufgenommen. Auf einer Kreiskonferenz der 127 Rätevertreter aus 67 Orten des Kreises am 17. November wurden alle kommunalen Arbeiter- und Soldatenräte verpflichtet, sich unbedingt der Zentralstelle zu unterstellen. Zunächst stellten die Räte einstimmig an die preußische Regierung die Anträge: 1. Sämtliche Landräte sind sofort ihres Amtes zu entheben. An ihre Stelle treten die Bevollmächtigten des Arbeiter- und Soldatenrates für

4 Vgl. Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom Ausbruch der Revolution bis zum 1. Reichsrätekongreß. Hrsg. von Gerhard Engel, Bärbel Holtz und Ingo Materna, Berlin 1993, S. XXVII ff.

5 A. a. O., S. 292. Vgl. auch den Aufruf zur Einberufung einer Delegiertenversammlung aller deutschen Arbeiter- und Soldatenräte nach Berlin vom 23. November 1918: „Nur durch eine feste Zusammenfassung aller deutschen Arbeiter- und Soldatenräte [können] die Errungenschaften der Revolution gesichert werden" (a. a. O., S. 296).

6 A. a. O., S. 298.

7 Die Novemberrevolution und die Gründung der Kommunistischen Partei in Brandenburg, Brandenburg/Havel 1958, S. 21.

den betreffenden Kreis. 2. Die Preußische Landgemeindeordnung ist aufgehoben. An die Stelle der Gemeindevertretungen tritt der örtliche Arbeiter- und Soldatenrat oder in den ländlichen Gemeinden der Bauernrat, der entsprechend der Anordnung der Zentralbehörde gewählt und zusammengesetzt ist.[8] Die Räte wurden dann jedoch auf den Kurs festgelegt, der inzwischen vom Rat der Volksbeauftragten und der preußischen Regierung eingeschlagen worden war: Kontrolle der Behörden und Zusammenarbeit mit diesen, Sorge um Ruhe und Ordnung sowie um die Versorgung der Bevölkerung; keine Auflösung des nach dem Dreiklassenwahlrecht existenten Kreistages, der Stadtverordneten- und Gemeindeversammlungen; der Landrat, die Bürgermeister, Amts- und Gemeindevorsteher sollten im Amt bleiben. „Keine Übernahme von Ämtern, die wir nicht meistern können", erklärte Baumeister auf der 2. Kreiskonferenz der Niederbarnimer Räte am 1. Dezember. Und so konnte sich der vorrevolutionäre Kreistag im Landratsamt am 11. Dezember in alter Zusammensetzung versammeln. Der Landrat Joachim von Bredow amtierte bis zum Januar 1920.[9]

Auf der Ebene der Regierungsbezirke bildeten zunächst die Vertreter der Arbeiter- und Soldatenräte der Stadt- und Landkreise des Regierungsbezirks Frankfurt/Oder am 27. November 1918 einen Vollzugsausschuß. Vorsitzender war der Arzt Dr. Benno Chajes (SPD) aus Frankfurt/Oder, zugleich verantwortlich für politische Angelegenheiten. Köhne aus Calau war zuständig für den Sicherheitsdienst, Schierz (Frankfurt) für Ernährung und tägliche Bedürfnisse, Emil Faber (Frankfurt) für allgemein kommunale Angelegenheiten und Schröder (Frankfurt) für Probleme der Demobilisierung. Gemeinsam sollten sie den „Regierungspräsidenten und die gesamten Vorgänge im Regierungsbezirk" überwachen sowie auch Beschwerden entgegennehmen.[10] Der Vollzugsausschuß berief zum 14. Dezember die Delegiertenversammlung der Arbeiter- und Soldatenräte des Regierungsbezirks Frankfurt/Oder, die weitere wichtige Schritte für die Orientierung der Arbeit und in Richtung auf Zentralisierung festlegte. Die Delegierten beschlossen Richtlinien über die „Bildung von Arbeiter- und Bauernräten für Gemeinden mit überwiegend bäuerlicher Bevölkerung" – eine für diese Region bedeutende Orientierung. Die Wahlen sollten durch alle Männer und Frauen über 20 Jahre in einer öffentlichen

8 Geheimes Staatsarchiv Dahlem [künftig zitiert: GStA Dahlem], Rep. 77, Tit. 1373a, Nr. 1, Bl. 29. Hermann Müller (1868–1932) war Arbeitersekretär im Zentralarbeitersekretariat in Berlin, 1917 Stadtrat in Lichtenberg und von 1917 bis 1932 Mitglied der Zentralen Kontrollkommission der SPD. Albert Baumeister (1882–1953) war seit 1900 Mitglied der SPD, u. a. Sekretär von Carl Legien, 1917–1918 Vorsitzender des SPD-Wahlkreisvereins Niederbarnim, im Januar 1919 Mitbegründer des Regiments „Reichstag", später Angestellter des Internationalen Arbeitsamts. Paul Brühl (1876–1950) wirkte seit 1897/98 als SPD- und Gewerkschaftsfunktionär in Niederbarnim und Berlin, war seit 1917 USPD-Sekretär in Niederbarnim, dann in Berlin, leitete 1918–1920 die Bezirksorganisation Berlin-Brandenburg der USPD; später u. a. Präsident des Landesarbeitsamtes Berlin-Brandenburg-Grenzmark (bis 1933 SPD). Eugen Grosche (geb. 1888) Buchhändler und USPD-Funktionär, 1919 zeitweilig inhaftiert, später schriftstellerisch tätig (nach 1945 in Riesa?).

9 BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 2A, Reg. Potsdam, I Pol., Nr. 1060, Bl. 51–59. Vgl. auch: Andreas Herbst, Zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Kreis Niederbarnim 1918 bis 1933, Bernau [1989], S. 9–18.

10 BLHA Potsdam, Rep. 3B, Nr. 3170, Bl. 4. Bruno Chajes war Arzt, Mitglied der SPD, Schwiegersohn Eduard Bernsteins, später Dozent bzw. Professor für Sozialhygiene in Berlin, 1928–1933 MdL in Preußen, starb in der Emigration in der Schweiz. – Emil Faber (1861–1930), seit 1884 Mitglied der SPD, seit 1890 Leitung der SPD-Wahlkreisorganisation Frankfurt/Oder-Lebus, 1910–1912 MdR, 1908–1930 Stadtverordneter in Frankfurt/Oder, 1919–1930 Mitglied des Preußischen Landtags.

Versammlung stattfinden. Gemeinde-, Amts- und Gutsvorsteher sowie Schöffen waren nicht wählbar; die Räte sollten diesen in Amtsgeschäften zur Seite stehen und sie kontrollieren, ihre Anordnungen gegenzeichnen. Weiterhin hatten die Räte die Aufgabe, in den Steuerschätzungs- und Veranlagungskommissionen mitzuwirken, die Erfassung und den Schutz von Lebensmitteln zu organisieren, den Schleichhandel zu bekämpfen, die landwirtschaftlichen Betriebe und die Produktion sowie das Genossenschaftswesen zu fördern, Arbeit und Wohnraum zu beschaffen sowie Personen und Eigentum zu schützen.[11]

Für den Regierungsbezirk Potsdam wurden nach dem 20. November „durch Vollmacht der Reichsregierung und Wahl der Arbeiter- und Soldatenräte Charlottenburgs und Potsdams, die Kontrollstation bei der Regierung Potsdam einzurichten, die Genossen W. Heine, W. Beutel und C. Rhinow beauftragt".[12] Sie führten am 24. November mit dem Regierungspräsidenten Adolf von Massenbach und Oberregierungsrat Erbslöh ein Gespräch über die Kompetenzen: es sollten sämtliche Schriftstücke des Regierungspräsidenten kontrolliert werden. Zu bearbeiten galt es das Schul-, Kirchen- und Gesundheits- sowie das Steuerwesen, die Hinterbliebenenversorgung, die Lebensmittelversorgung, Notstandsarbeiten sowie Beschwerden aller Art. Zu kontrollieren sei die Arbeit der Landratsämter, der Amts- und Gemeindevorsteher sowie die der Polizeipräsidenten und Oberbürgermeister. Es wären wohl etwa 150 bis 200 Schriftstücke täglich zu prüfen und zu bearbeiten.[13]

Am 1. Dezember wurde dann eine „Zentralstelle der Kreis-Arbeiter- und Soldatenräte im Regierungsbezirk Potsdam" gewählt, der W. Heine (Charlottenburg), C. Rhinow (Potsdam), Vizefeldwebel Karl Rabe (Fliegerbeobachterschule Jüterbog), Fechner, Misbach (Niederbarnim) und H. Jahn (Vorsitzender des SPD-Wahlvereins Luckenwalde) angehörten und die bei der Regierung Potsdam ihren Sitz hatte.[14]

Auf der Basis dieser Zentralstellen der Räte in den Kreisen und bei den Regierungsbezirken der Provinz wurde am 27. November 1918 „im Auftrage des Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte Deutsche Sozialistische Republik und im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern" beim Oberpräsidium entsprechend den allgemeinen Anordnungen „eine Kontrollstelle" eingerichtet, die „Zentralstelle der Arbeiter- und Soldatenräte der Regierungsbezirke in der Provinz Brandenburg". Ihr gehörten zunächst Albert Baumeister (Niederbarnim), Berger und Franz Naumann (beide Charlottenburg) an. Ihren Sitz hatte sie im Oberpräsidium der Provinz in Charlottenburg, Kaiserdamm 1, ihre Geschäftsräume befanden sich dann in Räumen des Reichsmilitärgerichts, Witzlebenstraße 5. Zum 1. Dezember berief sie eine Versammlung aller Zentralstellen der Räte (der Kreise) der Provinz ins Lehrervereinshaus nach Berlin ein. Jeder Kreis sollte einen Soldatenrat und zwei Arbeiterräte entsenden. Alle Zentralstellen erhielten die

11 A. a. O., Bl. 16 f. Bei Materna, Brandenburg, S. 565, ist diese Tagung irrtümlich auf den 14. November datiert.

12 BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 2 A, Reg. Potsdam, I Pol., Nr. 1060, Bl. 10.

13 Ebda. Aus der Erwähnung der Zuständigkeit u. a. für Wilmersdorf, Neukölln, Schöneberg, Charlottenburg und Spandau geht hervor, daß über die Abgrenzung zum Berliner Vollzugsrat offenbar kein Einvernehmen bestand.

14 A. a. O., Bl. 17. Weitere Details über die Arbeit des Gremiums in der Akte Nr. 1061.

Aufforderung, ihre Drucksachen, Rundschreiben und allgemeinen Anordnungen an die Zentralstelle zu schicken sowie ihre Adressen mitzuteilen.[15]

Am 1. Dezember versammelten sich 144 Vertreter, davon allein 91 aus 55 Orten des Kreises Niederbarnim; diese trafen sich zuerst zu einer gesonderten Kreiskonferenz, an der 44 Delegierte aus weiteren Kreisen der Provinz bereits als Gäste teilnahmen. Auf der anschließenden Provinzialkonferenz waren dann von 45 Kreisen lediglich 25 vertreten.[16] Auf beiden Beratungen hielt Albert Baumeister das Grundsatzreferat. Er rief dazu auf, überall Arbeiterräte zu bilden und im sozialistischen Sinne zu wirken, im Streit beider sozialdemokratischen Parteien jedoch neutral zu bleiben; die Arbeiterräte sollten aus beiden Parteien weiterhin paritätisch ausgewählt und nicht durch „Spießbürger" bestimmt werden. Politische Agitation sei Sache der Parteien. Wegen der Kosten sollten maximal sechs Mitglieder in die Vollzugsräte gewählt werden. Die zu bildenden Bauernräte seien nur als „Sachverständigenausschüsse" zu verstehen. Die Arbeiterräte hätten die politische Kontrolle auszuüben; Landarbeiter gehörten in die Arbeiterräte. Die Polizeigewalt sollte bei den Soldatenräten liegen, die nur in Garnisonorten gebildet werden sollten und jeweils ein oder zwei Vertreter in die Arbeiterräte zu delegieren hätten. Es bestehe Pressefreiheit, die Zeitungen dürften aber nicht verhetzend gegen Revolution und Sozialismus schreiben. Eventuelle Amtsenthebungen seien nicht selbständig vorzunehmen, sondern etwaige Fälle sollten an die Zentrale gemeldet werden. In der letzten Novemberdekade seien den Regierungspräsidenten und dem Oberpräsidenten Genossen zur Kontrolle beigeordnet worden. Eine Reform der Verwaltung werde nach der Wahl und Konstituierung der Nationalversammlung erfolgen. Zum bevorstehenden Reichsrätekongreß sollten Baumeister und Grosche delegiert werden. Baumeister appellierte dann allerdings auch: „Man soll sich auch die Heranziehung der Frauen zur Tätigkeit der Arbeiterräte angelegen sein lassen."[17] Es wurde ein Antrag von (Karl?) Schröder (Zehlendorf) angenommen, die Zentralstelle solle alle Räte prüfen, „ob sie der Sache des Volkes dienen".

In der Diskussion behandelten Delegierte Probleme der Versorgung und der Wohnungsnot, der Demobilmachung, der Rechte der Räte, der Sicherheit, der Kontrolle der Gemeinden. Ausführlich sprach Benno Chajes über Erfahrungen des Vollzugsausschusses der Räte des Regierungsbezirks Frankfurt/Oder, der mit fünf Mitgliedern besetzt sei und fünf Kommissionen gebildet habe, die die Verwaltung, den Sicherheitsdienst, die Ernährungsproblematik, die Demobilmachung und die Propaganda bearbeiteten. Alle acht bis zehn Tage finde eine Vollsitzung des Vollzugsausschusses statt. Alle Posteingänge bei der Regierung würden durchgesehen und bearbeitet. Nötig sei keine Parität der sozialdemokratischen Parteien bei der Besetzung der Funktionen – wie sie Baumeister verlangte –, sondern Sachverstand. Man müsse „unsere Forderungen" durchdrücken. „Etwas diktatorische Gewalt, gesund ausgeübt, schadet nichts." Chajes schlug vor, für

15 GStA Dahlem, Rep. 77, Tit. 1373a, Nr. 12, Bl. 10.

16 Für das Nachfolgende: BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 2A, Reg. Potsdam, I Pol., Nr. 1060, Bl. 51–63. Vgl. auch den Bericht im *Vorwärts*, Jg. 35, Nr. 331 vom 2. Dezember 1918; fast gleichlautend: *Die Freiheit*, Jg. 1, Nr. 32 vom 2. Dezember 1918.

17 BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 2A, Reg. Potsdam, I Pol., Nr. 1060, Bl. 56.

den Regierungsbezirk Potsdam und das Oberpräsidium ebenfalls Vollzugsausschüsse von je fünf Personen zu wählen.[18]

Rhinow (Potsdam) berichtete über die Tätigkeit der bisher dreiköpfigen „Kontrollstation" und die Absicht, Richtlinien für die Tätigkeit der Räte zu erarbeiten. Der Arbeiterrat Reichert rechtfertigte die Absetzung des Landrats des Kreises Zauch-Belzig, von Tschirschky und Boegendorff, durch den örtlichen Arbeiter- und Soldatenrat, es lägen Unterschleife von 200000 Mark vor.

Schließlich wählte die Konferenz den Vollzugsausschuß und die Zentralstelle der Arbeiter- und Soldatenräte für das Oberpräsidium der Provinz Brandenburg. Albert Baumeister (SPD, Regierungsbezirk Potsdam) leitete als Vorsitzender zugleich die politische Abteilung (mit Konsularwesen, Volksbibliotheken, Provinziallandtag, Lotterie, Kollekten, Vereins- und Versammlungsrecht, Presse, Schul- und Unterrichtsangelegenheiten, Angelegenheiten der Kreise und Kommunen); der Kovorsitzende Bruno Peters (Spartakusbund, USPD, Regierungsbezirk Frankfurt) war auch zuständig für militärische Angelegenheiten (mit Polizeisachen, Jagd, Gendarmerie, Paßsachen, Feuerlöschwesen, Kriegervereinssachen); Dr. Benno Chajes (SPD, Regierungsbezirk Frankfurt) verantwortete die Sozialpolitik (mit Apothekenkammer, Ärztlichem Ehrengericht, Ärztekammer, Fürsorgeerziehung, Hilfsdienstpflicht, Märkischem Arbeitsnachweis, Ein- und Auswanderung, Beschäftigung ausländischer Arbeiter, Irrenpflege, Tierärztesachen); Franz Naumann (SPD, Regierungsbezirk Potsdam) besetzte die Wirtschaftsabteilung (mit Provinzialkartoffelstelle, Lebensmitteln, Kohlen, Wassergesetzsachen, Kriegswirtschaftsamt, Provinzfleischstelle, elektrischer Überlandzentrale, Demobilmachung, Landwirtschaftskammer); Frau Anna Nemitz (USPD) hatte die Büroleitung.[19]

In einer einstimmig angenommenen Resolution bestätigten die Delegierten ausdrücklich die Übernahme der Kontrolle der Regierungspräsidenten und des Oberpräsidenten sowie aller diesen unterstellten Behörden durch die Räte. Alle Erlasse, Verfügungen und wichtige Anordnungen bedürften der Gegenzeichnung durch Räte. Bei den Sitzungen hätten diese das Recht der Beteiligung und des Einspruchs. Widersprüche seien an das Ministerium bzw. an den Großberliner Vollzugsrat als oberste Räteinstanz zu richten.[20] (An dessen Stelle trat bekanntlich nach dem 1. Reichsrätekongreß – 16.–20. Dezember 1918 – der „Zentralrat der deutschen sozialistischen Republik".[21]) Als dringendste Aufgaben der Zentralstelle benannte die Resolution: 1. genaue Festlegung der Befugnisse der einzelnen Kontrollen im Einverständnis mit der Regierung; 2. schleunige Einsetzung von Kontrollstellen bei allen Behörden; 3. Erfahrungsaustausch der Zentralstellen durch Rundschreiben und Konferenzen; 4. Vermittlung von Sachverständigen und Revisoren zur Geschäftsprüfung bei den einzelnen Behörden und 5. Bearbeitung von Eingaben an

18 A. a. O., Bl. 57. Eine Parität von SPD und USPD war in den meisten Räten schon deshalb nicht möglich, da vielerorts die USPD noch nicht existierte. Hinzu kam das Problem der Hinzuziehung von Soldatenräten, die in der Regel die Positionen der SPD-Arbeiterräte unterstützten.

19 A. a. O., Bl. 50 und S. 58. Hervorzuheben ist die Funktion von Anna Nemitz (1873–1962) als markante Ausnahme in der im übrigen „männlichen" Rätebewegung. Frau Nemitz wirkte dann u. a. als Charlottenburger Stadtverordnete und als Mitglied des Reichstages.

20 A. a. O., Bl. 59.

21 Vgl. das entsprechende Schreiben des Berliner Vollzugrates, Militärische Kommission, am 3. Januar 1919 an die Brandenburgische Zentralstelle, in: a. a. O., Bl. 114.

die Staats- bzw. Reichsregierung entsprechend den Wünschen der zugehörigen Arbeiter- und Soldatenräte.[22]

Hermann Müller, der Volkskommissar des Kreises Niederbarnim, schloß die Tagung pathetisch mit dem Satz, die Arbeiter- und Soldatenräte könnten „durch sachgemäße Führung der Geschäfte die besten Werber für den Sozialismus sein".[23] Damit war die allgemein unter den Räten vorherrschende prinzipielle Orientierung benannt; nirgends ist indessen von einer Alternative „Rätemacht oder Nationalversammlung" die Rede. Diese mußte in der Provinz Brandenburg – wie generell – schon insofern utopisch und illusionär sein, als die „Rätemacht" die Macht einer Minderheit (die „Diktatur des Proletariats") zu einem Zeitpunkt postuliert hätte, als durch die revolutionäre Erhebung eine Republik greifbar nahe war, die durch die Durchsetzung des Parlamentarismus auf allen Ebenen des Staates und der Gesellschaft die Demokratie in bisher nie gekannter Ausprägung versprach. An deren politischer und sozialer Gestaltung wollten die Räte mitwirken.

Über die praktische Arbeit der Zentralstelle sind leider nur wenige Nachrichten überliefert. Ihrer Aufforderung folgend, berichteten verschiedene Räte über ihre Konstituierung, ihre Zusammensetzung und Arbeitsweise. So hat sich die Meldung des Arbeiter- und Soldatenrates von Berlin-Wilmersdorf vom 6. Dezember 1918 erhalten, aus der u. a. hervorgeht, daß er seine Bestätigung durch den Berliner Vollzugsrat bekommen hatte, wodurch wiederum deutlich wird, daß es eine klare Abgrenzung der Zuständigkeiten zwischen Groß-Berlin und der Provinz noch nicht gab.[24] Oft sind durch diese Meldungen die einzigen Nachrichten über kommunale Räte erhalten. Der Soldatenrat für Stadt und Kreis Crossen/Oder z. B. meldete, er regiere „sozialistisch". Im Kreis bestünden 95 Bauernräte. Er übersandte auch seine an die Bürger gerichtete Proklamation.[25] Es liegen ebenfalls ähnlich formulierte Aufrufe bzw. Satzungen der Arbeiter- und Soldatenräte von Angermünde bzw. Jüterbog vor.[26]

Parallel zur Zentralstelle der Provinz versuchte auch der Preußenausschuß des Berliner Vollzugsrates, eine Übersicht über bestehende Räte zu gewinnen, und bat am 12. Dezember 1918 mit einem Schreiben an alle Räte der Regierungsbezirke um entsprechende Informationen.[27] Offenbar bestand indessen an der Basis weiterhin Unklarheit über die Zuständigkeit der verschiedenen Zentralstellen. Bei den unterschiedlichen Beschwerden, die die Zentralstellen erhielten, um Abhilfe zu schaffen, wird zudem deutlich, daß es trotz der proklamierten Rechte den Räten an der Basis und den Zentralstellen an realer Macht fehlte, um bestimmte Forderungen durchzusetzen. So schickte die Zentralstelle des Regierungsbezirks Potsdam am 28. Januar 1919 dem Berliner Vollzugsrat eine Beschwerde des Arbeiterrats Wittstock. Dieser protestierte gegen die Wahl eines gewissen Festerling anstelle des scheidenden Dr. Schultz zum Bürgermeister. Der Berliner

22 A. a. O., Bl. 50.
23 *Vorwärts*, Nr. 331 vom 2. Dezember 1918.
24 BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 2 A, Reg. Potsdam, I Pol., Nr. 1060, Bl. 39. – Dieser Bericht war allerdings an die Zentralstelle des Regierungsbezirks Potsdam gerichtet.
25 A. a. O., Bl. 30 f.
26 A. a. O., Bl. 64 f., Bl. 14.
27 A. a. O., Bl. 68.

Vollzugsrat nun sollte entsprechende Beschlüsse der Wittstocker Stadtverordneten aufheben und den Streit schlichten.[28] Der Vorsitzende des Berliner Vollzugsrates, Richard Müller, antwortete der Potsdamer Zentralstelle, er habe den Vorgang zuständigkeitshalber an den Zentralrat gegeben.[29] Es ist im Kompetenzdschungel nicht zu erkennen bzw. nicht überliefert, wie die Sache auslief.

Der Arbeiter- und Soldatenrat Storkow beschwerte sich ebenfalls in Potsdam am 30. Januar 1919 über den Bürgermeister Runge, der eigenmächtig, ohne Zustimmung des Rates, eingreifende Beschlüsse fasse. Zur Untermauerung seines Standpunktes legte der Storkower Rat ein Schreiben des Berliner Vollzugsrates vom 15. November 1918 bei, das die Räte mit allen Kontrollrechten ausgestattet und für alle „eingreifenden Beschlüsse" der Gemeindebehörden und Körperschaften die Zustimmung der Räte festgelegt hatte.[30] Trotz der schriftlich fixierten Rechte konnte sich der Rat gegen die Bürokratie nicht durchsetzen, und so bestätigte sich auch in diesem Falle, daß Kontrolle ohne Macht eine Farce ist. – Der Aktionsausschuß der Arbeiter- und Soldatenräte der Prignitz (Sitz Perleberg), der u. a. schon durch die Absetzung des Landrats von Graevenitz Furore gemacht hatte, verlangte am 30. Januar 1919 Unterstützung für seine Forderung, die Geistlichen abzulösen, die noch immer die Schulvorstände bildeten, obgleich die geistliche Schulaufsicht in Preußen aufgehoben sei.[31]

Angesichts dieser diffusen Lage begann die Zentralstelle nach der 1. Provinzialkonferenz im Dezember 1918 mit der Ausarbeitung von Richtlinien für die Tätigkeit der Räte, offenbar mit dem Ziel, „ein möglichst einheitliches Zusammenwirken aller (Großberliner) kommunalen Arbeiterräte mit dem Ziele der Durchführung der sozialen Revolution zu ermöglichen", wie es die Vorstände der Großberliner kommunalen Arbeiter- und Soldatenräte am 3. Januar 1919 formulierten,[32] als sie etwa gleichzeitig begannen, Richtlinien vorzubereiten. Bereits am 21. Dezember 1918 hatte die Brandenburger Zentralstelle einen Entwurf fertiggestellt.[33] Dieser sollte beraten und der nächsten Provinzialkonferenz zur Beschlußfassung vorgelegt werden. Er wurde auch dem Ministerium des Innern zugestellt, um Änderungsvorschläge oder Zusätze zu erfahren. Das Ministerium wurde aufgefordert, diese oder auch ähnliche Richtlinien schleunigst selbst zu verbreiten,

28 A. a. O., Bl. 158.

29 A. a. O., Bl. 125.

30 A. a. O., Bl. 57.

31 A. a. O., Bl. 20.

32 Diese Formulierung der Großberliner kommunalen Räte trifft zusammenfassend auch wohl die Absicht der Brandenburger Zentralstelle. Anfang Januar unternahm der Berliner Vollzugsrat Anstrengungen, sowohl die kommunalen Räte als auch die verschiedenen Berufsgruppen zusammenzufassen und durch „Richtlinien" zu orientieren und zu organisieren. Vgl. Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom 1. Reichsrätekongreß bis zum Generalstreikbeschluß am 3. März 1919. Hrsg. und bearbeitet von Gerhard Engel, Bärbel Holtz, Gaby Huch und Ingo Materna, Berlin 1997 [künftig zitiert: Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte, 1997], Zitat S. 126.

33 Vgl. die verschiedenen Fassungen: BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 2A, Reg. Potsdam, I Pol., Nr. 1060 (1. Entwurf vom 21. Dezember 1918), Bl. 92–105; Neufassung Bl. 137–151; mit dieser identische Fassung im GStA Dahlem, I/77, Tit. 1373a, Nr. 8, Bl. 67–81; im BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 2A, Reg. Potsdam, I Pol, Nr. 1060, Bl. 171 ff. unter dem Titel „Richtlinien für die A. u. S. Räte für die Provinz Brandenburg" (15 Seiten) die gedruckte Fassung mit Einladung zur 2. Provinzialkonferenz am 1. Februar 1919, solche auch im Internationalen Institut für Sozialgeschichte Amsterdam (IISG), Zentralrat, B-22/II, Bl. 64 ff.

offenbar um ihnen amtlichen Charakter zu verleihen, wie es übrigens der Berliner Vollzugsrat mit dem Rat der Volksbeauftragten auch versuchte, allerdings ebenso vergeblich.[34] Eine Vorbemerkung zu den Richtlinien verwies auf den zeitweiligen und provisorischen Charakter der Räte, eine Position, die von der Regierung und der SPD-Führung verfochten wurde und mit dem Beschluß des Rätekongresses zur Durchführung der Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 „parlamentarisches" Fundament erhalten hatte. So hieß es entsprechend: „Bei jeder Betätigung für oder in einem Arbeiter- und Soldatenrat ist zu beachten, daß der Nationalversammlung genaue Rechenschaft über alles abzulegen und daß die jetzige Einrichtung der Räte zunächst voraussichtlich nur eine vorübergehende ist."[35] Hinsichtlich der Zuständigkeit der Räte wurde, nachdem die zentrale Funktion der Reichsregierung und des Zentralrats vorangestellt war, festgestellt: „Für die einzelnen Staaten, Provinzen, Kreise und Gemeinden sind die betreffenden Arbeiter- und Soldatenräte zuständig [...]. Alle Arbeiter- und Soldatenräte der einzelnen Orte unterstehen den Zentralstellen der Arbeiter- und Soldatenräte der Kreise, diese wiederum den betreffenden Organisationen der Regierungsbezirke und der Provinz und die letzteren dem Zentralrat, der nicht nur für Deutschland, sondern auch für Preußen als die oberste Instanz aller Arbeiter- und Soldatenräte gewählt ist. Jeder Arbeiter- und Soldatenrat bedarf der Bestätigung seitens der nächsthöheren Stelle. Diese ist zu versagen, wenn die Wahl nicht ordnungsgemäß vorgenommen wurde oder die Tätigkeit gegen die geltenden Richtlinien oder gegen die Beschlüsse der zuständigen höheren Stellen verstößt."[36] Ausführlich und detailliert waren die Richtlinien für die örtliche Organisation und das Wahlreglement. In allen politischen Gemeinden einschließlich der zu ihnen gehörenden Gutsbezirke sollte ein Arbeiterrat gebildet werden, in Garnisonorten ein Soldatenrat, der mit dem Arbeiterrat eine „gemeinsame Körperschaft" bildete. In den Gemeinden sollte in einer allgemeinen Versammlung „die gesamte werktätige Bevölkerung, d. h. alle Männer und Frauen, die durch Hand- und Geistesarbeit ihr Brot verdienen", bzw. alle am Ort befindlichen Soldaten die Räte wählen. Falls sozialdemokratische Parteiorganisationen am Orte seien, so sollte der Arbeiterrat von den betreffenden Ortsvereinen gestellt werden. „In solchem Falle ist also eine öffentliche Versammlung nicht erforderlich." In größeren Orten sollte für die indirekte Wahl zu den sozialdemokratischen Parteien noch das örtliche Gewerkschaftskartell hinzugezogen werden. Für den Fall, daß keine Einigung der Parteien zustande käme, war ein Verhältniswahlsystem mit geschlossenen Listen vorgesehen. Die Wahlversammlung sollte dann aus Vertretern der Betriebe, der freien Berufe und der Parteiorganisationen sowie des Gewerkschaftskartells gebildet werden. Wählbar und wahlberechtigt waren alle Personen über zwanzig Jahre. Aber einschränkend hieß es: „Wählbar zum örtlichen Arbeiterrat sind nur Mitglieder der Wahlversammlung, die einer politischen Parteiorganisation [gemeint waren SPD und USPD] und, wenn für sie eine Berufsorganisation besteht, auch ihrer zuständigen Gewerkschaft angehören und dafür den Nachweis erbringen." Festgelegt war auch die Prozedur für die Bildung der Zentralstellen der Kreise, der Regierungsbezirke und für die

34 GStA Dahlem, Tit. 1373a, Nr. 8, Bl. 66.
35 Zitate aus der gedruckten Fassung wie in Anm. 33, S. 3.
36 Ebda.

Provinz. Diese sollte durch eine Provinzialkonferenz gewählt werden, zu der alle Mitglieder der Konferenzen der zur Provinz gehörigen Regierungsbezirke Zutritt und Stimme haben sollten. Die politisch-organisatorischen Grundpositionen der Verfasser der Richtlinien kamen in der Bestimmung zum Ausdruck: „Für die Exekutivmitglieder aller Arbeiter- und Soldatenräte stellt nur die nächsthöhere Stelle Legitimationen aus, die auf Erfordern derselben Stelle zurückgegeben werden müssen."[37]

Zu den Aufgaben der Räte zählte als erster Punkt die Vorbereitung der Wahlen zu den Räten und zweitens die „Durchführung der Beschlüsse der höheren Stellen". Erst an dritter Stelle folgten die Kontrolle der kommunalen, Kreis- und Regierungsbehörden sowie (viertens) die Organisierung des Sicherheitsdienstes. Im weiteren bestimmten die Richtlinien nochmals das Kontrollverfahren in allen weiterhin bestehenden Körperschaften und die notwendige Zustimmung zu allen Anordnungen, wichtigen Entscheiden usw. durch die Räte, ihre Berechtigung, an allen Verhandlungen auch des Provinziallandtages, der Kreisausschüsse usw. teilnehmen und auch das Wort ergreifen zu dürfen. [An dieser Stelle befinden sich im Exemplar des Ministeriums des Innern Fragezeichen.] Bis ins einzelne waren die bürokratischen Wege des Schriftverkehrs geregelt. Über alle Sitzungen der Räte sollte ein kurzes Protokoll und über Verhandlungen ein Tagebuch geführt werden. – Den Sicherheitsdienst sollten die Soldatenräte, wo nicht existent, die Arbeiterräte, regeln. Polizeibeamte, Gendarmen und Förster waren, wenn sie sich in den „Dienst der Volkssache stellten und Vertrauen genießen", im Amte zu belassen. Bei Behörden, bei denen man Unregelmäßigkeiten feststellte, sei „unbedingt mit größter Vorsicht und Sorgfalt vorzugehen". Amtsenthebungen müßten bei nächsthöheren Stellen beantragt werden. Über den Besitz von Waffen würden die Landräte entscheiden. Die Ausgaben der Räte hätten „die jeweiligen zugeordneten Dienststellen zu tragen", die Arbeit sei möglichst ehrenamtlich zu leisten oder nach ortsüblichen Sätzen zu entschädigen.[38]

Ein spezieller Absatz war der „sozialistischen Agitation" gewidmet: „Es ist selbstverständlich, daß alle Mitglieder der Arbeiter- und Soldatenräte keine Gelegenheit versäumen dürfen, im Sinne der Revolution und für den Sozialismus [im Exemplar des Ministeriums unterstrichen]" tätig zu sein. Im Streit der beiden sozialdemokratischen Parteien sei Neutralität zu wahren, und man solle sich nicht, „besonders nicht in Gegenwart von Nichtsozialisten", angreifen. Nachdrücklich wurde die „volle Pressefreiheit" festgestellt, aber: „Das bedeutet nicht, daß die Blätter unbeweisbare Behauptungen, z. B. zu dem durchsichtigen Zwecke, die Revolution, den Sozialismus zu diskreditieren oder zum Bürgerkrieg zu hetzen, bringen können."[39] Abschließend formulierten die Richtlinien die Aufgaben und die Wahlprozedur für „Bauern- und Landarbeiterräte". Sie sollten im Unterschied zu den Arbeiterräten keine politischen Aufgaben haben [im Exemplar des Ministeriums unterstrichen], sondern vor allem der „Fortführung der Ernährungswirtschaft" dienen, die ungestörte landwirtschaftliche Produktion sichern, für die notwendigen Arbeitskräfte nach Weggang der Kriegsgefangenen sorgen, Heimkehrer eingliedern und Lohnstreitigkeiten schlichten, wozu auch die Gewerkschaften heranzuziehen seien.[40]

37 A. a. O., S. 4 f.
38 A. a. O., S. 5 f.
39 A. a. O., S. 10.
40 A. a. O., S. 8.

Bewertet man diese Richtlinien und vergleicht sie mit den fast gleichzeitig von Berliner Räten beschlossenen Dokumenten, so fällt zunächst auf, daß trotz des vorbemerkten Zweifels an der Dauerhaftigkeit des Rätesystems in aller Ausführlichkeit die Wahlen und die Arbeitsweise der Räte dargelegt werden und damit den kommunalen Räten in der Tat eine gewisse Orientierung gegeben wird. Bei aller Unbestimmtheit in der generellen politischen Zielsetzung, die man offensichtlich dem Rätekongreß, dem Zentralrat und den Regierungen von Reich und preußischem Staat überließ, setzte man doch auf Fortführung von „Revolution und Sozialismus", was im einzelnen nicht definiert wurde. Schon die Reihenfolge der angeführten Aufgaben zeugt aber von provinzieller Enge und politischer Unbedarftheit. Bemerkenswert ist das Bestreben, den Aufbau des Rätesystems hierarchisch zu gestalten, orientiert am preußischen Verwaltungssystem, mit Unterstellungsprinzip „von oben nach unten", ähnlich dem später sogenannten „demokratischen Zentralismus", so daß der ursprüngliche „basisdemokratische", von Parteiapparaten weitgehend unabhängige Impetus der Räte nicht mehr zum Tragen kommen konnte. Jetzt trat das unübersehbare Bestreben, die Rätebewegung unter Leitung (oder Führung) der sozialdemokratischen Parteien, in der brandenburgischen Praxis hieß das überwiegend der MSPD, zu bringen bzw. zu halten, deutlich zutage. So war es bezeichnend, daß beim Eintritt in die 2. Provinzialkonferenz, die am 1. Februar 1919 in Berlin stattfand, ein Partei- oder Gewerkschaftsausweis vorzulegen war. Insgesamt zeugen diese Richtlinien wie auch die etwa gleichzeitig erarbeiteten Überlegungen und Konstruktionen der Berliner Räte (speziell von Richard Müller und Ernst Däumig) zum „Rätesystem" von dem utopischen Wunsch nach einer Verwirklichung der Rätemacht durch Schemata und papierne Rezepte. Deutlich war aber zugleich die grundsätzliche mehrheitliche Akzeptanz der parlamentarisch-demokratischen Republik, in die die Räte „organisch" eingeordnet werden sollten.

Die Zentralstelle (gez. Anna Nemitz) hatte zum 1. Februar 1919 zur 2. Provinzialkonferenz 67 Delegierte aus dem Regierungsbezirk Potsdam und 28 Delegierte aus dem Regierungsbezirk Frankfurt/Oder eingeladen.[41] Am Tagungsort, dem Charlottenburger Rathaus, erschienen 85 Räte, die 35 von den 45 Stadt- und Landkreisen der Provinz vertraten. Der Berliner Vollzugsrat delegierte zwei Mitglieder.[42] Das gleichfalls eingeladene Ministerium des Innern hatte der Zentralstelle am 29. Januar mitgeteilt, es könne leider „bei der gegenwärtigen Geschäftslage" keinen Vertreter zur Konferenz entsenden.[43] Diese Absage spiegelte die nach den Wahlen zur Nationalversammlung und zur Preußischen Landesversammlung vertretene Position der Regierungen wie der MSPD-Führung wider, die Räte hätten nach den ersten freien und demokratischen Wahlen und der nachfolgenden Bildung demokratischer Verfassungsorgane ihre Funktion als politische Kontrollorgane erfüllt. Dementsprechend lauteten auch die Beschlüsse der Provinzialkonferenz, die gemäß der Tagesordnung nach kurzem Tätigkeitsbericht des Vorstandes und Beratung der Richtlinien gefaßt wurden.[44] So hieß es: Die Arbeiter- und

41 A. a. O., S. 14.

42 Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte, 1997, S. 524.

43 GStA Dahlem, Tit. 1373a, Nr. 8, Bl. 82. Entsprechend ablehnend hatte die Reichsregierung auf die Einladung des Berliner Vollzugsrates zur Rätevollversammlung am 31. Januar 1919 reagiert.

44 Vgl. den Bericht im *Vorwärts*, Nr. 63 vom 4. Februar 1919.

Soldatenräte, geschaffen entsprechend der „ersten Notwendigkeit der Republik", hätten im allgemeinen nützliche Arbeit geleistet. Die Kontrolltätigkeit der „rein politischen Arbeiterräte" bei den Behörden sei so lange fortzusetzen, bis bei diesen die neuen „gesetzmäßigen Körperschaften auf Grund des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts eingesetzt sind". Es wurde das Recht auf Ablösung mißliebiger Beamten sowie die Regelung der Finanzierung der Räte verlangt. Als besonders wichtige nächste Aufgaben hob die Konferenz hervor: 1. schleunige Herbeiführung eines Friedens, der Deutschland vor der Vergewaltigung schützt, sowie die Förderung des Völkerbundes; 2. Schaffung einer Volkswehr nach freiheitlichen Grundsätzen zwecks Absetzung des jetzigen bestehenden Heeres; 3. weitgehende Sozialisierung der dafür reifen Betriebe; 4. Ausdehnung der durch die neuen Verordnungen betr. Arbeitslosenunterstützung zunächst nur für Arbeiter entstandenen Arbeitspflicht auch auf die arbeitsfähigen Personen aller Schichten.

Blieben die Beschlüsse in ihrer prinzipiellen Aussage auch hinter denen der Berliner Vollversammlung vom Vortage zurück,[45] so kam doch das Bestreben nach weiterer Demokratisierung, speziell der Behörden und des Militärs, nach einem gerechten Friedensschluß sowie nach „Sozialisierung" und Lösung weiterer sozialer Fragen deutlich zum Ausdruck – Probleme, die die Räte und die Zentralstelle weiterhin beschäftigten.

Am 6. Februar 1919 teilten Anna Nemitz, Bruno Peters und Paul Riebke dem Zentralrat mit, daß die 2. Provinzialkonferenz am 1. Februar den aus sechs besoldeten Mitgliedern bestehenden Vorstand der Zentralstelle neu gewählt habe, der die Kontrolle des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg und alle damit in Zusammenhang stehenden Angelegenheiten besorge. Man ersuchte um Bestätigung von Wilhelm Staab (Potsdam), Franz Naumann (Charlottenburg), Franz Güth (Nowawes), Arnold Oswald (Steglitz), Georg Schwarz (Spandau) und Paul Riebke (Pankow).[46] Allerdings haben wohl nur drei der Gewählten ihre Arbeit in der Zentralstelle aufgenommen.[47]

Die Zentralstelle organisierte in der Provinz die Wahlen zu dem vom 5. bis 14. April in Berlin stattfindenden 2. Reichsrätekongreß[48] und versuchte, ihre Kontrolltätigkeit in den Behörden fortzuführen. Über die Wirkung dieser Kontrollen äußerte der (bereits seit 1912, dann bis 1930 amtierende) Landesdirektor der Provinz Brandenburg, Joachim von Winterfeldt, später in seinen Memoiren: „Der nach der Abdankung des Kaisers und dem

45 Vgl.: Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte, 1997, S. 509 ff. Zur Vorgeschichte vgl. Jakow S. Drabkin, Die Entstehung der Weimarer Republik, Berlin 1983, S. 38 ff.

46 Der Zentralrat der deutschen sozialistischen Republik. 19. Dezember 1918 bis 8. April 1919. Bearb. von Eberhard Kolb unter Mitwirkung von Reinhard Rürup, Leiden 1968, S. 607, Anm. 9. Der Zentralrat beriet das Schreiben am 12. Februar 1919 und antwortete der Zentralstelle am 13. Februar, die Zahl der kontrollierenden Personen und ihre Besoldung (um die der Zentralrat für sich fürchtete) müsse von der betreffenden Dienststelle und dem Arbeiterrat geregelt werden. Nur wenn es zu einem Streit komme, werde der Zentralrat eingreifen. – Da die preußische Regierung die Bestätigung des Vorstandes verweigerte, tat dies der Zentralrat am 26. Februar 1919 (vgl. a. a. O., S. 610 und S. 728). – Scheinbar überstimmte die deutliche Mehrheit der Potsdamer Delegierten die Frankfurter bei der Wahl des Vorstandes.

47 BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 2 A, Reg. Potsdam, I Pol., Nr. 1061, Bl. 113.

48 2. Reichsrätekongreß vom 8. bis 14. April 1919 in Berlin. Die Provinz war nach der Wahlordnung des Zentralrats in drei Wahlkreise eingeteilt. Der Wahlkreis 1 mit der Stadt Berlin, den Kreisen Teltow und Niederbarnim hatte sechzehn Delegierte, der Wahlkreis 2 – Regierungsbezirk Frankfurt/Oder – fünf Delegierte und der Wahlkreis 3 – Regierungsbezirk Potsdam (ohne Teltow und Niederbarnim) – vier Delegierte zu wählen (a. a. O., Bl. 74).

Ausrufen der Republik einsetzende Wirrwarr berührte mich in meiner amtlichen Tätigkeit nur wenig. Niemand versuchte, mich zu stören oder mir fremde Elemente als Mitarbeiter zu oktroyieren."[49] Bezeichnend für das reale Kräfteverhältnis war auch, daß der Provinziallandtag vom 12. bis 14. März 1919 in seiner vorrevolutionären Zusammensetzung tagen konnte. Der Oberpräsident der Provinz, Friedrich Wilhelm von Loebell, dankte dem gestürzten Monarchen unter lebhaften „Bravo"-Rufen und trat dann allerdings von seinem Amt zurück.[50] Zur gleichen Zeit verlangten verschiedene Räte, „daß das Rätesystem unter allen Umständen beizubehalten ist und in der Verfassung deutlich und klar verankert werden muß, jedoch muß die Macht bzw. Befugnis der Arbeiter- und Soldatenräte nicht allein *wirtschaftlich,* sondern vor allem auch *politisch* mehr gestützt und ausgebaut werden".[51]

Solche Positionen kamen auch bei der Delegiertenversammlung der Soldatenräte des im Brandenburgischen stationierten III. Armeekorps am 13. Februar zum Ausdruck. Andererseits wollten hier mehrere Räte den Widerstand, speziell gegen die militärpolitischen Verordnungen der Regierung vom 19. Januar 1919, die faktisch das Ende der Soldatenräte bedeuteten, aufgeben; andere glaubten wiederum an die Möglichkeit, mit der Regierung und den Militärs zu Kompromissen kommen zu können. Der Vorsitzende des Zentralsoldatenrates (faktisch für die Provinz Brandenburg) sprach jedoch – wohl zutreffend – von der Ohnmacht der Soldatenräte und verlangte, die Arbeiterräte müßten gegen die Wiedereinführung des Kadavergehorsams im Militär und gegen die Freikorps kämpfen.[52]

Die 6. Delegiertenversammlung der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte des Regierungsbezirks Frankfurt/Oder sprach sich am 8. März 1919 einstimmig für den Fortbestand der Räte aus, „bis die Gesetzgebung im sozialistisch-demokratischen Sinne wirken kann. Solange nicht eine, und zwar baldigst notwendige Ablösung der leitenden und reaktionären Beamten in Landratsämtern, Regierungspräsidien und Oberpräsidium erfolgt, darf die Kontrollinstitution der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte nicht aufgegeben werden."[53] Man hoffte auf eine gesetzliche Grundlage für die Rechte und Machtbefugnisse der Räte.

Wegen der „ungeklärten äußeren und inneren Lage" berief der Vorstand der Zentralstelle schließlich zum 31. Mai 1919 die 3. Provinzialkonferenz der Brandenburger

49 Joachim von Winterfeldt (Menkin), Jahreszeiten des Lebens, Berlin [1942], S. 249. – Die konservative Grundhaltung der preußischen Regierung, speziell des Innenministers Wolfgang Heine, gegenüber den Provinzen, die „die traditionelle Ordnung und ihre Hauptvertreter begünstigende Politik" stellte Enno Eimers fest: „Während die Zurückdrängung der Räte nicht schnell genug gehen kann, erfolgt die Reform der Selbstverwaltungsorgane schleppend." Enno Eimers, Das Verhältnis von Preußen und Reich in den ersten Jahren der Weimarer Republik (1918–1923), Berlin und München 1969, S. 97 f.

50 Vgl. Materna, Brandenburg, S. 568.

51 So der Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte der Prignitz (Sitz Perleberg) am 29. März 1919 einstimmig. Er traf zudem eine Reihe radikaler personeller Veränderungen, die den Zentralrat und den Bezirksarbeiterrat Potsdam beschäftigten und schließlich (im Juli 1919) zum Rückzug des Vorsitzenden des Rates, Karl Wilhelm Liebke, führten (BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 2 A, Reg. Potsdam, I Pol., Nr. 1061, Bl. 82 und Bl. 138 f.).

52 GStA Dahlem, Tit. 1373a, Nr. 8. Bericht des Generalkommandos des III. AK vom 15. Februar 1919 über die Delegiertenversammlung der Soldatenräte des III. AK am 13. 2. 1919, Bl. 87–91.

53 A. a. O., Nr. 1, Bl. 126 f.

Arbeiter- und Soldatenräte ein.[54] Als Redner waren Max Cohen (SPD) vom Zentralrat und Ernst Däumig (USPD) vom Berliner Vollzugsrat – wie schon auf dem 1. Reichsrätekongreß Exponenten der unterschiedlichen Positionen zum Rätesystem – vorgesehen. Die Leitung der Konferenz lag bei Wilhelm Staab (USPD) und Paul Riebke (SPD), der auch den Tätigkeitsbericht des Vorstandes vortrug. Er betonte die Meinungsverschiedenheiten über die „rechtliche Stellung" der kommunalen Arbeiterräte „in den eigenen Reihen" und berichtete über die Schwierigkeiten der Zentralstelle mit den Behörden und dem Oberpräsidenten bei der Kontrolle und bei Verhandlungen z. B. über Landwirtschaft und Ernährungsprobleme. Die Behörden seien vielfach nicht in der Lage und nicht willens, Beschwerden der Bevölkerung nachzugehen. Die Zentralstelle habe keinen Einfluß mehr auf die Soldatenräte, daher sei der Name der Zentralstelle auf „Arbeiterräte" reduziert worden. Er bat um Ermächtigung, mit dem Berliner Vollzugsrat über die Festlegung der Interessengebiete verhandeln zu dürfen; dieser habe erst „neuerdings einen förmlichen Ausschuß" für kommunale Angelegenheiten eingerichtet. (Dieser bestand indessen bereits schon seit November 1918.)

Auf Antrag von Eugen Grosche (USPD, Niederbarnim) beschloß die Konferenz, die örtlichen Arbeiterräte sollten den „Einwohner- und Bauernwehren" größtes Mißtrauen entgegenbringen, die Führer schärfstens politisch kontrollieren, da die Leitung und Organisation dieser „Reserve der weißen Garden" in Händen der Militärkamarilla läge. Zuzulassen seien nur die, die die gegenwärtige Regierung unterstützten. Ein SPD-Arbeiterrat aus Küstrin beklagte die Machtlosigkeit der Räte, sprach für die Einheit der Arbeiterklasse und die Beteiligung aller Bevölkerungsschichten an den Räten. Als Hemmnis wurde „die Unterstützung der arbeiterfeindlichen Regierung durch die Rechtssozialisten" benannt.

Bei der Entlastung des Vorstandes (bisher drei SPD- und drei USPD-Vertreter) kam zur Sprache, daß ein SPD-Mitglied (Oswald) ausgeschieden, ein USPD-Mitglied zur KPD übergetreten sei, so daß jetzt fünf Mitglieder den Vorstand bildeten. Die Leitung des Sekretariats der Zentralstelle lag bei Paul Riebke. Am 6. Juli 1919 schied Güth (USPD) aus.[55] Ein SPD-Antrag, die Räte nach dem Verhältniswahlrecht neu zu wählen, wurde abgelehnt.

Abschließend referierte Artur Kreft (USPD), Redakteur der mit Ernst Däumig herausgegebenen Zeitschrift „Der Arbeiterrat", an dessen Stelle über den „organisatorischen Aufbau der Arbeiterräte unter besonderer Berücksichtigung ihrer Aufgaben in der Provinz". Er beklagte, daß die Regierung es nicht vermocht habe, die Produktion in Gang zu bringen und die passive Resistenz der Arbeiterschaft zu beseitigen. Arbeitslust könne nur durch die Sozialisierung geweckt werden; für einen anderen Staatsaufbau sei das Rätesystem nötig.

Max Cohen, der seine vom SPD-Vorstand und der Regierung abweichende Meinung über die Räte und ihre Fortexistenz bereits im November und Dezember 1918 im Vollzugsrat, auf dem 1. Reichsrätekongreß, dann im Januar 1919 im Zentralrat ausgearbeitet

54 Vgl. die Berichte im *Vorwärts*, Nr. 276 vom 31. Mai 1919 und Nr. 277 vom 1. Juni 1919 sowie in *Freiheit*, Nr. 262 vom 1. Juni 1919 (2. Beilage). Zitat vom Vorsitzenden Paul Riebke.

55 BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 2 A, Reg. Potsdam, I Pol., Nr. 1061, Bl. 187.

und im April dem 2. Rätekongreß vorgetragen hatte,[56] erklärte, der Zentralrat habe den kommunalen Arbeiterräten so lange das Kontrollrecht zugewiesen, „bis die *ganze* Verwaltungsreform an Haupt und Gliedern" durchgeführt sei. Die Kontrolle sei nur ein Notbehelf, das System müsse verändert werden, um die Arbeitslust zu fördern. Vom Rätesystem sei sehr viel zu gebrauchen, um die „Produktion umzugestalten und die sozialistische Wirtschaft einzuführen". Die Sozialisierung sei *eine* Maßnahme zur Hebung der Produktion. Aber man wisse nicht um die Wirkung bei der aktuellen Wirtschaftslage. Neben dem Räteparlament könne man nicht auf das politische Parlament verzichten, aber „ohne den Rätegedanken könne die Produktion nicht gesteigert werden [...]. Alle schaffenden Kräfte sollen in den Produktionsräten und der Kammer der Arbeit zusammengefaßt werden." Trotz der Unklarheiten über das Rätesystem empfänden die Massen es „zweifellos als einzige Rettung". Im übrigen habe die sofortige Abberufbarkeit der Vertrauensleute ebenso Schattenseiten wie ihre Wahl auf mehrere Jahre.[57]

In der Debatte sprachen sich Redner für eine sozialistisch-kapitalistische Gemeinwirtschaft und gegen eine Diktatur aus, die nicht zur Hebung der Produktion, der gegenwärtigen Hauptfrage, beitragen könne. Ein Vertreter der KPD verlangte die Diktatur des Proletariats als Mittel, alle Probleme zu lösen. Max Sommerfeld (USPD) vom Berliner Vollzugsrat forderte auch die Diktatur des Proletariats, allerdings im Sinne der vom USPD-Parteitag Anfang März 1919 formulierten Grundsätze.[58]

Schließlich, so meldete der „Vorwärts": „Infolge zunehmender Leerung des Saales wurde die Tagung geschlossen."[59]

Unterdessen waren grundsätzliche Entscheidungen der Nationalversammlung und der Reichsregierung über die Zukunft der Räte gefallen. Das Preußische Staatsministerium beschloß am 23. Mai 1919 Richtlinien, in denen festgelegt wurde: „Die kommunalen Arbeiter- und Soldatenräte haben an den Orten keine Existenzberechtigung mehr, wo die Wahlen zu den Gemeindevertretungen bereits nach dem neuen Wahlrecht stattgefunden haben."[60] Dementsprechend lautete die Antwort des Ministeriums des Innern am 26. Mai auf eine Anfrage des Gemeindevorstandes Berlin-Treptow über das Fortbestehen des Arbeiterrats vom 7. Mai, den nur noch die USPD wolle: Die Gemeindevertretung könne nach der Wahl darüber selbst entscheiden.[61] Der Minister des Innern, W. Heine, nahm eine Anfrage des USPD-Abgeordneten Kurt Rosenfeld in der

56 Vgl. Hannspeter Riedel, Der Rätegedanke in den Anfängen der Weimarer Republik und seine Ausprägung in Artikel 165 WRV, Frankfurt, Bonn, New York und Paris 1991, auch: Diss. Göttingen 1991 [künftig zitiert: Riedel, Rätegedanke], S. 83 ff.

57 Vgl. die programmatische Rede von Max Cohen-Reuß vor der Vollversammlung der Großberliner Räte am 31. Januar 1919, in: Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte, 1997, S. 467–477 sowie Der Aufbau Deutschlands und das Rätesystem, in: II. Kongreß der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte Deutschlands am 8. bis 14. April 1919 im Herrenhaus zu Berlin. Stenographisches Protokoll, Berlin [1919], S. 159 ff. Einige seiner Vorstellungen fanden in der Weimarer Verfassung sowie im Betriebsrätegesetz vom Januar 1920 Niederschlag.

58 Vgl. USPD. Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages vom 2. bis 6. März 1919 in Berlin, Berlin o. J., S. 3 f.

59 *Vorwärts*, Nr. 277 vom 1. Juni 1919.

60 GStA Dahlem Rep. 77, Tit. 1373a, Nr. 4, Bl. 80. Vgl. Jakow S. Drabkin, Die Entstehung der Weimarer Republik, a. a. O. (wie Anm. 45), S. 285.

61 GStA Dahlem Rep. 77, Tit. 1373, Gen., Vol. 1, Bl. 168 und Bl. 171.

Preußischen Verfassunggebenden Landesversammlung zum Anlaß, um dem Zentralrat, den Oberpräsidenten und den Regierungspräsidenten am 10. Juni 1919 mitzuteilen: „Eine Kontrolle der nach dem neuen Wahlrecht gewählten Gemeindevertretungen oder Stadtverordnetenversammlungen durch ein anderes Organ muß als mit dem Grundsatz der Demokratie in Widerspruch stehend, abgelehnt werden [...]. Deshalb hat die Gemeindevertretung als Trägerin der Selbstverwaltung selbständig darüber zu entscheiden, ob [...] die Kontrolle des Arbeiterrates noch erforderlich erscheint oder ob sich eine solche fernerhin erübrigt."[62]

Die Zentralstelle ihrerseits formulierte in einer siebenseitigen Denkschrift am 16. Juni 1919 nochmals ihren Standpunkt. Als oberste Provinzialvertretung von über 700 örtlichen und 31 Kreisarbeiterräten sowie der beiden Zentralstellen in den Regierungsbezirken der Provinz protestierte sie gegen „die weitergehenden Versuche, die Tätigkeit der Arbeiterräte dadurch lahmzulegen, daß man ihnen die Mittel sperrt". Die Arbeiterräte seien ein „Gebilde der Revolution", eingesetzt, „um den unteren Schichten der Bevölkerung ein Mitbestimmungs- und Kontrollrecht in den staatlichen und kommunalen Verwaltungskörpern zu sichern, das ihnen bisher vorenthalten worden war". Die Demokratisierung der Verwaltung, „die so notwendige Durchlüftung der Amtsstuben ist aber noch lange nicht durchgeführt". Auf dem Lande sei die Macht des Großgrundbesitzes und des mit ihm verbündeten bäuerlichen Mittelbesitzes und des Bürgertums noch ungebrochen, was die Ergebnisse der Kreistagswahlen bewiesen hätten. Überall, außer in den industriellen Kreisen, seien die rechtsstehenden Parteien ausschlaggebend, überall bestünden Einwohnerwehren mit monarchistischen Offizieren. Die preußische Regierung habe mit ihren Beschlüssen diejenigen unterstützt, die sich um die Beseitigung der Arbeiterräte bemüht hätten. Es gelte diese aber nicht zu beseitigen, sondern ihre Tätigkeit zu regeln und die Kontrolltätigkeit in den „größtenteils noch durchaus vom alten Geist geleiteten Amtsstellen der staatlichen und kommunalen Stellen zu ermöglichen [...]". Eine endgültige Regelung erwarte man von der Regierung und dem Zentralrat, zu der der Berliner Vollzugsrat und die Zentralstelle der Provinz Brandenburg hinzuzuziehen seien. Sonst werde es nicht zur „Beruhigung der weiten Kreise des unbemittelten Volkes" kommen, und eine Rückkehr zu alten Regierungs- und Unterdrückungsmethoden drohe.[63]

Mit der Konstituierung der Weimarer Republik, der Verfassung, dem Versailler Friedensschluß sowie der Niederschlagung der Münchener Räterepublik waren deutliche Zeichen für das Abebben, das Ende der Revolution, der Volksbewegungen und das damit einhergehende Ende der politischen Rätebewegung sichtbar. Die kommunalen und Kreisverwaltungen verweigerten die weitere Finanzierung, und im Juli riet die brandenburgische Zentralstelle den Arbeiterräten, sie sollten sich dem Wirtschaftsleben zuwenden. Von der Illusion politischer Macht entbunden, hier auf ein Schattendasein

62 A. a. O., Bl. 227. Vgl. Frauke Bey-Heard, Hauptstadt und Staatsumwälzung Berlin 1919. Problematik und Scheitern der Rätebewegung in der Berliner Kommunalverwaltung, Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz [1969], S. 145; Jakow S. Drabkin, Die Entstehung der Weimarer Republik, a. a. O. (wie Anm. 45), S. 284 f.

63 GStA Dahlem Rep. 77, Tit. 1373a, Nr. 13, Bl. 80–83. Unterzeichner: Naumann, Riebke, Staab.

zurückgedrängt, mündete die Rätebewegung schließlich in der wichtigen und bleibenden Institution der Betriebsräte.[64]

Jedoch erschöpfte sich die historische Bedeutung der Räte, die brandenburgische Zentralstelle eingeschlossen, nicht in schließlich betrieblicher, wirtschaftlicher Mitbestimmung. Als Träger, Exponent und prägnantester Ausdruck der revolutionären Bewegung hatten die Räte an der demokratischen Fundierung der Weimarer Republik wichtigen Anteil. Diese hätte grundsätzlicher, entschlossener, weitreichender und vor allem dauerhafter sein müssen und sein können, wenn es nach den proklamierten Absichten und Ansichten vieler Räte gegangen wäre. Ihre Verwirklichung hätte eine engere Bindung der von ihnen repräsentierten Bevölkerungsschichten an die junge Republik bedeuten können. Bei allen Unterschieden der Räte, ihrer Träger und Exponenten – gemeinsam war ihnen das Streben nach einer neuen, gerechteren, friedlichen sozialen und politischen Ordnung, nicht nur formale, sondern reale Demokratie, die sie an der Basis, in den Gemeinden, in den Kreisen und Regierungsbezirken, in der Provinz Brandenburg sowie auch in den Betrieben durchzusetzen suchten. Die Konstituierung der parlamentarisch-demokratischen Republik genügte vielen offenbar nicht. Räte versuchten, den Herrschaftsapparat zu verändern und soziale Fragen zu lösen. Durchweg waren die Räte antimilitaristisch gestimmt. Das Suchen nach neuen Wegen war schwierig, ein Tasten vielfach, gepflastert mit objektiven und subjektiven Schwierigkeiten, versperrt auch durch grundsätzliche Illusionen über Demokratie und Sozialismus, aber vor allem blokkiert durch die realen ökonomischen, sozialen und politischen Kräftekonstellationen, das Beharren und die Kontinuität der vorrevolutionären antidemokratischen Kreise.[65] Die brandenburgische Zentralstelle war wie die überwiegende Mehrheit der deutschen Räteorgane eng mit den sozialdemokratischen Parteien und den Gewerkschaften verbunden, die politische Zielsetzung war weitgehend von diesen vorgegeben. Ihr Wirken und die vielen unbekannten Akteure sollten in der brandenburgischen Geschichte bewahrt werden.

64 Vgl allgemein: Jakow S. Drabkin, Die Entstehung der Weimarer Republik, a. a. O. (wie Anm. 45), S. 239 f. und S. 291 f.; regional: Klauß, Novemberrevolution, S. 49. – Am 24. September 1919 beschloß der Haushaltsausschuß der Preußischen Landesversammlung endgültig, daß „künftig für Arbeiterräte staatliche Mittel nicht mehr verwendet werden dürfen" (GStA Dahlem, Rep. 77, Tit. 373a, Nr. 13, Bl. 116).

65 Vgl. allgemein nach den frühen grundlegenden Arbeiten von Eberhard Kolb, Reinhard Rürup, Peter von Oertzen, Gerhard A. Ritter, Heinrich August Winkler u. a. jetzt Volker Arnold, Rätebewegung und Rätetheorie in der Novemberrevolution. Räte als Organisationsformen des Kampfes und der Selbstbestimmung, 2. Aufl., Hamburg 1985; Riedel, Rätegedanke; international vergleichend: Hans Hautmann, Geschichte der Rätebewegung in Österreich, Wien und Zürich 1987.

Der Gau Magdeburg-Anhalt des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold"

Von Beatrix Herlemann

Am 22. Februar 1999 jährte sich der 75. Gründungstag des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold". Diese Republikschutzorganisation, heute nahezu vergessen, wurde erdacht und ins Leben gerufen in der sozialdemokratischen Hochburg Magdeburg, die als einzige deutsche Großkommune durchgehend von 1919 bis 1933 einen sozialdemokratischen Oberbürgermeister hatte (Mai 1919 bis Mai 1931 Hermann Beims, Mai 1931 bis März 1933 Ernst Reuter). In dieser einstigen preußischen Garnisonstadt hatten es die Arbeiterorganisationen in ihren Anfängen besonders schwer. Verfolgungen und Verbote waren an der Tagesordnung. Erst im Jahre 1900, also zu einem vergleichsweise sehr späten Zeitpunkt, gelang die dauerhafte Gründung der SPD.[1]

Ein des Lokalpatriotismus unverdächtiger Zeuge, der junge bayerische Reichstagsabgeordnete Wilhelm Hoegner, zu Wahlkampfveranstaltungen wiederholt in der Stadt, beschrieb die Mitgliedschaft als unpathetisch, karg, zäh und schweigsam, „in ihrer bescheiden-stolzen Tüchtigkeit als das Beste, was auf deutschem Boden gewachsen war". Gleichermaßen beeindruckt von der disziplinierten Parteiorganisation wie von den kommunalen Leistungen, resümierte Hoegner: „Hier war der Sozialismus kein lichtblauer Wunschtraum über den Wolken, sondern eine festumrissene, sehr irdische Aufgabe, die mit harter Arbeit in Angriff genommen wurde."[2] Das war am Ende eines schwierigen Aufbaujahrzehnts, als die Gefährdung der Republik bedrohliche Züge annahm.

Bedroht war die Weimarer Republik bekanntlich vom ersten Tag ihres Bestehens an. In Magdeburg, wo bereits am 25. November 1918 der „Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten" gegründet worden war, den Worten seines Führers Franz Seldte zufolge gegen die Schweinerei der Revolution gerichtet, da war die Sozialdemokratie nicht gewillt, die Republik als Errungenschaft der Revolution ungeschützt zu lassen. Die immer wieder erforderliche Abwehr republikfeindlicher Propaganda ließ den Ruf nach einer festen Organisation laut werden. Der spätere Bundesvorsitzende Karl Höltermann, 1920 gerade nach Magdeburg in die Redaktion der „Volksstimme" gekommen, beschrieb die Anfänge: „Es wurden viele Vorschläge gemacht und wieder verworfen. Allzu kühn erschien das Unterfangen, eine eigene Machtorganisation der Arbeiterschaft zu bilden und diese dort einzusetzen, wo die schwankende Staatsgewalt versagte oder zu versagen drohte."[3] Nach einem Beschluß des Ortsvereins Magdeburg im Jahre 1922 wurde die neue Organisation nach Wohnvierteln und Betrieben zunächst unter dem Namen eines neuen Sportvereins aufgebaut. Am 19. April 1923 traten auf dem Domplatz erstmals 1500 Mann mit schwarzrotgoldenen Armbinden an. Oberpräsident Hörsing stellte den neuen Verband

1 Siehe dazu: Ingrun Drechsler, Die Magdeburger Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg, Oschersleben 1995.

2 Wilhelm Hoegner, Flucht vor Hitler, München 1979, S. 61 f.

3 Die rote Stadt im roten Land. Ein Buch über das Werden und Wirken der Sozialdemokratie in der Stadt und dem Bezirk Magdeburg-Anhalt. Hrsg. vom Parteitagskomitee, Magdeburg 1929, S. 116.

„Republikanische Notwehr" vor, der schnell in der ganzen preußischen Provinz Sachsen (Regierungsbezirke Magdeburg, Merseburg und Erfurt) eine Stärke von 25000 Mann erreichte. Ähnliche Abwehrverbände zum Schutz der Republik wie der eigenen Organisationen hatten sich seit 1920 in vielen Regionen des Deutschen Reiches gebildet, durchaus nicht immer von der SPD-Führung mit Zustimmung begleitet. Erst der Küstriner Reichswehrputsch und der Hitler-Putsch im Herbst 1923 hatten pazifistische wie parteipolitische Neutralitätsbedenken ausgeräumt und die Schaffung eines zentralen, alle bis dahin existierenden Bestrebungen zusammenfassenden Wehrverbandes gefördert.

Das Gründungsjahr

Karl Rohe hat in seiner umfassenden, bereits 1966 erschienenen Arbeit über das Reichsbanner,[4] einem Standardwerk bis zum heutigen Tage, den „Magdeburger Kreis" und die von ihm ausgehende Gründungsinitiative dargestellt. Zwei ortstypische Gegebenheiten schienen ihm als Voraussetzung für die Entstehung des Reichsbanners gerade in dieser mitteldeutschen Industriestadt wesentlich: zum einen als Stein des Anstoßes der in Magdeburg bereits gut fünf Jahre zuvor gegründete Stahlhelms als gegnerischer Verband und zum anderen die vorstandstreue Einstellung des Parteibezirks, gemäßigt und in deutlicher Distanz zu den Kommunisten. Zu letzterem ist hinzuzufügen, daß die KPD in Magdeburg anders als in Halle oder Leipzig eher schwach war. In der vom Schwermaschinenbau geprägten Stadt mit einer hochqualifizierten Arbeiterschaft fehlte es ihr an überzeugenden Führungskräften, die den dominierenden Einfluß der SPD hätten beeinträchtigen können. Die auf kompetente Sacharbeit orientierten Sozialdemokraten nahmen „diese Krakeeler und Radaubrüder mit ihren unsinnigen Anträgen im Stadtparlament"[5] einfach nicht ernst. Nicht in ihnen, eher schon in den die Republik mittragenden Parteien sahen sie potentielle Bündnispartner. Und so gewannen sie denn auch als Mitunterzeichner der Gründungsurkunde neben sechs in Magdeburg wohnenden Sozialdemokraten den der DDP zugehörigen Regierungspräsidenten Pohlmann und den Zentrumsmann Krull, Verbandssekretär der christlichen Gewerkschaften.[6] Die Urkunde wurde am 22. Februar 1924, dem Geburtstag August Bebels, von dem der SPD nahestehenden Rechtsanwalt Dr. Emil Hammerschlag ausgestellt und notariell beglaubigt. Die Magdeburger SPD-Zeitung „Volksstimme" brachte am 1. März zunächst nur eine kurze Notiz auf Seite 3 unter der Überschrift „Bund der republikanischen Kriegsteilnehmer". Da die bisherige lose Organisationsform der Republikanischen Notwehren nicht genüge, sei die Gründung des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, Bund der republikanischen Kriegsteilnehmer" beschlossen worden, das nunmehr 500000 Mann in einer

4 Karl Rohe, Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik, Köln 1966 [künftig zitiert: Rohe, Reichsbanner].

5 Gespräche mit Georg Suchantke, bis 1933 Geschäftsführer der Magdeburger Volkshochschule; siehe auch: Ernst Thape, Von Rot zu Schwarz-Rot-Gold. Lebensweg eines Sozialdemokraten, Hannover 1969 [künftig zitiert: Thape, Schwarz-Rot-Gold], S. 65.

6 Rohe, Reichsbanner, S. 69, vgl.: *Volksstimme. Tageszeitung der Sozialdemokratischen Partei im Regierungsbezirk Magdeburg* [künftig zitiert: *VST*] vom 8. 3. 1924.

Reichsorganisation vereinige. Der angekündigte Aufruf mit Darlegung der Ziele erschien am 8. März auf der Titelseite. Betont staatstragend, richtete er sich an „Kriegsteilnehmer, Republikaner!", geißelte all die Kräfte, die immer wieder die Brandfackel des Bürgerkrieges gegen das neuerrichtete republikanische Staatsgebäude schleuderten, die Baumeister mit Mord bedrohten oder ermordeten, in wüster Demagogie schamlosen Mißbrauch mit den Begriffen Vaterland und Nation trieben und ihre eigene Schuld und ihre heimlichen Ziele hinter schmachvoller Judenhetze versteckten. Gegen diese inneren wie gegen die äußeren Feinde die deutsche Republik zu schützen, sehe das neugegründete Reichsbanner als seine alleinige Aufgabe an. In der Erkenntnis, daß die Republik nur durch Republikaner zu Macht und Ansehen gebracht werden könne, verlangte der Bund die Besetzung aller wichtigen Ämter insbesondere in Verwaltung, Schule, Justiz, Polizei und Wehrmacht mit Republikanern. Die fünfzehn Bundesvorstandsmitglieder unterzeichneten mit Funktion und zum Teil auch mit ihrem militärischen Rang.[7] Zwei Drittel von ihnen waren Kriegsteilnehmer und zum Teil schwer verwundet, die weit überwiegende Zahl in besoldeten Funktionen der SPD und der Gewerkschaften, in Diensten der Stadt und des Regierungsbezirks Magdeburg. Zum Vorsitzenden wurde der Oberpräsident der preußischen Provinz Sachsen, Otto Hörsing, bestimmt, zu seinem Stellvertreter der Chefredakteur der Magdeburger „Volksstimme", Karl Höltermann, beide keine Magdeburger, doch von 1920 bis 1933 hier ansässig.[8]

Der Bundesvorstand nahm seinen Sitz in der Regierungsstraße 1 im Herzen der Stadt zwischen Dom und dem Kloster Unser lieben Frauen. In diesem Haus residierte ein gut Teil der Magdeburger Arbeiterorganisationen von den Bezirksvorständen der SPD und der SAJ über die Arbeiterwohlfahrt bis zur Vereinigung der republikanischen Beamten und Angestellten und dem Verband der Landarbeiter. Die Redaktion der erstmals am 15. April 1924 erschienenen Zeitung „Das Reichsbanner" hatte ihr Domizil im Verlagshaus der „Volksstimme", mit ihrer überaus modernen und leistungsstarken Druckerei in der Großen Münzstraße 3, im engen Gitter der Altstadtgassen, gelegen.

Wie der 1920 bis 1928 im Wahlkreis Magdeburg-Anhalt für den Reichstag erfolgreich kandidierende Wilhelm Dittmann lobend erwähnte, leistete das Reichsbanner den republikanischen Parteien bereits bei den beiden Reichstagswahlen des Jahres 1924 vortreffliche Dienste, indem es ihre Versammlungen gegen den wüsten nationalistischen Terror und auch gegen kommunistische Störversuche wirksam schützte.[9] Den ersten großen Aufmarsch des Reichsbanners erlebten die Magdeburger zur Verfassungsfeier im August 1924. Zum fünfjährigen Bestehen der Verfassung versammelten sich 30000 Teilnehmer aus der ganzen Region auf dem Domplatz und leisteten einen Treueschwur auf die Republik. An der Spitze des anschließenden Umzugs wehten fünfzig Fahnen, darunter drei

7 *Das Reichsbanner. Zeitung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, Bund der republikanischen Kriegsteilnehmer E.V.* [künftig zitiert: *RB*], Jg. 1924, Nr. 1, brachte den Aufruf nur mit vierzehn unterzeichnenden Bundesvorstandsmitgliedern. Die Beisitzer F. Krull und F. Feuerherdt fehlten, dafür war jetzt als Beisitzer Regierungspräsident Pohlmann aufgeführt.

8 Rohe, Reichsbanner, S. 56 f., läßt dem umstrittenen Otto Hörsing in seinem Porträt Gerechtigkeit widerfahren, indem er seine Vorzüge und Verdienste wie seine negativen Seiten beleuchtet; a. a. O., S. 60 f. zu Höltermann.

9 Wilhelm Dittmann, Erinnerungen. Bearb. und eingel. von Jürgen Rojahn. 3 Bde., Frankfurt a. M. und New York 1995, Bd. 2, S. 878.

48er.[10] Eine bedeutende Steigerung erfuhr die öffentliche Selbstdarstellung der Organisation an ihrem ersten Jahrestag. Die Magdeburger Ortsgruppe zählte jetzt allein 12000 in sechzehn Kameradschaften gegliederte Mitglieder, die am Vorabend der Feier einen eindrucksvollen Fackelzug durch die Stadt formierten, angeführt von einem 200 Mann starken Spielmannszug. Zu den Feierlichkeiten am 22. Februar fanden in allen großen Lokalen Versammlungen statt. 45 Redner von Rang, darunter der Reichstagspräsident, drei Reichskanzler a. D., amtierende und gewesene Ministerpräsidenten, Minister und Oberbürgermeister, Gewerkschaftsführer und Chefredakteure, allesamt Mitglieder des Reichsausschusses, thematisierten den Leitgedanken des Reichsbanners: „Das Volk ist die Republik". Krönender Abschluß war wieder der Aufmarsch auf dem Domplatz. Über drei Stunden zogen die Reichsbannermassen mit nun bereits 2000 Fahnen am Bundesvorstand und Reichsausschuß vorbei. Die „Volksstimme" sprach von „Einhundertdreißigtausend".[11] Ihr Redakteur Ernst Thape schreibt vor allem Höltermann das Verdienst zu, daß bereits im ersten Jahr des Reichsbanners die Farben Schwarz-Rot-Gold sich gegenüber Schwarz-Weiß-Rot durchsetzten. Ohne seine Aktivität hätten die ersten und entscheidenden Reichsbannertreffen in Magdeburg nicht die Wirkung gehabt, den Republikanern Selbstvertrauen einzuflößen und sie von der Lebensfähigkeit der Republik zu überzeugen. Und auch das große schwarzrotgoldene Reichsbannerspalier, durch das der tote Reichspräsident Ebert im Februar 1925 von Berlin zum Friedhof nach Heidelberg geleitet wurde, wäre ohne Höltermann nicht zustande gekommen.[12] Allein in Magdeburg standen bei der Einfahrt des Leichenzuges 10000 Reichsbannermänner am Bahnhof, um dem Reichspräsidenten die letzte Ehre zu erweisen.[13]

Die Jahre der Konsolidierung

Der sozialdemokratische Reichspräsident als Symbolfigur der Republik sollte in den folgenden Jahren zahlreiche Gedenkehrungen durch das Reichsbanner erfahren. Ebert-Denkmäler wurden in vielen Orten eingeweiht. Immer waren die Gedenkreden auch gegen die reaktionären Kräfte in der Republik, voran die Justiz, gerichtet. Der Landesverratsprozeß vor dem Magdeburger Landgericht hatte nach weitverbreiteter Meinung den vorzeitigen Tod des Reichspräsidenten verursacht. Besonders reaktionäre Richter entschieden stets im Sinne einer hetzerischen rechten Fronde. Für sie galt in besonderem Maße, was der Magdeburger Anwalt Dr. Heinz Braun, Bundesvorstandsmitglied und Syndikus des Reichsbanners, im Herbst 1925 anläßlich eines Lüneburger Landfriedensbruchprozesses schrieb: „Die staatsbejahende, den Staatsgedanken lebendig tragende Arbeiterschaft saß auf der Anklagebank, die Organe des Staates brachten ihr nur Mißtrauen, Übelwollen, Zweifel und Verurteilung entgegen. Die Staatsorgane sind nicht konform den Trägern der Staatsgewalt. Der Republik fehlen die Organe, die mit innerer

10 *VST* vom 9., 10. und 12. 8. 1924.
11 *VST* vom 24. 2. 1925, siehe auch *RB*, Jg. 1925, Nr. 3 und Nr. 5.
12 Thape, Schwarz-Rot-Gold, S. 98.
13 *RB*, Jg. 1925, Nr. 18, Gaubeilage Magdeburg-Anhalt.

Anteilnahme und inniger Verbundenheit für sie eintreten. Sie hat es unterlassen, die große Generalreinigung vorzunehmen." [14]

Ein republikfeindlich eingestelltes Bürgertum mit extrem ausfälliger Presse gerade im Raum Magdeburg hatte nicht nur Friedrich Ebert auf dem Gewissen. Im Dezember 1927 nahm sich der Mitbegründer des Reichsbanners und Hauptschriftleiter der „Illustrierten Reichsbanner-Zeitung", Gustav Krüger, das Leben. Der langjährige Arbeitersekretär, im Ersten Weltkrieg schwer verwundet, wurde 1919 der erste sozialdemokratische Polizeipräsident Magdeburgs. Unbeirrt von den heftigsten Attacken von rechts und links außen, warb er für politische Vernunft, griff in Waffenschiebungen der Rechtsputschisten ein und zog damit eine exzessive Verleumdungskampagne auf sich,[15] die ihn 1925 aus dem Amt drängte. Im Nachruf des Reichsbanner-Bundesvorstandes hieß es dazu: „Ein durch Jahre geführter Kampf um seine angegriffene Ehre hatte seine Nerven zermürbt, bis ihm schließlich das Leben nicht mehr lebenswert erschien."[16]

Trotz oder gerade wegen der anhaltenden Feindseligkeiten des bürgerlichen wie des kommunistischen Lagers entwickelte sich das Reichsbanner stetig zu einer millionenstarken Organisation. Den erschöpfenden Darstellungen Karl Rohes über Aufbau, Struktur und Zielsetzung, politisches Agieren und Stellenwert des Reichsbanners muß hier nichts hinzugefügt werden. Die Jahre der relativen Stabilisierung mit einer gewissen politischen Beruhigung im Verein mit dem Wahlerfolg der SPD bei den Reichstagswahlen 1928 bewirkten in manchen Teilen der Arbeiterbewegung die Ansicht, die Republik sei nun gesichert und das Reichsbanner überflüssig geworden. Tatsächlich wurde die Arbeit in jenen Jahren vor allem auf die Werbung für die Republik, die staatspolitische Bildung der Jugend und die inneren Reichsbanneraktivitäten konzentriert. Gegen Ende dieser Phase erlebten die Magdeburger SPD und das Reichsbanner zwei besondere Höhepunkte. Zum SPD-Parteitag Ende Mai 1929 in der neu erbauten Stadthalle zogen in einem endlos scheinenden Festzug dem Parteitag zu Ehren die Massen durch die Hauptstraßen der Stadt, flankiert von Reichsbannerformationen, die auf dem Ehrenhof vor der Stadthalle Aufstellung nahmen. Die Partei, auf dem Höhepunkt ihrer Macht, war mit ihren Repräsentanten, dem Reichskanzler Müller, dem preußischen Ministerpräsidenten Braun, mit Ministern, Oberpräsidenten, Regierungs- und Polizeipräsidenten bis hin zu den im Parteibezirk Magdeburg-Anhalt besonders zahlreich vertretenen Landräten, Bürgermeistern und Gemeindevorstehern, versammelt. Jeder, der dabei war, hielt die SPD für unüberwindlich und die Republik für stark und gesichert.

Genau ein Jahr danach wurde das Reichsbannerstadion „Neue Welt" mit der Bundesschule eingeweiht. Bereits 1928 hatte die Bundesgeneralversammlung die Einrichtung einer Schule zur systematischen Ausbildung von Funktionären beschlossen. Der Bundesvorsitzende Otto Hörsing hatte zu diesem Zweck ein ehemaliges Ausflugslokal vor der Stadt angekauft und ein Sportstadion daneben errichten lassen. Am Himmelfahrtstag 1930 feierten über 20000 Teilnehmer die Eröffnung von „Mitteldeutschlands schönstem Stadion". Festredner Carl Severing würdigte die neue Sport- und Spielstätte als Symbol

14 *Illustrierte Reichsbannerzeitung* [künftig zitiert: *IRZ*] vom 27. 9. 1925, S. 620.

15 *VST* vom 3. 4. 1924: „Die Jagd auf den Polizeipräsidenten". Es handelte sich um unsinnige Behauptungen einer Gastwirtsfrau, Krüger habe sich ihr unsittlich genähert.

16 *IRZ* vom 3. 12. 1927 mit Nachruf auf einliegendem Flugblatt.

der Reichsbannerarbeit, die allen republikanischen Organisationen zur Nutzung offenstehe. Am darauf folgenden Pfingstfest versammelten sich Reichsbannerjugend, Schutzsportler und Spielmannszüge zum großen Bundestreffen und hielten die Stadt drei Tage lang in Atem. Eine starke Abordnung des österreichischen Schutzbundes, angeführt von Nationalrat Julius Deutsch, dem späteren Spanienkämpfer, wurde bereits auf dem Bahnhof enthusiastisch empfangen. Begrüßungsfeiern für die in Sonderzügen, auf Lkws, Motorrädern und Fahrrädern Angereisten fanden in allen Stadtteilen statt. Den Auftakt des Treffens bildete eine akademische Feier des Deutschen Republikanischen Studentenbundes im Rathaus, gefolgt von einer Großversammlung der Jugend in der Stadthalle, einer Gedenkfeier für die Opfer des Krieges im Stadttheater, von einer Kundgebung und sportlichen Wettkämpfen im Stadion „Neue Welt" und schließlich einem gewaltigen Aufmarsch auf dem Domplatz. Die „Volksstimme" schätzte 60 000 bis 70 000 Teilnehmer und titelte: „Trommel-Donnern über Magdeburg". Prominente Redner wie der Reichstagspräsident Paul Löbe, der 2. Bundesvorsitzende Ernst Lemmer von der DDP, die preußischen Minister Adolf Grimme und Heinrich Waentig und der aus Magdeburg stammende SAJ-Vorsitzende Erich Ollenhauer sprachen immer wieder den nach wie vor notwendigen Republikschutz an. Geradezu prophetisch resümierte die „Volksstimme": „Diese Pfingsttage werden nicht ein Ausruhen auf geernteten Lorbeeren, sondern der Ausgangspunkt einer neuen Aufwärtsbewegung des Reichsbanners sein."[17]

Schnelle Reaktion auf den Einzug von 107 NS-Abgeordneten in den Reichstag

Franz Osterroth, ein Hofgeismarer mit literarischen Neigungen, seit 1928 als Redakteur der Reichsbannerzeitung in Magdeburg, schildert in seinen Erinnerungen die Fassungslosigkeit der Parteisekretäre und Redakteure angesichts der einlaufenden Stimmresultate am Abend und in der Nacht des 14. September 1930. Nach Osterroths Meinung resultierte die Panik der Funktionäre aus ihrer Abkapselung gegenüber dem politischen Gegner, hatten sie doch stets geraten: „Geht nicht in die gegnerischen Versammlungen. Laßt Nazi und Kommunisten unter sich", hatten nie selbst die aufgehetzte Stimmung einer Naziversammlung erlebt.[18] Weit weniger überrascht waren dagegen die Reichsbannermänner, die sich überall seit langer Zeit mit der SA herumschlagen mußten und die wachsende Gefährlichkeit der Nazibewegung erlebten. Eine Woche nach der Wahl konferierte denn auch bereits der Bundesrat mit fünfhundert Führungskräften in der Bundesschule über eine Gegenoffensive unter dem Motto „Rüsten und marschieren". Verbindungsausschüsse zu Gewerkschaften und Sportorganisationen für gemeinsame Aktionen sollten geschaffen werden. Die Bildung militanter Elitetruppen, der sog. Schufo (Schutzformationen), wurde in Angriff genommen. Bereits am 3. Oktober 1930 stellte

17 *VST* vom 29.4., 6.und 31.5., 8.und 11.6.1930, *IRZ* vom 7.6.1930, *Vorwärts* vom 8.6.1930; wesentlich kritischer dagegen der seit 1928 in der Redaktion des „Reichsbanners" tätige Franz Osterroth, der in seinen ungedruckten Erinnerungen, in: Archiv der sozialen Demokratie, Bonn, Nachlaß Osterroth, Box 1, Bd. 1 [künftig zitiert: Osterroth, Erinnerungen], S. 207 f., das Stadion als unnötiges Prestigeobjekt Hörsings bezeichnet und starke organisatorische Mängel beim Bundesjugendtreffen Pfingsten 1930 beklagt.

18 Osterroth, Erinnerungen, S. 225.

die deutschnationale „Magdeburger Tageszeitung" Mutmaßungen über „Staatsstreichpläne – von links?" an. Oberpräsident Hörsing habe das Reichsbanner auf den Magdeburger Exerzierplätzen von der ihm unterstellten Schutzpolizei ausbilden lassen. Namentlich genannte Polizeihauptleute seien im Reichsbanner aktiv, und der Polizeipräsident sei der technische Leiter dieser Organisation.

Die ersten Meldungen über die Aufstellung von Schutzformationen kamen aus dem traditionell führenden Unterbezirk Wanzleben.[19] Vor allem die jungen Mitglieder der Arbeiter-Turn- und Sportvereine füllten die Reihen. Nachhaltig unterstützt wurden die Anstrengungen von der SPD. Unterbezirkssekretär Ernst Schumacher, rastlos unterwegs, schärfte gemeinsam mit den örtlichen Funktionären des Landarbeiterverbandes den Mitgliedern immer wieder ein: „Haltet Euch bereit! Wenn es die Gegner wagen sollten, zur Gewalt zu greifen, werden sie uns zur rücksichtslosen Abwehr bereit finden. Wir lassen uns die Demokratie nicht von den Anhängern der Diktatur zerschlagen. Wir sind auf dem Posten. Partei, Gewerkschaften, Reichsbanner, Arbeitersportverbände stehen gemeinsam in einer Front."[20]

Die einsetzende propagandistische Kampagne wurde von SPD und Reichsbanner gleichermaßen energisch betrieben. Am 3. Oktober 1930 sprach Max Westphal, der kriegsversehrte erste Vorsitzende der SAJ, im großen Saal des städtischen Jugendheimes über „Jugend und Faschismus". Die „Volksstimme" druckte ab Oktober in Fortsetzungen von Pietro Nenni „Todeskampf der Freiheit. Der Weg zum Dritten Reich. Erinnerungen und Erfahrungen eines italienischen Sozialisten" ab. Für den 16. Oktober kündeten in der ganzen Stadt mit „Hitler auf dem Bauch" beschriftete Plakate eine Versammlung in der Stadthalle an. 6000 Anwesende hörten Major a. D. Karl Mayr zu, der 1919 als Nachrichtenoffizier der Reichswehr in München Adolf Hitler als V-Mann zur Beobachtung der rechten Szene eingesetzt hatte und aus eigener Anschauung über das Scheitern des Hitler-Putsches im November 1923 berichtete. Mayr, Bundesvorstandsmitglied des Reichsbanners, entließ seine Zuhörer in der Gewißheit, der Hitler, der sich am 9. November 1923 vor der Feldherrnhalle in München auf den Bauch geworfen hatte und dann verschwunden war, täte dasselbe, wenn die Republikaner ihn mit voller Wucht angreifen würden.[21]

Am 31. Oktober 1930 sprach der SPD-Fraktionsvorsitzende im Preußischen Landtag, Ernst Heilmann, im „Hofjäger" vor 3000 Zuhörern über den Wahlausgang. Die Sozialdemokratie habe einen ihrer Gegner unterschätzt. Das sei ihr Fehler gewesen. Nun müsse sie dafür sorgen, daß der Hakenkreuzspuk wieder verschwinde.[22] Zur gleichen Zeit führte Oberbürgermeister Hermann Beims auf einer großen Kampfkundgebung in Egeln, südöstlich von Magdeburg, den Versammelten vor Augen, was sie bei einem

19 Bei Erich Matthias, Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in: Das Ende der Parteien 1933. Hrsg. von Erich Matthias und Rudolf Morsey, Düsseldorf 1960, S. 124, und bei Rohe, Reichsbanner, S. 428, ist irrtümlich von Wandsleben die Rede, wohl ein Übertragungsfehler.

20 *VST* vom 14. 10. 1930.

21 Osterroth, Erinnerungen, S. 226, und *VST* vom 16. 10. 1930; zu Karl Mayr siehe auch Christian Zentner, Illustrierte Geschichte des Dritten Reiches, München 1983, S. 27.

22 *VST* vom 2. 11. 1930, siehe auch: Peter Lösche, Ernst Heilmann (1881–1940), in: Vor dem Vergessen bewahren. Lebenswege Weimarer Sozialdemokraten. Hrsg. von Peter Lösche, Michael Scholing und Franz Walter, Berlin 1988, S. 9 f.

brutalen Schreckenssystem des Faschismus zu verlieren hätten. Sämtliche von der Arbeiterschaft mühsam aufgebauten Organisationen und schwer errungenen Rechte würden ausgelöscht. Was sich zur Sozialdemokratie bekenne, werde ausgerottet.[23]

Der gerade in den Reichstag gewählte Chefredakteur des sozialdemokratischen anhaltinischen „Volksblattes", Gerhart Seger, sprach am 7. November vor 2000 Zuhörern in den Nationalfestsälen im Stadtteil Neue Neustadt. Dem Reichsbanner als einstiger Generalsekretär der „Deutschen Friedensgesellschaft" äußerst kritisch gegenüberstehend, hatte er nun demonstrativ seinen Beitritt erklärt. Den Versammelten führte er die neue NS-Fraktion im Reichstag vor. Zum ersten Mal säßen jetzt im deutschen Parlament ein Mörder und Sittlichkeitsverbrecher sowie Antisemiten in großer Zahl.[24] Auch die Revolutionsfeier der SPD im „Hofjäger" mit einer Gedenkrede von Franz Osterroth war deutlich auf die neueste politische Entwicklung ausgerichtet.[25] Drei Tage danach packte Wilhelm Hoegner 5000 Zuhörer in der Stadthalle mit seinem Vortrag „Demokratischer Volksstaat oder faschistisches Irrenhaus?"[26] In ihrem ganzseitigen Bericht „Ein Staatsanwalt klagt an. Das Verbrechen am deutschen Volk" reihte die „Volksstimme" den Auftritt Hoegners in die Kundgebungen der Republikaner und Sozialdemokraten ein, die Teil der großen Bewegung seien, „die mit elementarer Gewalt das arbeitende Volk in seinen Tiefen erfaßt hat und aufrüttelt gegen politische Brandstifter und Wahnwitzige".[27] Die Serie der Großveranstaltungen mit prominenten Rednern setzte sich bis ins Frühjahr 1931 in Stadt und Land fort. Polizeipräsident Baerensprung führte in den Altstädter Bürgersälen am Thema „Diktatur oder Demokratie?" die italienischen Verhältnisse vor. Der Dozent an der gewerkschaftlichen Akademie der Arbeit in Frankfurt a. M. Professor Wilhelm Nölting, durch seine Rundfunkdebatten mit dem NS-„Wirtschaftsexperten" Gottfried Feder im Reich bekannt geworden, schlug als Redner von Format seine im „Hofjäger" dichtgedrängten Zuhörer mit seinem Vortrag „Marxismus oder Nationalsozialismus" in den Bann. Der zur Diskussion geladene Feder erschien zwar nicht, doch der Saal mußte wegen Überfüllung polizeilich gesperrt werden.[28]

Neben dieser Aufklärungskampagne mit zum Teil hochkarätigen Rednern wurde eine Mobilisierungswelle breiter Massen in Gang gesetzt. Für das letzte Wochenende im November waren von den noch im September gebildeten Verbindungsausschüssen republikanischer Verbände im Verein mit der SPD des Bezirks Magdeburg-Anhalt überall „Demonstrationen gegen das Großkapital und seine Nazibanden" angesetzt, „Mobilmachung der Volksbataillone", wie die „Volksstimme" verkündete.[29] In Magdeburg, Dessau, Bernburg, Halberstadt, Aschersleben, Schönebeck, Stendal, in großen und kleinen Orten waren 300 000 Demonstranten auf den Beinen, gewaltige Aufmärsche, wie sie die Region seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Auf dem Magdeburger Domplatz

23 *VST* vom 2. 11. 1930.
24 *VST* vom 9. 11. 1930 und Rohe, Reichsbanner, S. 363.
25 *VST* vom 11. 11. 1930.
26 Wilhelm Hoegner, Flucht vor Hitler, a. a. O., S. 61.
27 *VST* vom 15. 11. 1930.
28 *VST* vom 12. 12. 1930 und 27. 1. 1931; siehe auch: Claudia Nölting, Erik Nölting. Wirtschaftsminister und Theoretiker der SPD (1892–1953), Essen 1989.
29 *VST* vom 15. 1. 1931 berichtet, daß Sigurd Graf von der Schulenburg darauf in der „Deutschen Zeitung" nach dem Staatsanwalt rief: „Ist das nicht öffentliche Aufreizung zum Aufruhr und Landfriedensbruch?"

strömten 60000 Kundgebungsteilnehmer zusammen, flankiert von den neugebildeten Schutzformationen. Die Redner ließen keinen Zweifel am Sinn der Demonstrationen, die eine friedliche, deshalb jedoch nicht mißzuverstehende Warnung an all jene seien, die glaubten, es sei möglich, die Arbeiterbewegung in Deutschland durch planmäßigen Terror niederzuringen. „Gewalt löst Gewalt aus! Und die Arbeiterschaft im Bezirk Magdeburg-Anhalt ist entschlossen und fähig, gegen Gewalt auch Gewalt zu setzen."[30]

Ausgerechnet in jenen Tagen kündigte Adolf Hitler sein Kommen in die „rote Stadt im roten Land" an. Das Reichsbanner wurde sofort aktiv, sandte ihm eine „Offene Mitteilung" mit der Ankündigung: „Wir werden mitreden, Herr Hitler, wenn man Sie nun einmal und solange man Sie noch darauflosreden läßt", und bedauerte, daß ihm nicht längst das politische Handwerk gelegt worden sei. Denn würden in Deutschland Vernunft und Verantwortungsbewußtsein walten, wären bankrotte Putschisten an die Wand gestellt oder über die Grenzen gejagt worden. In der Stadt wurden Drohungen laut, Hitler von der Friedrich-Ebert-Brücke in die Elbe zu werfen, wenn er es wagen sollte zu kommen. Der „Angriff" witterte Mordhetze und appellierte an den preußischen Innenminister Severing, dagegen einzuschreiten.[31] Das Reichsbanner bereitete sich unterdessen in sechs überfüllten Großveranstaltungen in Magdeburg und Schönebeck auf Hitlers Auftritt in der Stadthalle vor und rüstete zur Gegenveranstaltung am benachbarten Schützenhaus. Redner wie der 2. Bundesvorsitzende Ernst Lemmer und der Magdeburger Gauführer Ernst Wille unterstrichen die unbedingte Kampfbereitschaft: „Noch haben wir es in der Hand, uns zu wehren. Mit dem ‚Köpferollen' wird es nicht so leicht sein. Wir werden dabeisein, wenn es auf das Schafott des Herrn Hitler geht. Wir werden die Nazipest zurückwerfen, wie wir schon mit anderen fertig geworden sind."[32]

Da auch Kommunisten und Stahlhelm nicht untätig bleiben wollten und Aktionen ankündigten, sah der Polizeipräsident Dr. Horst Baerensprung[33] Unheil heraufziehen, lud Vertreter aller Parteien zum Gespräch, um sie auf Gewaltlosigkeit zu verpflichten. Da dies nicht zu erreichen war, verbot er am Vortag des „Ereignisses" sämtliche Demonstrationen und Versammlungen vom 18. Dezember 1930 bis zum 5. Januar 1931. Die Gefahr blutiger Zusammenstöße war für diesmal abgewendet, Adolf Hitler erschien nicht in der Stadt, solange Horst Baerensprung Polizeipräsident war. Der „Manchester Guardian" bewertete den Magdeburger Erfolg als ersten Sieg der Gegenoffensive, in seiner psychologischen Wirkung dem von den Nationalsozialisten erzwungenen Verbot des Remarque-Films „Im Westen nichts Neues" vergleichbar.[34]

Im Januar 1931 erging das Signal des Reichsbanners „Marschfertig am 22. Februar", dem siebenten Gründungstag. Gemeinsam mit den Bezirksverbänden der SPD, der Gewerkschaften und des Arbeitersportkartells von Magdeburg, Halle und Thüringen warb die Organisation mit großen Aufrufen um Mitglieder gegen den Terror der Hitlerbanden.

30 *VST* vom 2. und 4. 12. 1930.

31 *RB*, Jg. 1930, Nr. 48, und *VST* vom 5. 12. 1930.

32 *VST* vom 14. 12. 1930.

33 Der Sozialdemokrat und Reichsbannermitgründer Dr. Horst Baerensprung, seit dem 1. 7. 1929 im Amt, war stets energisch gegen Verherrlichung und Anwendung von Gewalt mit strikten Auflagen, Demonstrations- und Versammlungsverboten, Beschlagnahme von Zeitungen usw. vorgegangen.

34 *RB* vom 10. 1. 1931.

Der SPD-Vorstand folgte mit einem zentralen Aufruf „Roter Massensturm!", ermunterte die deutsche Arbeiterschaft mit der Feststellung, die Psychose vom 14. September sei längst vorüber. „Jetzt greifen wir an, jetzt marschieren wir vorwärts! Arbeiter, stärkt eure Reihen! Kampf dem Faschismus!"[35] Der Bundesvorsitzende Otto Hörsing eröffnete die republikanische Offensive am 16. Januar 1931 in der Stadthalle. Auch er ging auf die wüsten Drohungen der Nazis mit seiner Versicherung ein, das Reichsbanner wolle den Bürgerkrieg und das Köpferollen nicht, doch es stehe gerüstet in der Defensive, wenn die Feinde der Republik sich erdreisten sollten, ihre schmutzigen Finger gegen die Republik zu erheben.[36] Am 22. Februar konnte Hörsing dann auf der Kundgebung im Berliner Lustgarten verkünden, daß zu diesem Zeitpunkt im ganzen Deutschen Reich 160000 Mann der neugegründeten Schutzformationen angetreten seien.

In Magdeburg traten allein 1500 Schufoleute und über 1000 Angehörige der Stammformationen zu einem Appell im Ehrenhof vor der Stadthalle an. Karl Höltermann, der sich eigens zum Ortsvorsitzenden des Magdeburger Reichsbanners hatte wählen lassen, um die Pläne zur militärisch-technischen Ausbildung der neuen Eliteformationen zu erproben, hielt eine kurze Ansprache. Im ganzen Gau von der Altmark im Norden bis zum Harz und dem Freistaat Anhalt im Süden waren in Dutzenden größerer Orten, teils in Sternmärschen aus der Umgegend, die Reichsbannertruppen zusammengeströmt, um ihre Stärke und Abwehrbereitschaft zu demonstrieren.[37] Gerade die jüngeren Mitglieder ließen sich in Magdeburg von dem neuen Schwung erfassen. Die Jungbannerabteilungen erwiesen sich als Rekrutendepots für die Schutzformationen, deren Ausbildung sich nicht nur in Marschübungen, Orientierungskunde, Signaltechnik, Nachrichtenwesen und Kampfsportarten erschöpfte, sondern auch das nun allseits geförderte Kleinkaliberschießen umfaßte. Daneben scheinen sie auch noch von Polizeibeamten eine geheime Ausbildung an anderen Waffen genossen zu haben. Nach Höltermanns Vorstellung sollten die Schufo im Ernstfall der Polizei als Hilfstruppe unterstellt werden. Handfeuerwaffen beschafften sich der Magdeburger wie auch einige andere Gaue aus Waffenfabriken in Suhl und Zella-Mehlis.[38]

Eine systematische Ausbildung der Abwehrkräfte war auch bitter nötig, denn die Gewalttätigkeiten der Nationalsozialisten hatten sich bereits das ganze Jahr 1930 über ständig gesteigert. Die „Volksstimme" kam mit den Schreckensmeldungen von immer neuen Überfällen kaum mehr nach. „Schwere Ausschreitungen der Nazis in Stendal", „Wüste Nazi-Schlägerei in Egeln", „Nazi-Krawalle in Wanzleben", „Nazi-Überfall auf Verfassungsfeier in Heyrothsberge", „Nazi-Ausschreitungen in Dessau", „Unerhörter Nazi-Terror auf der Straße", „Die Nazis werden zur Landplage. Überfälle in Stadt und Land" usw. lauteten die Schlagzeilen. Höltermanns Initiative zur Reformierung des Reichsbanners hatte dieser Entwicklung Rechnung getragen, neues Leben war in die

35 *VST* vom 4. 1. und 15. 2. 1931.

36 *VST* vom 17. 1. 1931, siehe dazu auch: *VST* vom 1., 4. und 15. 1. 1931.

37 *VST* vom 24. 2. und 1. 3. 1931.

38 Osterroth, Erinnerungen, S. 226 f.; Rohe, Reichsbanner, S. 365 f.; Werner Bruschke, vor 1933 Mitglied der SPD-Bezirksleitung, erwähnt ebenfalls Waffenbeschaffungen in Suhl und unmißverständliche Hinweise einzelner Polizeioffiziere auf die Waffendepots der Polizei für den Fall, „daß es losgeht" (Interview vom 19. Dezember 1991 in Halle); damit korrespondieren die wiederholten Attacken bürgerlicher Tageszeitungen in Magdeburg auf die einseitig orientierte Polizei und ihren Chef.

sozialdemokratisch-republikanische Front gekommen. Im März 1931 gab es bereits zwischen 200000 und 250000 Schufoleute. Sie schirmten bald jede Versammlung ab, begleiteten prominente Redner über Land, bewachten Gewerkschafts- und Parteieinrichtungen, wurden dabei ständig von der SA provoziert und in Schlägereien verwickelt. Im Harz genoß die braune Knüppelgarde häufig Verstärkung aus dem Lande Braunschweig, in den Regionen nordöstlich von Magdeburg unterstützte brandenburgische SA die einheimischen Schlägertrupps. Auf dem Lande hatten die engagierten Vertreter der Linken besonders viel auszustehen. Hier konnten die langjährigen konservativen Gemeinde- und Amtsvorsteher ihre Wahlablösung durch sozialdemokratische Vertreter nie verwinden und machten ihnen wie allen, die sich im Ort zu SPD, Gewerkschaften und Reichsbanner bekannten, das Leben zur Hölle. Auf einer Großkundgebung in der Egelner Mulde, wo in den meisten Dörfern die bürgerlichen Vertreter bis auf kümmerliche Reste aus den Gemeindevertretungen verschwunden waren, forderte der Gauvorsitzende des Reichsbanners, Ernst Wille, Staat und Polizei vor Ort zu energischen Maßnahmen und einer entschiedenen Haltung auf gegen die „Horden des Nationalsozialismus, die brandschatzend, mordend, schießend und prügelnd durch Städte und Dörfer ziehen", mit niederträchtigen Verleumdungen und massenhaften anonymen Anzeigen vor Ort versuchten, die sozialdemokratischen Amtsinhaber mürbe zu machen.[39] Tatsächlich waren sozialdemokratische Landräte und Polizeipräsidenten hier durchaus nicht zimperlich, verhängten immer wieder Demonstrations- und Auftrittsverbote, zogen hetzerische antirepublikanische Druckschriften ein, belegten Zeitungen mit zeitlich befristeten Erscheinungssperren, schlossen SA-Heime, von denen Überfälle ausgingen, und häuften bei der Staatsanwaltschaft die Anzeigen wegen Landfriedensbruch. Doch wurde überhaupt ermittelt und verhandelt, so kommentierte die SPD-Presse meist lakonisch: „Der Überfallene wird bestraft."[40] Und gegen heimtückische Überfälle auf einzelne konnten weder Polizei noch Reichsbanner schützen.

Zur Verdeutlichung der haßerfüllten Atmosphäre auf dem Lande zwei Beispiele, gleichsam die Spitze des Eisberges: Der Amtsvorsteher von Eickendorf wurde auf dem Heimweg von einer Versammlung gemeinsam mit seinem Sohn von dem berüchtigten SA-Sturm Karpe aus Schönebeck überfallen und mit zahlreichen Messerstichen in Kopf und Brust massakriert. Zwei zur Hilfe geeilten Reichsbannermännern ging es ebenso. Die Zeitungen titelten: „Blutnacht von Eickendorf". Dem Gärtner Hering, Gemeindevorsteher von Körbelitz im Kreis Jerichow I, wurden in einer einzigen Nacht von der SA sämtliche Obstbäume abgesägt und damit seine Existenz weitgehend vernichtet.[41] Ähnliche Vorfälle auf dem flachen Land meldete die Presse nahezu täglich, während in Magdeburg und den größeren Städten des Bezirks Saalschlachten und Überfälle auf Einzelpersonen mit den Abzeichen der Linken die Aktivitäten der SA kennzeichneten.

Die maßlose Eskalation der Gewalt – Reichsbanner-Redakteur Osterroth zählte in Auswertung der täglichen Presse zwischen Januar und Oktober 1931 allein in Preußen

39 *VST* vom 29. 5. 1930; in dem Kundgebungsort Wolmirsleben drehte ein Bauarbeiter durch, aufs äußerste gereizt von den ständigen Provokationen, und bedrohte das NS-Lokal mit zwei Handgranaten; vgl. *VST* vom 1. 10. 1930.

40 *VST* vom 25. 10. 1931.

41 *VST* vom 1., 2., und 5. 12. 1931 sowie vom 24. 2., 2. 4. und vom 7. bis 10. 3. 1932.

45 politische Morde[42] – und die bedeutenden Stimmengewinne der NSDAP bei den Bürgerschaftswahlen in Hamburg und den Landtagswahlen in Hessen, schließlich die Konzentration der politischen Gegner in der „Harzburger Front" forcierten die nach den Erfolgen des Frühjahrs 1931 erst einmal wieder abgeflauten Bemühungen um eine Bündelung der Kräfte. Jetzt machte die Basis Druck. Der Ruf nach einer „eisernen Front" wurde immer deutlicher, zuletzt aus Braunschweig. In diesem Freistaat mit einem nationalsozialistischen Innenminister hatten sich am 17./18. Oktober 1931 100000 SA-Männer versammelt, die nach einem Vorbeimarsch an Hitler in die Arbeiterviertel einfielen, große Verwüstungen anrichteten, zwei Tote und zahlreiche Verletzte hinterließen.[43]

Karl Höltermann erinnerte in einer Rundfunkrede am 9. November 1931 Regierung und Bürgertum daran, daß es die Arbeiterschaft gewesen sei, die 1914 und 1918 den Bestand und die Einheit des Deutschen Reiches gerettet habe. Würde ihre daraus hervorgegangene politische Gleichberechtigung im Staat jetzt angetastet, bedeute dies eine Gefährdung Deutschlands. Innenminister Groener erregte sich über den angeblich parteipolitischen Ton im Rundfunk und beschwor einen Konflikt herauf.[44] Als Antwort darauf fand im Magdeburger „Hofjäger" eine gemeinsame Protestkundgebung von SPD, Gewerkschaften, Reichsbanner und Arbeitersportlern statt, deren Redner erklärten, Seite an Seite den anstürmenden reaktionären und faschistischen Kräften entgegentreten zu wollen. Höltermann griff den Tenor seiner Rundfunkrede auf und führte fort, den Leistungen der Arbeiterschaft von 1914 bis 1918 werde jetzt die Abwehr des Dritten Reiches folgen. „Wir wehren uns dagegen, weil wir der Niederlage Deutschlands im Weltkrieg nicht noch eine furchtbarere Prüfung des deutschen Volkes folgen lassen wollen." Das erneute Versagen des Bürgertums, das seine politischen Interessen von organisierten Raufbolden vertreten lasse, zwinge die Arbeiterschaft zur Selbsthilfe. Die SPD toleriere die Regierung Brünings nicht, damit sie ihrerseits den Terror der Nazis toleriere. Der Redakteur Emil R. Müller, der zur Entlastung Höltermanns immer stärker die Aufgaben des Chefredakteurs wahrnahm, erinnerte in seinem Leitartikel „Die eiserne Front. Die republikanischen Arbeiter schließen sich wider den Terror zusammen" an die Leistungen und unter schweren Opfern errungenen Erfolge der deutschen Arbeiterbewegung, die es jetzt gemeinsam gegen die Hugenberg und Hitler zu verteidigen gelte. Müller schloß mit dem Pathos jener Jahre, das seine Wirkung nie verfehlte: „In der Bereitschaft zu kämpfen, in der Bereitschaft zu sterben für ihre heilige Sache. Mit dem Willen zum Siege – die eiserne Front."[45] Der große Saal des „Hofjägers" wurde in dieser Woche gleich dreimal gefüllt. Auch der Parteivorsitzende Vogel vermittelte seinen Zuhörern hier, daß es Selbstmord sei, die Faschisten noch länger gewähren zu lassen. Der Arbeiterklasse bleibe Gewaltanwendung womöglich nicht erspart, denn wenn sich die Kapitalistenklasse

42 Archiv der sozialen Demokratie, Bonn, Nachlaß Franz Osterroth, Box 46, Mappe 120.

43 Bernd Rother, Die Sozialdemokratie im Lande Braunschweig 1918–1933, Bonn 1990, S. 247; siehe auch: Rainer Schäfer, SPD in der Ära Brüning. Tolerierung oder Mobilisierung? Handlungsspielräume und Strategien sozialdemokratischer Politik 1930–1932, Frankfurt a. M. und New York 1990, S. 295 ff.

44 Carl von Ossietzky, Groener funkt dazwischen, in: *Weltbühne* vom 17. 11. 1931.

45 Leitartikel und Versammlungsbericht der *VST* vom 20. 11. 1931; die *VST* vom 1. 1. 1932 machte in einem Rückblick auf das 2. Halbjahr 1931 die Versammlung vom 17. 11. 1931 kurzerhand zur Gründung der „Eisernen Front".

vor dem sicheren Untergang sehe, werde sie sich mit den Mitteln der Gewalt zu halten versuchen. „Dann kann auch das Prinzip der Demokratie für uns keine Geltung mehr haben. Wir werden den Gegner mit den Mitteln schlagen, die er gegen uns anwendet. Die Führung des außerparlamentarischen Kampfes wird bei der Sozialdemokratischen Partei, den Gewerkschaften und dem Reichsbanner liegen. Diese Front zu stärken, ist jetzt die größte Pflicht."[46]

Am Tag danach kamen die Bundesvorstandsmitglieder und -sekretäre, die Gauvorsitzenden und Gausekretäre zu einer Bundesratssitzung des Reichsbanners in Magdeburg zusammen und trugen dem jüngsten Rechtsruck und dem daraus resultierenden Drängen der Basis auf eine klare Antwort mit einem Appell Rechnung: „Der Front der Staatsfeinde muß die ‚Eiserne Front' der staatstreuen Bürger entgegengestellt werden." Höltermanns Verhandlungen mit den republikanischen Organisationen führten zum Treffen der Spitzen von Gewerkschaften, SPD, Reichsbanner und Arbeitersport am 16. Dezember in Berlin; hier kam man überein, die „Eiserne Front" zu schmieden. Die SPD übernahm die politische Führung in dem neuen Kampfbündnis, das Reichsbanner die organisatorische und technische Koordination. Die in den nächsten zwei Monaten in allen Gauen gebildeten Kampfleitungen der „Eisernen Front", die die großen Verbände enger zusammenschlossen, konnten sich auf lokale und regionale Aktionsausschüsse stützen, die auf das Signal ihrer Organisationen hin gebildet worden waren.

Die „Eiserne Front" in Aktion

Julius Leber, der wie Schumacher und Haubach, Mierendorff, Höltermann und all die anderen fronterfahrenen jüngeren Führungskräfte in der SPD schon seit längerem auf einen härteren, offensiven Kurs in der Auseinandersetzung mit der Rechten gedrängt hatte, erinnerte sich später, die Errichtung der „Eisernen Front" habe wie „ein altes, halbvergessenes Sturmsignal auf eine kampf- und sieggewohnte Truppe" gewirkt.[47] Wie schon ein Jahr zuvor belebte auch Anfang 1932 neue Tatkraft die Republikverteidiger. In Magdeburg praktizierte Höltermann bereits bei einem Reichsbannertreffen am 2. Januar 1932 im Stadion „Neue Welt" die von dem russischen Propagandafachmann Tschachotin im Verein mit Mierendorff entwickelten Überlegungen zu modernen, massenwirksamen Propagandamethoden: nicht lange Reden, sondern kurze, einprägsame Parolen, die in Frage und Antwort eingehämmert wurden.[48] In einer eindringlichen Ansprache stellte Höltermann zunächst fest: „Wir müssen zu allen Opfern bereit sein. Es gibt Größeres als das kleine Leben des einzelnen. Wir müssen bereit sein, unser Leben hinzugeben für unsere Sache", um dann die drei Fragen zu stellen: „Wer ist arbeitslos?", worauf sich die Mehrheit meldete, „Wer hat noch Arbeit?", wenige meldeten sich, „Wer ist bereit, sein Leben zu opfern für die politische Freiheit?", alle meldeten sich. Der neue

46 *VST* vom 22. 11. 1931.

47 Julius Leber, Schriften, Reden, Briefe. Hrsg. von Dorothea Beck und Wilfried F. Schoeller, München 1976, S. 236.

48 Richard Albrecht, Der militante Sozialdemokrat. Carlo Mierendorff 1897 bis 1943. Eine Biographie, Bonn 1987, S. 124 f.; siehe auch Rohe, Reichsbanner, S. 405.

Gruß „Freiheit" mit hochgerecktem Arm und geballter Faust beschloß das Treffen. Die „Volksstimme" kommentierte: „Sie vertrauen ihren Führern und folgen ihnen. Sie wissen, daß sie zu kämpfen haben um die Lebensmöglichkeiten eines ganzen Volkes. Es war ein Schwur, arbeitslos und bereit sein, das Leben zu opfern für die demokratische Republik."[49]

Eine fieberhafte Tätigkeit mit Führertagungen in allen Stadtteilen Magdeburgs, in allen Kreis- und Landstädten, mit der ersten „republikanischen Rüstwoche" im Januar, mit einem Sportfest der „Eisernen Front" in der Halle „Land und Stadt", die die 10000 Zuschauer nicht fassen konnte, erfaßte die Region wie das ganze Land. Auf einer gewaltigen Kundgebung im Berliner Sportpalast am 21. Januar 1932 eröffnete Höltermann die Gegenoffensive der „Eisernen Front". Seit kurzem geschäftsführender Bundesvorsitzender – Hörsing verfolgte andere Pläne als die der „Eisernen Front" und trat bereits in den Hintergrund – hielt er eine zündende Ansprache: „Lange genug hat man uns das ‚Deutschland erwache!' in die Ohren gebrüllt. Das Deutschland der Republik ist erwacht [...]. In der ‚Eisernen Front' ist die Macht und die Kraft der deutschen Demokratie sichtbar geworden. ‚Die Eiserne Front' hat kein Parteiprogramm. Ihr Programm ist die Erhaltung und Erfüllung der Verfassung von Weimar."[50]

Im Gau Magdeburg-Anhalt waren sämtliche Reichstags- und Landtagsabgeordneten, die Führungskräfte von Partei und Gewerkschaften, Arbeitersport und Reichsbanner einschließlich des Oberbürgermeisters Ernst Reuter, des Polizeipräsidenten Horst Baerensprung und des Reichsbanner-Anwaltes Heinz Braun ständig unterwegs, die in Bewegung geratenen Massen auf die Abwehr der faschistischen Gefahr einzuschwören. Immer wieder erscholl auf weiten Plätzen und in großen Sälen der von dem Nürnberger Arbeiterdichter Karl Bröger verfaßte Eid „Deutsche Republik, wir alle schwören: letzter Tropfen Blut soll Dir gehören". In der Februar-Rüstwoche wurden „Eiserne Bücher" und Listen zur namentlichen Einzeichnung in allen Stadtteilen, in allen großen Betrieben, in Sportvereinen und Parteibüros ausgelegt. Die „Eiserne Front" war bereit für die großen Wahlkämpfe des Jahres 1932. Zunächst galt es, die Wahl Hitlers zum Reichspräsidenten zu verhindern. Vielen Aktivisten der „Eisernen Front" fiel es nicht leicht, sich für das kleinere Übel Hindenburg in die Schanzen zu werfen, sahen sie in ihm doch einen verkappten Monarchisten, der nur widerwillig der Republik diente. Deshalb hämmerten die Redner auf allen in den Kreisen angesetzten Kampfwochen in Burg und Genthin, Wanzleben, Oschersleben und Egeln, Schönebeck und Staßfurt, Dessau, Bernburg, Halberstadt und all den anderen Orten den Zusammengeströmten immer wieder ein: „Wer den Bürgerkrieg verhindern will, muß für Hindenburg stimmen." Für den 6. März, den letzten Sonntag vor der Wahl, setzte die Eiserne Front noch einmal vierhundert Kundgebungen im Gau an. Auf dem Magdeburger Domplatz kamen allein 30000 Teilnehmer zusammen. Der Arbeitersport hatte die Parole ausgegeben: „Am 13. 3. muß der Faschistenhäuptling so entscheidend geschlagen werden, daß seine Bewegung zerbricht." Reichsbanner-Gauführer Wille und der Metallarbeitervorsitzende Kaulfers

49 *VST* vom 3. 1. 1932.
50 Osterroth, Erinnerungen, S. 238.

proklamierten: „Kein Mordbanditentum in Deutschland an der Regierung".[51] Ernst Reuter und Oberpräsident Falck von der Deutschen Staatspartei, vormals DDP, machten den Zuhörern im überfüllten „Hofjäger" zum wiederholten Male klar, bei dem bevorstehenden Kampf gehe es um Sein oder Nichtsein, um die Existenz des deutschen Volkes.[52]

Nachdem das Wahlergebnis vom 13. März einen zweiten Wahlgang erforderlich gemacht hatte, mehrten sich die rechten Ausfälle. Als auch noch der preußische Innenminister Severing Durchsuchungen aller Gaubüros der NSDAP anordnete und große Mengen belastenden Materials beschlagnahmen ließ, kam es zu Nazitumulten auf dem Breiten Weg, der Magistrale der Stadt, und vor dem Gebäude der „Volksstimme". Die Polizei verbot SA und SS an zehn Stellen in Magdeburg jegliche Aktivität. In Samswegen, einem Ort nördlich von Magdeburg, schoß ein Bäckermeister nachts auf vier Reichsbannermänner. In Salzwedel in der Altmark wurden der NS-Kreisleiter Dr. von Thörne verhaftet und ein Waffenlager beschlagnahmt. Im Bericht des Regierungspräsidenten an den preußischen Innenminister über die Verhältnisse in Salzwedel hieß es: „Seit jeher einer der schwärzesten Winkel in Deutschland. Hier konnte sich kein Republikaner ohne Gefahr auf die Straße wagen. Kurz vor der Wahl glich die Stadt einem Heerlager."[53] Im nahe gelegenen Gardelegen kam bei Zusammenstößen ein junger SA-Mann ums Leben, der – aus einer sozialistischen Familie stammend – als Landarbeiter nur auf Druck seines Arbeitgebers der SA beigetreten war.[54] In Burg verwüstete die SA die frisch renovierte Wohnung des sozialdemokratischen Oberbürgermeisters bis zur Unbewohnbarkeit.[55] Trotz teilweise exzessiver Haßattacken wiederholten sich bis zum 2. Wahlgang am 10. April die Aufmärsche und Kundgebungen der „Eisernen Front" in unverminderter Stärke. Redner wie Ernst Reuter werteten das Ergebnis vom 13. März zwar als Sieg der Freiheit, warnten aber immer wieder vor der Gefahr, den Gegner zu unterschätzen. 11,3 Millionen Nazis seien eine Macht. Die Formationen eines wieder auf dem Domplatz endenden Sternmarsches plakatierten: „Wir werden Hitler schlagen zum zweiten und zum dritten Mal" und gelobten: „Niemals soll Hitler an die Macht kommen. Die letzte Kraft werden wir einsetzen, um das Unglück des Faschismus von Deutschland abzuwenden" und „Wir werden, wollen und müssen siegen".[56] Angesichts des außerordentlichen Einsatzes scheint die Behauptung nach dem 10. April, ohne die „Eiserne Front" wäre Hindenburg nicht gewählt worden,[57] durchaus gerechtfertigt. Das am 14. April im wesentlichen auf Druck der Länderinnenminister erlassene SA-Verbot wurde denn auch in den gegnerischen Kreisen als Konzession an das Reichsbanner für geleistete Wahlhilfe gewertet, eine Lesart, die SPD und Reichsbanner noch bestärkten. Da jedoch Hindenburg dem SA-Verbot nur widerstrebend zugestimmt hatte und nicht abgeneigt war, nun

51 *VST* vom 7. 3. 1932; die *VST* brachte zwischen Januar und April 1932 nahezu täglich Berichte von den Aktivitäten der Eisernen Front wie von den Zusammenstößen mit der SA in Stadt und Land.

52 *VST* vom 8. 3. 1932.

53 Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Magdeburg, C 20, I b, II.

54 Die *VST* vom 16. 3. 1932 verwies in ihrem Artikel „Wer hat ihn ermordet?" darauf, daß viele Bauern und Gutsbesitzer, die hohe Arbeitslosigkeit in der Altmark ausnutzend, Tagelöhner nur bei Eintritt in die SA beschäftigten.

55 *VST* vom 22. 4. 1932.

56 *VST* vom 4. 4. bis 9.4. 1932.

57 Osterroth, Erinnerungen, S. 240 f.

auch das Reichsbanner verbieten zu lassen, beugte Höltermann mit einer Auflösung der Schutzformationen vor.[58]

In der aufs äußerste gespannten Situation verzichtete die SPD auf einen massiven Einsatz der „Eisernen Front" in den Wahlkämpfen zur preußischen Landtagswahl am 24. April. Das überparteiliche Reichsbanner hielt sich im Interesse der republikanischen Koalitionsparteien zurück, die auf gesondertes Hervortreten Wert legten. Der Redakteur der Reichsbannerzeitung Franz Osterroth, der seit Jahren das Kabarett „Die rote Spielschar" betreute, Wahlkampfrevuen für sie schrieb und bei Wind und Wetter mit ihr über Land zog, der die Techniktruppe „Rote Pioniere" zur Ausgestaltung politischer Massenaktionen ins Leben gerufen hatte und der bald auch Bundesjugendführer des Reichsbanners werden sollte, also einer der Aktivsten überhaupt, schrieb in seinen Erinnerungen: „Die Nacht, als die Wahlresultate aus Städten und Dörfern kamen, war eine der deprimierendsten, die ich im politischen Leben mitmachte. Unsere Massen sahen, daß wir keine wirklichen Machtpositionen gegen die reaktionären Kräfte mehr besaßen."[59] Nicht nur in Preußen hatte die NSDAP die SPD als führende Kraft verdrängt, im Freistaat Anhalt trat sie gar an die Stelle der bis dahin regierenden SPD. Doch von Apathie war nach Osterroth noch nichts zu merken, im Gegenteil, die Feiern zum 1. Mai 1932, effektvoll inszeniert als eine Art „Hochamt des Sozialismus", brachten mehr Menschen in Magdeburg auf die Beine als je zuvor. Wirklich schwere Schläge erlitt die Front der Republikaner im Juni und Juli, als der rechte Zentrumsmann von Papen, als Nachfolger Brünings mit einer neuen Regierungsbildung beauftragt, umgehend den Reichstag auflöste, Neuwahlen für den 31. Juli ansetzte und am 14. Juni das SA-Verbot aufhob. Jetzt schien, wie von der SA ständig angedroht, die „Nacht der langen Messer" angebrochen. Bereits am 28. Juni konstatierte Hellmut von Gerlach in der „Weltbühne": „Seit die SA freigegeben ist, verzeichnet die Presse täglich zwei bis sechs Todesopfer und einige hundert Verwundete." Die Reichsbannerzeitung wurde zum ersten Mal für einige Wochen verboten, als sie eine Zeichnung mit einer Reihe von Särgen brachte, über die Hindenburgs Schatten fiel, mit der Unterschrift: „Die Treue ward ihnen zum Leichentuch".

Höltermann hatte umgehend die Schutzformationen reaktiviert, die nun rund um die Uhr Gewerkschafts- und Volkshäuser, Pressehäuser und Parteibüros im ganzen Gau von Stendal in der Altmark bis Quedlinburg im Harz bewachten. In der gewaltgeladenen Atmosphäre jener Tage wurde nun auch von kommunistischen Überfällen auf SPD- und Reichsbannermitglieder berichtet. Als in Klein-Wanzleben, einem Dorf südwestlich von Magdeburg, Kommunisten den SPD-Vorsitzenden niederstachen, titelte die „Volksstimme": „Kommunistische ‚Einheitsfront' mit Brudermord".[60] Trotz solcher vereinzelten Vorkommnisse verhandelte die Ortskampfleitung der „Eisernen Front" in Dessau unter Gerhart Seger am 23. Juni mit der örtlichen KPD über eine Einheitsfront gegen den gemeinsamen Gegner, der ihnen, in Anhalt nun an der Regierung, das Leben besonders schwer machte. Da die Kommunisten jedoch nicht bereit waren, auf den von der zentralen Parteilinie vorgegebenen Kampf gegen die SPD zu verzichten, endete die

58 „Schufo in Urlaub", in: *RB* vom 23. 4. 1932.
59 Osterroth, Erinnerungen, S. 241 f.
60 *VST* vom 16. 6. 1932.

Besprechung ergebnislos.[61] Zwei Wochen später wurde in Dessau der Hundertschaftsführer des Reichsbanners, Wilhelm Feuerherdt, von SA-Leuten erstochen. Ein Trauerzug von 7800 Teilnehmern folgte seinem Sarg. Zahlreiche Betriebe hatten geschlossen, denn der Ingenieur Feuerherdt war Geschäftsführer des mitteldeutschen Arbeitgeberverbandes der öffentlichen Verwaltungen und Betriebe. Seit dem Kapp-Putsch hatte Dessau eine solche Manifestation der Abwehr nicht mehr erlebt.[62]

In Magdeburg fand die letzte und zugleich gewaltigste Kundgebung der „Eisernen Front", als „Tag der Freiheit" propagiert, am 17. Juli statt. Eine Reichsbannerdelegation brachte die riesige Hessenfahne mit den silbernen drei Pfeilen, die bereits in Hamburg und Westfalen Massendemonstrationen vorangetragen worden war. Der Domplatz und die anliegenden Straßen waren von Zehntausenden besetzt, darunter unzählige sonst eher passive Arbeiter, die gespürt hatten, daß es jetzt um alles ging. Nach einer mitreißenden Ansprache Höltermanns setzte sich ein endloser Demonstrationszug in Bewegung, an der Spitze ausgesuchte Schufo- und Jungbannerformationen, dann die Gewerkschaften, teilweise in Berufskleidung, dann die Züge der Parteidistrikte, Reichsbannerkapellen, geschlossene Frauengruppen und zum Schluß die sozialistische Jugend und die Sportler. Ganze Fahnenwälder, zahlreiche Schauwagen und Transparente wurden mitgeführt. Die Zuschauermassen stauten sich an den Straßenrändern, vor ihnen Kriegs- und Arbeitsinvaliden, warfen der Schufo Blumen zu und feuerten sie an. Ein Begeisterungsrausch hatte alle erfaßt.

Die Magdeburger, von denen die „Volksstimme" einmal schrieb, sie seien Kenner in Sachen Massenaufmärsche, hatten sich selbst übertroffen. Sogar das Bürgertum, sich sonst in Ignoranz übend, war beeindruckt. Einzelne Stimmen meinten gar: „Gegen solche Massen kommt Hitler nicht durch."[63]

Kampflos in den Untergang

Als die Papen-Regierung drei Tage danach mit dem sog. Preußenschlag die geschäftsführende sozialdemokratische Regierung kurzerhand absetzte, erwarteten nun wahrhaftig sämtliche Aktive das von Partei- und Gewerkschaftsführern seit Jahren immer wieder angekündigte Signal zum Kampf. Hatten sie doch stets die Ermahnungen ihrer Führungskräfte beherzigt, sich nicht provozieren zu lassen, keinen unnötigen Vorwand für staatliche Übergriffe und Verbote zu liefern. Erst im wirklichen Notfall, bei höchster Gefährdung der revolutionären Errungenschaften, der Republik und Demokratie werde dieses Signal gegeben. Dieser Fall war jetzt eingetreten nach Meinung aller, die stets angetreten waren zu Demonstrationen und Versammlungen, zu Wahlkämpfen und zur Abwehr der SA-Schläger, die sich seit Jahren über die ungerechten Urteile einer rechtslastigen Justiz gegen die eigenen Kameraden empörten, die stets aufmerksam ihre Partei-

61 Flugblatt „Die Dessauer KPD lehnt einen Waffenstillstand mit der SPD ab", in: Archiv der PdS, Dessau.
62 Ulla Jablonowski, Zum 60. Jahrestag der Ermordung des Antifaschisten Wilhelm Feuerherdt, in: *Dessauer Kalender*, 1982, S. 2–7.
63 Osterroth, Erinnerungen, S. 248 f.

und Gewerkschaftspresse gelesen und die immer wieder geschworen hatten, notfalls zur Verteidigung der Republik auch ihre Leben einsetzen zu wollen. Daß es ums Ganze ging, wenn bereits das „rote Bollwerk" Preußen zu Fall gebracht wurde, hatte jeder begriffen, und deshalb waren sich Oberbürgermeister Reuter, Polizeipräsident Baerensprung und Reichsbannerführer Höltermann auch einig in der Absicht, die Magdeburger Bereitschaftspolizei und das ihm als Hilfstruppe unterstellte Reichsbanner nach Berlin in Marsch zu setzen.[64]

Die Diskussion um die Stillhalteentscheidung nach der Krisensitzung der in der „Eisernen Front" vereinten Führungsspitzen von SPD, Gewerkschaften und Reichsbanner[65] wird wohl kaum je zu einem einvernehmlichen Ergebnis kommen; unstrittig jedoch ist die niederschmetternde Wirkung auf Moral und Psyche der kampfentschlossenen Anhängerschaft, empfanden sie doch genau das, was der propagandistische Einpeitscher der NSDAP, Joseph Goebbels, in seinem Tagebuch hämisch kommentierte: „Die Roten haben ihre große Stunde verpaßt, die kommt nie wieder."[66] Angesichts des Ausgangs der Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 überfiel so manchen der Gedanke, auf verlorenem Posten zu kämpfen.[67] Selbst in Ernst Reuters Rede zum Verfassungstag klang etwas davon an, als er auf die vielen Wankenden zu sprechen kam, die glaubten, den Kopf hängen lassen zu müssen, und die meinten, es sei keine Veranlassung, die Verfassung zu feiern.[68]

Doch noch gab das Reichsbanner die Schlacht nicht verloren. Nachdem die Wachablösung in der Führung erfolgt war – Otto Hörsing hatte seine seit langem eigenwillig verfolgten Pläne zur Arbeitsbeschaffung mit Hilfe einer neugegründeten Partei verwirklichen wollen, war aus der SPD ausgeschlossen worden und bei den Reichstagswahlen kläglich gescheitert –, nahm der nun endgültig als Bundesvorsitzender bestätigte Höltermann eine Umgestaltung energisch in Angriff. Das Reichsbanner sollte endlich eine voll einsatzfähige Kampforganisation werden. Eine besondere Stelle für die Wehrausbildung wurde eingerichtet und in einem Exerzierreglement festgelegt, daß das Jungbanner Ausbildungsformation, die Schufo aktive Einsatzformation und die übrigen Reichsbannermitglieder Reserve für die Ergänzung der Schufo sein sollten. In allen Gauen wurde jetzt energisch ausgebildet und manöverähnliche Übungen durchgeführt, dabei Spezialformationen wie Nachrichtengruppen und Kurierdienst erprobt, im Dezember noch eine Wehrsportschule neben der Bundesschule auf dem Gelände des Stadions „Neue Welt" eingerichtet. Hier fanden mehrwöchige Ausbildungskurse statt.[69] Auch im Bundeshaus wurden personelle Veränderungen vorgenommen, die Hörsing-Anhänger durch jüngere, unverbrauchte Kräfte ersetzt. Theodor Haubach, der nach dem „Preußenschlag" als Pressechef des Berliner Polizeipräsidenten wie die meisten Sozialdemokraten

64 Thape, Schwarz-Rot-Gold, S. 97, S. 100 und S. 354; Osterroth, Erinnerungen, S. 248; siehe auch Ernst Reuter. Schriften, Reden. Hrsg. von H. E. Hirschfeld und H. J. Reichardt, Berlin 1973, Bd. 2 [künftig zitiert: Reuter, Schriften 2], S. 330.

65 Erich Matthias, Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, a. a. O., S. 127 ff.

66 Die Tagebücher des Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente. Hrsg. von Elke Fröhlich, T. 1. Aufzeichnungen 1924–1941, Bd. 2, 1. 1. 1931–31. 12. 1936, München, New York, London und Paris 1987, S. 208.

67 Osterroth, Erinnerungen, S. 250; Gespräche der Autorin mit einstigen Magdeburger Jungbannermännern.

68 Reuter, Schriften 2, S. 391; siehe auch „Verfassungsfeier im Stadion ‚Neue Welt'", in: *IRZ* vom 27. 8. 1932.

69 *RB* vom 28. 1. 1933 und *IRZ*, 1933, Nr. 7; Osterroth, Erinnerungen, S. 252 und S. 261.

in den oberen Polizeietagen abgelöst worden war, übernahm die Leitung der Reichsbannerzeitung. Franz Osterroth als neuer Bundesjugendleiter intensivierte die bis dato vernachlässigten Verbindungen zu den Jungbannerführern im Lande, kurbelte die Werbetätigkeit an und begleitete in Magdeburg zudem die Gestaltung einer großen Ausstellung mit dem Titel „Sozialistischer Aufbau". Mit modernsten Propagandamitteln wurden hier die Errungenschaften sämtlicher Arbeiterorganisationen von Partei und Gewerkschaften, Genossenschaften und Arbeitersport, SAJ, Kinderfreunden, Arbeiterwohlfahrt, Arbeitersamariterbund bis hin zur Friedensfreundegruppe und Bauhütte präsentiert. Das Reichsbanner stellte seine nunmehr neunjährige Entwicklung in Großfotos und Modellen dar. An einer Trauersäule standen die Namen aller im Kampf für die Republik gefallenen Kameraden. Im großen Ausstellungssaal fanden zwei Wochen lang Begleitveranstaltungen und Wahlversammlungen statt. Zehntausende von Besuchern aus nah und fern mußten den Eindruck mitnehmen, mit dieser Bewegung, die hier ihre schöpferische Kraft wirkungsvoll präsentierte, auf der Gewinnerstraße zu sein.[70] Einen neuen Hoffnungsschimmer bot zudem der Ausgang der Reichstagswahlen vom 6. November.

Die NSDAP hatte rund zwei Millionen Stimmen verloren, der Aufstieg dieser Partei zur Macht schien doch aufhaltsam. Bedenkt man die von Goebbels in seinen Tagebucheintragungen verdeutlichte Situation der Führungskräfte – von Geldsorgen gebeutelt, von Organisations-, Versammlungs-, Rede-, Zeitungsverboten und Gerichtsverfahren allmählich mürbe gemacht, Hitler mehrfach vor dem Nervenzusammenbruch –, so scheint die Einschätzung Haubachs im Leitartikel der letzten Nummer der Reichsbannerzeitung von 1932 „Wir brachen den Sturm" durchaus realistisch: „Wir haben den Kampf nicht gewonnen, aber den Angriff abgeschlagen. Das Reichsbanner hat in dieser unaufhörlichen Schlacht des Jahres 1932 in vorderster Front gestanden. Es hat Opfer gebracht wie noch niemals, es hat übermenschliche und beispiellose Anstrengungen auf sich genommen und steht mit sturmzerfetzten Fahnen, aber auch mit geschlossenen Formationen zu neuen Kämpfen bereit [...]. Die Zeichen stehen auf Sturm und Angriff."

Das Magdeburger Reichsbanner hatte in dieser Zeit noch einen besonders bitteren Tag. Eine Woche nach der Novemberwahl und genau zwei Jahre nach dem verhinderten Auftritt zog Adolf Hitler in Magdeburg ein. Der sozialdemokratische Polizeipräsident Baerensprung hatte nach dem 20. Juli dem deutschnationalen Freiherrn von Nordenflycht weichen müssen. Der untersagte zwar wegen der Verordnung des Reichspräsidenten zum inneren Frieden kurzerhand eine SPD-Funktionärskonferenz, gestattete jedoch ohne weiteres eine als Amtswaltertagung deklarierte Hitler-Kundgebung in der Stadthalle. Die Reichsbanneraktivisten sahen diesem Ereignis mit Ingrimm entgegen, ihr Gauleiter Ernst Wille entschloß sich zum Handeln. In der Nacht vor Hitlers Einzug in Magdeburg soll er auf der Berliner Chaussee, einer Ausfallstraße nach Osten, in Höhe des Stadions „Neue Welt" mit einigen Vertrauten einen Anschlag vorbereitet haben. Sobald ein Reichsbannermelder das Nahen von Hitlers Wagen ankündigte, sollte ein Stahlseil über die Straße festgezogen werden und Hitler in dem zum Halten genötigten Wagen von einem versteckt postierten Schützen erschossen werden. Der Plan soll

70 *IRZ*, 1932, Nr. 45; Osterroth, Erinnerungen, S. 236 f.

schließlich daran gescheitert sein, daß das Hitler-Auto schneller war als der Melder des Reichsbanners, so daß es nur noch zu einigen Steinwürfen kam. Überliefert wurde diese abenteuerliche anmutende Geschichte von den engsten Angehörigen Ernst Willes.[71] In den nach 1945 erschienenen Ernst Wille gewidmeten Gedenkartikeln und biographischen Beiträgen fehlt dieser bemerkenswerte Vorgang, der nicht in das von der DDR-Historiographie gezeichnete Bild des Reichsbanners und der „Eisernen Front" paßte. Heißt es doch in der repräsentativen „Geschichte der Stadt Magdeburg": „Die Eiserne Front, am 16. Dezember 1931 nach gemeinsamen Aussprachen zwischen reformistischen Gewerkschaftsvertretern und rechten sozialdemokratischen Führern angeblich zur ‚Überwindung der faschistischen Gefahr' geschaffen, verharrte dagegen in Untätigkeit."[72]

Die Nachricht von der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler kam in Magdeburg völlig unerwartet. Während Höltermann sofort nach Berlin fuhr, um mit den anderen Führern der „Eisernen Front" die Lage zu erörtern, wurde im Bundeshaus begonnen, wichtige Schriftstücke und Adressenlisten aus dem Haus zu bringen oder zu vernichten, denn jeden Augenblick erwartete man dort das Verbot des Reichsbanners und die Besetzung des Bundeshauses. Doch einzig ein Polizeihauptmann sah sich nach Tagen einmal flüchtig um, einer Anzeige nachgehend, die von angeblich bergeweise ungenehmigten Flugblättern gegen die Regierung wußte. Die letzte Bundesgeneralversammlung konnte am 17. und 18. Februar 1933 in Berlin noch weitgehend ungehindert abgehalten werden. Höltermann riß mit seinen kämpferischen Reden die Delegierten im Saal wie Zehntausende Berliner mit, die sich zur letzten republikanischen Kundgebung vor dem Schloß versammelten hatten. Die Delegierten nahmen in ihre Gaue wieder einmal die Zuversicht mit, so, wie die organisierte Arbeiterschaft mit einem Bismarck fertig geworden sei, so werde ihr das auch mit einem Hitler gelingen. Doch die Realität des Wahlkampfes für die Reichstagswahl am 5. März 1933 machte jede weitere Hoffnung zunichte. Im Gau Magdeburg-Anhalt gab es keine ungestörten sozialdemokratischen Wahlversammlungen mehr. Vielfach wurden SPD und „Eiserner Front" von den Gastwirten auf dem Lande die Säle verweigert. Überfälle der SA auf die Redner der Linken häuften sich. Kein Wahlredner, der sich morgens von Frau und Kind verabschiedete, wußte, ob er abends unversehrt oder wenigstens lebendig zurückkehrte. Bereits in der ersten Woche nach Hitlers Regierungsantritt gab es sechzehn Tote. Einer davon war der 1. Bürgermeister der rund 20000 Einwohner zählenden Industriestadt Staßfurt südlich von Magdeburg. Hermann Kasten, als angesehener Kommunalpolitiker im Vorstand des Reichsstädtebundes, seit 1921 Mitglied des Preußischen Landtages, wurde am 5. Februar vor seinem Haus erschossen. Seine Polizeigewalt energisch ausübend, war er bereits seit langem der von der örtlichen SA meistgehaßte Mann in der Stadt. Die Überführung der Leiche in seine rund dreißig Kilometer entfernt liegende Heimatstadt Schönebeck gestaltete sich zu einem stummen Massenprotest entlang der Landstraßen, nachdem

71 Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Magdeburg, Bestand des SED-Bezirksarchivs, V/3/05/107 und IV/904/56/53/64; Geschichtskabinett der Sekundarschule Ernst Wille in Magdeburg-Ottersleben; Gespräch mit dem Neffen Ernst Willes.

72 Geschichte der Stadt Magdeburg, Berlin 1975, S. 293; vgl. auch die Darstellungen von Helga Gotschlich, Zwischen Kampf und Kapitulation. Zur Geschichte des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, Berlin 1987.

eine Reichsbanner-Demonstration verboten worden war.[73] Am 25. Februar wurde der achtzehnjährige Jungbannermann Ernst Drong in Tangermünde zu Grabe getragen. Er hatte einen Wahlkampfauftritt von Ernst Reuter bei einer Demonstration der „Eisernen Front" in Stendal mit gesichert und war von SA-Leuten auf dem Heimweg erschossen worden.[74]

Völlig enthemmt tobte sich der in Schönebeck und Umgebung seit Jahren sein Unwesen treibende SA-Sturm Karpe aus. Im Februar und März 1933 überfiel und verwüstete er Filialen der „Volksstimme"-Buchhandlung und des Konsumvereins, ein Kinderheim, das SPD-Lokal sowie Privatwohnungen und ein Geschäft sozialdemokratischer Kommunalpolitiker. Am 3. März stürzten sich die schwerbewaffneten SA-Männer auf einen SPD-Umzug mit Reichsbannerkapelle an der Spitze. Es gab mehrere Verletzte auf beiden Seiten. Ein SA-Mann verstarb wenig später. Am 12. März, dem Tag der Kommunalwahlen, erschossen SA-Männer den wegen seiner gemeinnützigen Initiativen weithin bekannten und geschätzten Stadtrat und Metallgewerkschafter Otto Kresse im Wahllokal.[75] Während die Täter wie üblich straffrei ausgingen, hatte der Überfall vom 3. März für einen der Reichsbannermänner ein tödliches Nachspiel. Der Trommler des Spielmannszuges Karl Jänicke wurde für den Tod des bei dem Überfall schwer verletzten SA-Mannes verantwortlich gemacht und im Dezember 1933 vom Magdeburger Schwurgericht zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Staatsanwalt legte Revision ein, und das Sondergericht in Halle fällte im Oktober 1934 trotz erwiesener Unschuld – Jänicke befand sich nachweislich nicht in der Nähe des niedergestochenen SA-Mannes – das gewünschte Todesurteil. Trotz internationaler Rettungsbemühungen des emigrierten Parteivorstandes wurde Karl Jänicke am 5. Juni 1935 in Halle hingerichtet.[76]

Nach der auf den Reichstagsbrand folgenden Terrorwelle und den Vorgängen während des letzten, allenfalls noch halblegalen Wahlkampfes hegte niemand mehr Illusionen, die noch die letzte Bundesgeneralversammlung Mitte Februar beherrscht hatten. Jetzt wurden die Zeitungen verboten, die Einrichtungen besetzt und die Konten beschlagnahmt. Kurz bevor SA-Leute am 11. März das Bundeshaus des Reichsbanners in Magdeburg einnahmen, bat der Polizeipräsident telefonisch, das Haus zu räumen, die Polizei könne leider niemanden schützen. Ein SA-Zug hatte bereits zuvor den Oberbürgermeister aus dem Rathaus gezerrt und wollte ihn im Triumphzug zum Bundeshaus mitführen. Doch ein Polizeikommando befreite ihn aus den Fängen der SA und nahm ihn vorübergehend in Schutzhaft. Das Bundeshaus wurde mit Geschrei in „Horst-Wessel-

73 „SPD-Bürgermeister ermordet!", in: *IRZ*, 1933, Nr. 7; *RB* vom 11. 2. 1933; Hermann Hofmann, Vor 60 Jahren wurde Hermann Kasten ermordet, in: *VST* vom 4. 2. 1993.

74 Stadtarchiv Stendal, P II-7-20, und Joachim Kohlmann, Ernst Drong und Robert Dittmann. Kämpfer gegen den Faschismus, Stendal 1962, S. 1 ff.

75 Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Magdeburg, C 20 Ib, 2049 III; Stadtarchiv Schönebeck, N 2, B 1034; Archiv der sozialen Demokratie, Bonn, Bestand Emigration Sopade, Mappe 135.

76 Archiv der sozialen Demokratie, Bonn, Bestand Emigration Sopade, Allgemeine Korrespondenz, Mappen 48 und 86; a. a. O., Bestand PV-Emigration, Mappe 8; a. a. O., Nachlaß Franz Osterroth, Box 30, Nr. 76; anders als Karl Jänicke wurde der für den Tod eines SA-Mannes in Stendal verantwortlich gemachte Reichsbannermann Paul Stiegel „nur" zu vier Jahren Gefängnis verurteilt und später in das KZ Lichtenburg überführt.

Haus" umgetauft und zum Standquartier des SA-Sturms erklärt. Auf dem Dach wehte nun die Hakenkreuzfahne.

Eine besondere Perfidie lag in der Verwendung des Reichsbannerstadions „Neue Welt" als Schutzhaftlager. Hier fanden sich im Frühjahr und Sommer 1933 Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Reichsbannerleute aus Magdeburg und dem Umland wieder. Den minimalen Überlieferungen zufolge soll es während der meist kurzen Aufenthaltsfristen halbwegs „erträglich" zugegangen sein, da die Bewachung sich noch aus Stahlhelmern und Polizei zusammengesetzt hatte.[77] Exponierte Führungskräfte und bekannte Redner der „Eisernen Front" dagegen, die, wie Ernst Reuter und der frühere Bundessekretär des Reichsbanners Willi Karbaum, zuletzt Parteisekretär im Bezirk Magdeburg, ins KZ Lichtenburg gerieten, hatten schwere Mißhandlungen zu erleiden. Auch die in Magdeburg in Haft genommenen Rechtsanwälte Dr. Horst Baerensprung, Dr. Heinz Braun und Dr. Alfred Petzold, die beiden letzteren als Verteidiger in zahlreichen Reichsbannerprozessen mit der SA aneinandergeraten, hatten einiges auszustehen. Sie gingen sämtlich nach ihrer Freilassung ins Exil.[78] Ernst Reuter zögerte am längsten, hatte er doch seinen Parteigenossen in den letzten Versammlungen – ähnlich wie Kurt Schumacher in Stuttgart – versichert, auf jeden Fall im Lande bleiben zu wollen, die Masse der Parteimitglieder könne schließlich auch nicht emigrieren. Nach seinem ersten wie nach seinem zweiten Aufenthalt im KZ Lichtenburg beriet er mit illegal tätigen Parteigenossen die Frage „bleiben oder gehen". Während sie ihn beim ersten Mal wegen der moralischen Wirkung auf die Anhängerschaft baten zu bleiben, rieten sie ihm nach der zweiten Entlassung im September 1934 zu emigrieren. Allen war nun klar, daß das NS-Regime keine vorübergehende Erscheinung war, und an einem Märtyrer Reuter war niemandem gelegen.[79] Vorangegangen ins Exil waren 1933 bereits der Bundesführer Karl Höltermann, der langjährige SPD-Bezirksvorsitzende, Mitbegründer und Bundesvorstandsmitglied des Reichsbanners, Gustav Ferl und der Unterbezirkssekretär Ernst Schumacher. Redakteur Franz Osterroth hielt sich noch ein Jahr in Magdeburg, fertigte die illegale Zeitung „Junger Sozialismus", die in Magdeburg wie bei seinen Jungsozialistenfreunden im ganzen Reich zirkulierte, bis auch er sich nach einem Jahr absetzen mußte.[80] Andere verharrten im Milieuzusammenhalt, ohne illegal aktiv zu werden, wie der ebenfalls zu den Gründern und dem Bundesvorstand des Reichsbanners bis 1933 gehörende Walter Röber. Der Gauleiter des „Reichsbundes der Kriegsbeschädigten" wurde mehrfach verhaftet, verließ seine Heimatstadt Magdeburg aber erst 1940, um als

77 Der Sohn des Reichsbanner-„Generals" im Kreis Haldensleben, Karl Tramp, berichtete, sein Vater habe dort gleich einen Chor gegründet; Gespräche mit Manfred Tramp im August 1994.

78 Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, Bd. 1: Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben. Hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte, München und von der Research Foundation for Jewish Immigration, Inc., New York. Leitung und Bearbeitung: Werner Röder, München, und Herbert Strauß, New York, München, New York, London und Paris 1980 (künftig zitiert: Biographisches Handbuch), S. 600 (Ernst Reuter), S. 349 (Willi Karbaum), S. 32 (Dr. Horst Baerensprung), S. 87 (Dr. Heinz Braun); zu Dr. Alfred Petzold siehe Reuter, Schriften 2, S. 431 ff.

79 Gespräch mit Werner Bruschke am 19. 12. 1991 in Halle, der meinte, Ernst Reuter sei nach der zweiten Entlassung aus dem KZ Lichtenburg nur noch ein Schatten seiner selbst gewesen.

80 Zu Höltermann, Ferl und Schumacher siehe Biographisches Handbuch, S. 306 f., S. 171 und S. 674 f.; Franz Osterroth, a. a. O., S. 274 f.

Langzeitarbeitsloser in Berlin eine Stelle anzutreten.[81] Ähnlich erging es auch dem Magdeburger Gründungsmitglied Ernst Böhme. Ebenfalls schwerkriegsbeschädigt, war der Dezernent im Magdeburger Magistrat 1929 Oberbürgermeister von Braunschweig geworden. Für seinen energischen Einsatz gegen alle Übergriffe der Nazis vor 1933 mißhandelte ihn die SA schwer. Nur durch Fürsprache seiner Schwägerin, der prominenten Schauspielerin Roma Bahn, bei Goebbels kam er schließlich vorläufig frei und übersiedelte nach einjährigem Sanatoriumsaufenthalt nach Berlin, um dort sein Dasein außerhalb des unmittelbaren Machtbereichs der besonders rachsüchtigen Klagges-Regierung in Braunschweig zu fristen.[82]

Spektakulär gestalteten sich Verfolgung und Emigration des Ortskampfleiters der „Eisernen Front" und Chefredakteurs des „Volksblattes" für Anhalt, Gerhart Seger. Bereits am 12. März verhaftet und nach dreimonatiger Schutzhaft in das KZ Oranienburg überstellt, gelang ihm im Dezember eine aufsehenerregende Flucht aus dem KZ und über die tschechoslowakische Grenze ins rettende Exil. Sein Bericht „Oranienburg", bereits im Februar 1934 von der SPD-Verlagsanstalt Graphia Karlsbad herausgebracht, erschien in sieben Sprachen. Auf Vortragsreisen durch mehrere Länder sprach Seger über die Verhältnisse in Nazideutschland.[83] Wie er setzten auch die meisten anderen Reichsbanneraktivisten aus dem Gau Magdeburg-Anhalt ihren Kampf gegen den Nationalsozialismus vom Exil aus fort. Besonders gefährdet waren dabei die als Grenzsekretäre für den emigrierten Parteivorstand von Holland und Belgien aus operierenden Gustav Ferl und Ernst Schumacher.[84]

Während alle Genannten die Naziherrschaft überlebten, fiel ihr der Gauführer Ernst Wille zum Opfer. Bis 1933 rastlos in Mitteldeutschland als Redner unterwegs, erstaunlicherweise jedoch im Frühjahr 1933 nur zweimal kurzzeitig inhaftiert, geriet er mit anderen Sozialdemokraten und Kommunisten Magdeburgs bei Kriegsbeginn gemäß Erlaß des Chefs der Sicherheitspolizei vom 26. August 1939 in das KZ Buchenwald. Im April 1943 entlassen, sollte ihm erst jetzt der versuchte Anschlag auf Hitler zum Verhängnis werden. Seine Frau hatte die Geschichte einer Nachbarin erzählt, die als überzeugte Nationalsozialistin Ernst Wille denunzierte. Im einstigen Bundeshaus des Reichsbanners, nach 1933 als „Braunes Haus" Sitz der Gestapo, wurde Ernst Wille schwer mißhandelt und im März 1944 mit dem Vermerk „Rückkehr unerwünscht" in das KZ Neuengamme überstellt. Zwei Monate später war der sportliche Mann von robuster Konstitution tot.[85]

Das Bundeshaus wurde Anfang 1945 bei Luftangriffen zerstört. Eine Gedenktafel an dieser Stelle trägt die Inschrift: „Wir sind nicht zu bezwingen. Hier befand sich das

81 Bundesarchiv Potsdam, P/St 3, 342; verschiedene Artikel über den Stadtverordneten Walter Röber in Magdeburger Zeitungen vor wie nach 1933.

82 Stadtarchiv Braunschweig, H VIII, 417.

83 Biographisches Handbuch, S. 685 f.

84 Marlis Buchholz und Bernd Rother, Der Parteivorstand der SPD im Exil. Protokolle der Sopade 1933 bis 1940, Bonn 1995, passim.

85 Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Magdeburg, Bestand des SED-Bezirksarchives, V/3/05/107 und Rep. KMW 11190. Die DDR-Legende machte später aus ihm einen Befürworter der Parteieneinheit; siehe Klaus Kahmann, Ein bitterer Weg der Erkenntnis. Zum 90. Geburtstag des Widerstandskämpfers Ernst Wille, in: *VST* vom 20. 4. 1984.

Braune Haus – Folterhölle für Antifaschisten 1934–1945." Vom Sitz des Reichsbanners keine Rede. So verloren sich die Spuren dieser einst bedeutsamen Republikschutzorganisation, die wie alle mit der Sozialdemokratie im Zusammenhang stehenden Leistungen aus dem öffentlichen Gedächtnis verdrängt wurden. Eine Ausstellung zum 75. Gründungstag im Landtagsgebäude am Domplatz im Frühjahr 1999, die in den nächsten beiden Jahren u. a. auch in Berlin, Bonn, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Heidelberg und Potsdam zu sehen sein wird, versucht die Erinnerung zu beleben.

Österreicher und Deutsche im Spanischen Bürgerkrieg

Ein Zeitzeuge forscht nach

Von Hans Landauer

I.

Knapp ein Jahr vor dem 50. Jahrestag des Franco-Putsches beschloß das „Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes" (DÖW) die Herausgabe einer Publikation über den Spanischen Bürgerkrieg und die Rolle der Österreicher auf der republikanischen Seite. In diesem Zusammenhang stellte sich heraus, daß die vorhandenen Materialien – 36 Dossiers von österreichischen Spanienkämpfern – für eine umfassende, dem Anlaß gerecht werdende Veröffentlichung keineswegs reichten, sich also die Notwendigkeit weiterer Quellenerschließung im In- und Ausland ergab. Bei der Sichtung des zunächst verfügbaren Materials und der Literatur ließ sich feststellen, daß – zumindest im deutschen Sprachraum – nur wenig recherchiert, dafür jedoch um so mehr polemisiert worden war. Manchmal hatte ich das Gefühl, in einem anderen Krieg oder zumindest in einer anderen militärischen Einheit gewesen zu sein. Dies traf schon für die Zahlenangaben über österreichische und deutsche Freiwillige zu. Von Politikern nicht nur, sondern ebenso von Historikern wurden und werden sowohl in Österreich als auch in Deutschland falsche Zahlen kolportiert, die sich in seltener Einmütigkeit mündlich und schriftlich weitervererben. Bei ihrer Reduzierung auf ein wirklichkeitsnahes Maß kam es denn auch zu erheblichen Schwierigkeiten mit den damals amtierenden Verantwortlichen der österreichischen und deutschen Spanienkämpferorganisationen.

Meine erste österreichische Quelle war eine vom Spanienkämpfer Josef Gradl angelegte Liste. Sie umfaßte 1824 Namen, eine Zahl, die sich schon nach oberflächlicher Prüfung nicht aufrechterhalten ließ. Als Quellenbasis für die weitere Untersuchung erwiesen sich als von besonderer Wichtigkeit:

1. Das „Archiv der Republik" (Österreich) im Österreichischen Staatsarchiv. Alle Erhebungsergebnisse der österreichischen Polizeibehörden zum Thema „Österreichische Freiwillige und Spanien" waren bis zum März 1938 im Bestand „Generaldirektion für die öffentliche Sicherheit" archiviert. Unmittelbar nach dem Anschluß wurden sie von einer Spezialgruppe der Geheimen Staatspolizei gesichtet und ausgewertet. Die Erkenntnisse fanden Eingang in die „Blaue Kartei" der Gestapo. Diese Kartei befindet sich heute im Archiv der Kommunistischen Partei Österreichs.

2. Das „Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes" mit seinem Bestand „Tagesberichte der Gestapo-Leitstelle Wien". Sie verzeichnen zum einen jene österreichischen Spanienkämpfer, die 1940 entlang der deutsch-französischen Grenze in Arbeitskompanien – *prestataires* – eingesetzt waren und beim Vorstoß der Wehrmacht von der nachrückenden Sicherheitspolizei festgenommen wurden. Ferner scheinen in den Berichten die zum Jahreswechsel 1940/41 bei Hendaye von Spanien ausgelieferten und nach Wien verschafften Franco-Gefangenen auf.

3. Das Buch für Todeserklärungen beim Standesamt Wien-Innere-Stadt, die Abteilung für Zivilrechtssachen beim Landesgericht Wien und die analogen Abteilungen bei den verschiedenen Gerichten in ganz Österreich. Hier wurden Todesort und Todeszeit von 44 österreichischen Spanienkämpfern festgestellt.

4. Die Gedenkstätte Dachau. Im Konzentrationslager Dachau war der größte Teil der österreichischen und deutschen Spanienkämpfer inhaftiert – 382 Österreicher und 195 Deutsche. Weitere 77 österreichische Spanienkämpfer befanden sich in anderen deutschen Lagern. 84 der insgesamt 459 Häftlinge kamen in den Konzentrationslagern um, 13 davon als Opfer der *Aktion 14 f 13,* der Euthanasie.[1]

5. Bestände des deutschen Bundesarchivs: a) das ehemalige Zentrale Parteiarchiv der SED, jetzt in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), Berlin; b) Bestand Reichssicherheitshauptamt, jetzt Bundesarchiv, Berlin; in diesen Unterlagen sind Fahndungsersuchen und Verhaftungen registriert; auch ist ersichtlich, daß 1940/41 die Stapostelle Würzburg eine Schalt- und/oder Verteilerstelle für die in Frankreich verhafteten „Rotspanienkämpfer" war; c) Bestand NS-Justiz im Bundesarchiv-Zwischenarchiv, Außenstelle Dahlwitz-Hoppegarten, wo sich Akten über 424 „Rotspanienkämpfer" befinden, von denen 66 Österreicher waren. Diese Disproportion zeigt, daß wesentlich mehr deutsche als ehemalige österreichische Staatsangehörige in die Fänge der Justiz gerieten, was allerdings für die meisten von ihnen kein Nachteil gewesen ist.

6. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn. Aus den dortigen Akten geht hervor, daß bereits 1938 und 1939 – noch vor Ende des Bürgerkriegs – deutsche und österreichische Gefangene Francos aus der Gefangenschaft per Schiff nach Deutschland verbracht wurden. Die deutsche Kriegsmarine weigerte sich, einen solchen Transport durchzuführen.

7. Eine unsignierte Liste – datiert vom 10. 9. 1938 – aus Burgos, die 653 Interbrigadisten als Franco-Gefangene auswies. Von ihnen wurden 45 als Deutsche und 28 als Österreicher identifiziert.

8. Das Weißbuch aus dem Schweizerischen Sozialarchiv (Zürich) über Angehörige der Internationalen Brigaden, die sich in Franco-Gefangenschaft befanden. Hier waren 58 Deutsche und 23 Österreicher aufgeführt.

9. Das Archivo Histórico Nacional – Sección Guerra Civil – in Salamanca, in dem a) 11 709 Namen ehemaliger Angehöriger der internationalen Brigaden registriert sind und b) Listen der Comision Medical aus dem Zentralspital von Banicássin aufliegen. Aus den Medical-Listen geht hervor, daß im Sommer 1937 bereits mehr als 30 Prozent Spanier den Brigaden angehörten (1729 von 5359).

10. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU, jetzt: Russisches Zentrum für die Aufbewahrung und Erforschung von Dokumenten der neuesten Geschichte. Unter dem Titel „Statistische Angaben über die österreichischen Freiwilligen in Spanien"

1 Im Zuge des Euthanasieprogrammes wurde nicht nur „unwertes Leben" in diversen Heil- und Pflegeanstalten Deutschlands erfaßt und in den dazu eingerichteten Tötungsanstalten ermordet, sondern auch alle Konzentrationslager nach solchen Menschen abgesucht und in solchen Anstalten zu Tode gebracht. Vgl. Hans Landauer, Österreichische Spanienkämpfer in deutschen Konzentrationslagern, in: *Dachauer Hefte,* Nr. 8 (November 1992), S. 170–180.

liegen zwei numerische Aufstellungen vor, die von 1133 und 1210 Freiwilligen sprechen. Ergänzt werden diese Aufstellungen durch die im März 1940 von „Gustav" – sicherlich Gustav Szindá – erstellten Charakteristiken. Die Richtigkeit der numerischen Aufstellungen zu bezweifeln, sehe ich keinen Grund.

11. Nicht vergessen werden darf die wertvolle Hilfe verschiedener Lokalhistoriker, Gemeindefunktionäre und Repräsentanten antifaschistischer Organisationen in Spanien. Dies gilt vor allem für Örtlichkeiten – Städte und Märkte –, in denen sich Basen oder Spitäler der internationalen Brigaden befunden hatten. Überall findet man dort in den Registro Civiles Spuren ihres Aufenthalts, seien es nun Heirats- oder Sterbeurkunden. Für die beiden Städte Mataró und Benicássim sowie für Murcia und Vich gilt dies in besonderem Maße. Mataró ist sicherlich die einzige Stadt Spaniens, ja wohl der ganzen Welt, in der es gleich zwei Denkmäler zu Ehren der Interbrigadisten gibt. Im vorliegenden Zusammenhang wäre ein solches Faktum kaum erwähnenswert, wenn das hervorragend gestaltete Monument auf dem städtischen Friedhof nicht in Stein gemeißelt die Namen, das Todesalter und die Staatsangehörigkeit aller im städtischen Spital verstorbenen Interbrigadisten enthielte, wodurch das Denkmal die Qualität einer Primärquelle erhält.

II.

Im Längsschnitt betrachtet, ergibt sich vom Einsatz der Freiwilligen aus Österreich ein keineswegs gleichförmiges Bild. Die ersten von ihnen hielten sich bei Ausbruch der Kämpfe bereits in Spanien auf. Sie stellten sich, je nach politischer Überzeugung, den unverzüglich zur Aufstellung gelangenden Partei- und Gewerkschaftsmilizen zur Verfügung. Solche Österreicher gab es von der Biskaya bis hin nach Sevilla und Malaga. Zwei von ihnen – Gregor Starke und ein gewisser Mechter – fielen bereits beim Sturm auf die Atarazanas-Kaserne in Barcelona. Dr. Osias Sigal „zog mit einer der ersten Regierungs- und Arbeiterkolonnen von Barcelona in Richtung Aragon", hieß es in einem Bericht des Österreichischen Konsulats in Barcelona an das österreichische Außenministerium. Von den Freiwilligen der ersten Stunde wechselten nach Gründung der internationalen Brigaden, am 22. Oktober 1936, einige zu diesen über, andere indessen blieben bis Kriegsende beziehungsweise bis zum Rückzug der internationalen Freiwilligen im September 1938 in ihren aus den Milizen hervorgegangenen Einheiten der Volksarmee.

Schon in den letzten Juli- und frühen Augusttagen trafen dann die ersten Freiwilligen aus Österreich ein. Ich nenne sie immer die „Individualisten". Durch niemanden geworben, durch niemanden finanziell oder logistisch unterstützt, machten sie sich auf den Weg. Einige waren derart naiv, daß sie vor ihrer Ausreise aus Österreich bei den spanischen Vertretungsbehörden um ein Einreisevisum ansuchten. Diese meldeten, da sie meist Sympathisanten der Putschisten waren, den Vorgang sofort der österreichischen Polizei, die prompt reagierte. Die Antragsteller wurden umgehend verhaftet, die Vertretungsbehörden überwacht. Von den ersten Freiwilligen landeten einige in Asturien, andere in Katalonien, wo sich die meisten der Centuria Thälmann anschlossen. Erster Arzt der Centuria war der Österreicher Dr. Ernst Aman aus Wien. Zu ergänzen ist über die Freiwilligen in Asturien, daß die meisten von ihnen nach dem Fall Iruns über

Frankreich ebenfalls nach Katalonien kamen und zur Centuria Thälmann stießen. Mit dem Beginn der organisierten Herbeiführung von Freiwilligen aus der ganzen Welt – seit dem 22. Oktober 1936 – fand die „individuelle Phase" ihr Ende.

Zur Verstärkung des österreichischen Kontingents setzten nun zwei Hauptströme ein. Der eine kam aus der Sowjetunion, der andere aus Österreich selbst, wo die KPÖ beziehungsweise die Rote Hilfe einen Meldekopf für Freiwillige eingerichtet hatte. Aus der Sowjetunion trafen 1936 und 1937 insgesamt 170 Schutzbündler ein. Die meisten von ihnen waren bei den Kämpfen am 12. Februar 1934 in Wien, Linz und der Steiermark aktiv beteiligt gewesen. Es handelte sich also, wenn man so will, ausnahmslos um „Neokommunisten" oder „Austromarxisten". Alle politisch und militärisch relevanten Posten des im Mai 1937 gegründeten österreichischen Bataillons „12. Februar 1934" wurden von ihnen besetzt. In dieser für die österreichische Arbeiterbewegung so symbolischen Einheit gab es nicht einen einzigen Altkommunisten als Offizier oder Kommissar. Die wesentlich größere Gruppe kam jedoch aus der Heimat selbst, und zwar über den bereits erwähnten Meldekopf. Auch in Österreich galt der Grundsatz, daß man Antifaschist sein müsse, nicht aber unbedingt Mitglied der KPÖ – die bis 1934 ja nur eine „Minigruppe" gewesen war –, um auf diesem Wege nach Spanien zu kommen. Obwohl die Polizei den Meldekopf am 12. März 1937 aufdeckte und die meisten Organisatoren verhaftet wurden, funktionierte einen Monat später die Organisation mit neuen Leuten an der Spitze besser denn je.

Hatte man in Österreich nach einem gescheiterten Ausreiseversuch in das republikanische Spanien nur mit einer mehrmonatigen Polizeistrafe zu rechnen, so wurde in Deutschland ein solcher Versuch sofort mit der Einweisung in ein Konzentrationslager geahndet. An Beispielen für die österreichische wie auch für die deutsche Praxis fehlt es nicht. Aus der schärferen Überwachung und dem Grad des Terrors, der damals bereits in Deutschland herrschte, erklärt sich die Tatsache, daß mehr als achtzig Prozent der Österreicher aus der Heimat nach Spanien kamen, während es bei den deutschen Freiwilligen gerade umgekehrt war. Die Ironie des Schicksals – oder des Kaderdenkens – wollte es übrigens, daß gerade Freiwillige, die das Risiko der illegalen Ausreise aus Deutschland auf sich genommen hatten, vom „Abwehrdienst der KPD" besonders mißtrauisch, ja manchmal ohne zureichenden Grund als „vom Feind geschickte Spione" behandelt wurden.

In der Sowjetunion wurde der erste personelle Nachschub im Herbst 1936 rekrutiert. Unmittelbar von der Werkbank kommend, verließen die ersten Freiwilligen Ende Oktober Moskau. Neben Österreichern und Deutschen waren auch andere Nationalitäten vertreten, nicht jedoch österreichische Freiwillige aus Leningrad und Charkow, wo ebenfalls größere Gruppen von Schutzbündlern lebten. Diese durchliefen, bevor sie nach Spanien „abkommandiert" wurden, wie der offizielle Terminus lautete, in den Städten Rjasan, Gorki und Tambow zunächst eine mehrwöchige militärische Ausbildung für Infanterie-, Panzer- und Pionieroffiziere. Im Frühjahr 1937 wurden die Angehörigen dieser Gruppe, inzwischen zu Leutnanten befördert, nach Spanien in Marsch gesetzt. Später verfolgte die Ausbildung bescheidenere Ziele: bei ihrer Ankunft in Spanien wurden die Freiwilligen den jeweiligen Einheiten als einfache Soldaten zugeteilt. Generell läßt sich sagen, daß mit Ausnahme der Marine in allen Waffengattungen Österreicher

vertreten waren. Soweit sie aus der Sowjetunion kamen, wurden sie im Jargon der internationalen Brigaden und auch in ihrem offiziellen Schriftverkehr Mexikaner genannt.

Zwei weitere Gruppen verdienen es, hervorgehoben zu werden: die der österreichischen Ärztinnen und Ärzte sowie die der Frauen im allgemeinen. Nach einem Bericht des Chefs des Internationalen Sanitätsdienstes nahmen die Österreicher unter den Medizinern aus 27 Nationen hinter Polen, Deutschen, US-Amerikanern und Jugoslawen der Zahl nach den fünften Rang ein. Daß sich in dieser Gruppe die meisten Frauen und Ehepaare befanden, scheint plausibel. Außerhalb des medizinischen Spektrums erwähnenswert sind Ilse Kulcsar-Barea, tätig in der Zensurstelle Madrid, und Sofia Mach, die als Russisch-Spanisch-Dolmetscherin ins Land gekommen war. Bei der Schlacht um Brunete geriet sie in Gefangenschaft, wurde durch ein Militärgericht zum Tode verurteilt, dann aber zu lebenslanger Haft begnadigt.

III.

Nach der Demobilisierung der Interbrigaden kehrten jene Freiwilligen, denen die Rückkehr in die Heimat möglich war, in ihre Herkunftsländer zurück. Der Rest, in der Hauptsache Deutsche, Polen, Italiener, Tschechen und Österreicher, saß in Spanien fest, da Frankreich seine Grenzen zur Spanischen Republik geschlossen hatte. Als Franco zu Weihnachten 1938 seine Offensive gegen Katalonien begann und die republikanische Front in wenigen Tagen zusammenbrach, saß dieser Teil der demobilisierten Freiwilligen in der Falle. Am 22. Jänner 1939, kurz vor dem Fall Barcelonas, riefen die ehemaligen Organisatoren und Verantwortlichen der internationalen Brigaden, André Marty und Luigi Gallo (Longo), noch einmal zur Verteidigung der Republik auf. In einem Brief vom 25. Jänner an Oberst Modesto, den Chef des Ebroheeres, hatten sie diesem berichtet, daß in La Garriga etwa 2600 Internationale konzentriert und ihm als Soldaten zur Verfügung stehen würden. Aufgeschlüsselt nach Nationen, handelte es sich um 450 Angehörige von Balkanvölkern, 100 Tschechen, 140 Italiener, 116 Lateinamerikaner, 880 Polen und 888 Deutsche. Seinerzeit schon schrieb ich dazu, daß die Neuaufstellung jenem „Wunschdenken" entsprochen habe, „das zu allen Zeiten und in allen Armeen der Welt Generalstäbler befähigt, im Schatten der drohenden Niederlage mit nichtexistierenden Einheiten einem Optimismus zu huldigen".[2]

Von den gemeldeten Deutschen – richtiger müßte es „Deutschsprachigen" heißen, denn bei mindestens der Hälfte handelte es sich um Österreicher – standen sämtliche Offiziere und Politkommissare unter „Kaderschutz".[3] Dieser begünstigte Personenkreis marschierte, ohne durch kriegerische Handlungen beeinträchtigt zu werden, mit Koffer und Köfferchen zur Grenze nach Frankreich und überschritt sie bei Le Perthús. In der

2 Hans Landauer, La Bisbal und der „Zweite Einsatz", in: Jahrbuch 1986 des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes, Wien [1986], S. 86–103; hier S. 91.

3 Unter Kaderschutz verstanden die verantwortlichen Parteivertreter (KPD und SPD sowie KPÖ und RSÖ – Revolutionäre Sozialisten Österreichs) die Herausnahme der Personen aus den Fronteinheiten, die sie für besonders schützenswert hielten, um sie für spätere, wichtige Aufgaben einsetzen zu können. Vgl. Hans Landauer, La Bisbal und der „Zweite Einsatz", a. a. O., S. 90.

Zahl 888 waren auch noch 332 „Inútiles", also Untaugliche, enthalten. Tatsächlich nahmen von den avisierten „Deutschen" denn auch nur 205 Deutsche und 275 Österreicher teil. Nicht einer der in dem Brief erwähnten Artillerie- und Flakspezialisten konnte seine Fähigkeiten beim „Zweiten Einsatz" unter Beweis stellen, denn Geschütze waren keine vorhanden, ja selbst Maschinengewehre gab es vorerst nicht, die erhielten wir erst nach dem Fall Barcelonas. Den Infanteriegewehren, die wir einen Tag vorher bekamen, fehlten die Riemen – sie mußten durch eine Schnur ersetzt werden. Zum Glück gestaltete sich der „Zweite Einsatz" zu einer Art Räuber-und-Gendarm-Spiel, bei dem es nur sporadisch zu Feindberührungen kam.

Unerfindlich bleibt, wie ein Historiker zu dem Ergebnis gelangen konnte, daß „der Zweite Einsatz, bezogen auf die Zahl der daran beteiligten Ausländer, mehr Verluste gefordert" habe „als der ganze Einsatz der Freiwilligen zuvor" und die „XI. Brigade [...] sogar noch einen beträchtlichen Teil ihrer alten Stärke" erreicht habe.[4] Wir Österreicher hatten einen einzigen Toten: Gottfried Schweiger. Von den Deutschen fielen Ernst Blank (Karl Thoma) und Jean Jager bei Granollers, und Werner Hermlin ertrank einige Tage später bei Verges im Rio Ter. Nicht unerwähnt bleiben darf auch jener Teil der Deutschen und Österreicher, der es ablehnte, am „Zweiten Einsatz" teilzunehmen. Die Pro- und Kontrastimmen gingen hier quer durch die politischen Gruppierungen beider Länder: KPD und SPD einerseits, KPÖ und RS – Revolutionäre Sozialisten – andererseits. Mitglieder der KPD und der KPÖ, die sich weigerten, am „Zweiten Einsatz" teilzunehmen, wurden noch im Lager Saint Cyprien ebenso wie diejenigen Österreicher aus der Partei ausgeschlossen, die während des Einsatzes die Front verließen. Dies hatte am 5. Februar 1939 der größere Teil des österreichischen Bataillons in der Nähe von Verges getan. Nur 47 Angehörige des Bataillons blieben unter dem Kommando von Capitán Laurenz Hiebl bis zum 9. Februar 1939 an der Front, die keine mehr war, und überschritten dann bei Port Bou, wo sie von André Marty empfangen wurden, bei Einbruch der Dunkelheit die Grenze.[5]

Nun zum Schicksal derer, die nach Kriegsende wieder – oder als Schwerkriegsbeschädigte erstmals – in die Sowjetunion einreisen durften. Dies geschah in mehreren Gruppen. Die Gruppe der „Kader" – 13 Mann – hatte Spanien bereits kurz vor dem Ende der Kampfhandlungen in Katalonien verlassen, ohne die französischen Grenzkontrollen zu passieren, und sich illegal nach Paris begeben. Über Le Havre erreichte sie am 1. Mai 1939 Leningrad. Zwei Gruppen, 24 und 34 Mann, wurden durch den in Perpignan residierenden sowjetischen Konsul aus den Internierungslagern Argelès sur Mer und Saint Cyprien herausgeholt. Sie trafen bereits vor den Kadern am 8. und 14. April in der Sowjetunion ein. Unter ihnen befanden sich neun Schwerkriegsbeschädigte, die vorher nicht in der Sowjetunion gewesen waren. Als vierte und letzte Gruppe folgten ihnen am 15. Juli, aus dem Lager Gurs kommend, fünfzehn weitere Invaliden. Lediglich zwei davon waren aus der Sowjetunion nach Spanien gekommen und hatten dort einen Offiziersrang bekleidet. Auf sie trifft mitnichten eine Charakteristik zu, die sie als Agenten der GPU und der SIM,

4 Patrick von zur Mühlen, Spanien war ihre Hoffnung. Die deutsche Linke im Spanischen Bürgerkrieg 1936–1939 (= Dietz Taschenbuch, Bd. 12), Berlin und Bonn 1985, S. 237.

5 Siehe Hans Landauer, La Bisbal und der „Zweite Einsatz", a. a. O., S. 99.

als Kommissare und anderen „Dreck" diffamiert.[6] Kein einziger der Österreicher hatte in Spanien eine dieser Funktionen ausgeübt, ja es waren nicht einmal alle Mitglieder der KPÖ.

Die Welle des stalinistischen Terrors machte auch vor diesen Rußlandfahrern nicht halt. Wie dokumentarisch belegt ist, starb einer aus der Invalidengruppe, Josef Frank, nach seiner Verurteilung als „deutscher Spion" in einem Lager. Als Lagerhäftlinge werden in sowjetischen Dokumenten auch Emil Jork und Anton Festl genannt. Elf weitere – aus den beiden Gruppen der Kader und der Invaliden – starben als Kundschafter der Roten Armee oder als KPÖ-Beauftragte, die zur Parteiarbeit illegal nach Österreich zurückgekehrt waren. Vier von ihnen erreichten nicht einmal ihr Einsatzgebiet. Sie starben bei Flugzeugabstürzen, teils in der Sowjetunion, teils über Deutschland in einer Maschine der Royal Air Force (RAF), da die ersten Fallschirmagenten mit der Zielbestimmung Österreich den Umweg über England machen mußten. Hierzu gab es ein Abkommen zwischen dem sowjetischen Geheimdienst und dem britischen MI 5, der die Aufgabe übernahm, die Agenten mit Flugzeugen der RAF über Österreich abzusetzen. Eine dieser Gruppen – vier Personen, darunter eine Frau und zwei Spanienkämpfer – wollte ihre Mission wegen der schlechten Vorbereitung nicht durchführen und in England bleiben. Dies lehnte die britische Seite ab, und die Gruppe wurde über Kanada nach Wladiwostok zwangsrepatriiert. Bei der anschließenden Untersuchung verübte einer der österreichischen Spanienkämpfer, Anton Barak, Selbstmord. Die drei anderen Gruppenmitglieder wurden zu je 25 Jahren Lagerhaft verurteilt, von denen sie zwölf Jahre verbüßten. Aus dem Kreis der Invaliden starb einer an Typhus, ein anderer beim Hantieren mit Sprengstoff. Zwei weitere österreichische Spanienkämpfer, Josef Goldberger und Franz Zivny, wurden in Charkow nach Einnahme der Stadt durch deutsche Truppen von Angehörigen einer Einsatzgruppe der Sicherheitspolizei erschossen.

Es gab aber auch österreichische Spanienkämpfer, die in der britischen Armee oder der US Army kämpften und starben. Der Tiroler Sozialist Hubert Mayr fiel als Leutnant Jean Georgean kurz vor Kriegsende bei einer Fallschirmaktion in seiner engeren Heimat. Sigmund Kanagur, Josef Kraxner und Franz Marx wurden in den letzten Kriegswochen als Angehörige des 2677sten Regiments OSS im Dreiländereck Österreich-Italien-Jugoslawien als Funkaufklärungstrupp mit dem Fallschirm abgesetzt. Sie konnten ihre Mission ohne Verluste erfolgreich abschließen. Instruktor bei diesem Unternehmen war Milton Wolf, US-amerikanischer Spanienkämpfer und letzter Kommandant des Lincoln-Bataillons der 15. Internationalen Brigade. Auch die deutschen Spanienkämpfer leisteten ihren Beitrag zur Niederwerfung des Faschismus. Teils kehrten sie mit dem Fallschirm aus der Sowjetunion nach Deutschland zurück, teils kamen sie aus westeuropäischen Ländern. Von den bekanntgewordenen deutschen Fallschirmagenten waren

6 Nachlaß Helmut Klose, S. 81 und S. 82. Laut Dieter Nelles (Die Unabhängige Antifaschistische Gruppe – 9. Kompanie im Lager Gurs. Zur gruppenspezifischen Interaktion nach dem Spanischen Bürgerkrieg, in: Das „andere Deutschland" im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Beiträge zur politischen Überwindung der nationalsozialistischen Diktatur im Exil und im Dritten Reich. Hrsg. von Helga Grebing und Christl Wickert [= Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung; Schriftenreihe A: Darstellungen, Bd. 6], Essen 1994, S. 56–85) soll Kloses Nachlaß dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam, übergeben werden. Information vom 30. 4. 1993 [nach Dieter Nelles zur Zeit noch in Privatbesitz; d. Red.].

neben Franz Karl Berger, Willi Börner, Wilhelm Fellendorf, Walter Gersmann, Ferdinand Greiner und Albert Hößler auch Bruno Kühn, Erwin Panndorf, Vinzent Poremka, Heinrich Roßkamp, Wilhelm Trapp, Georg Thiele und Franz Zieläsko Mitglieder der Interbrigaden in Spanien gewesen.[7]

Die meisten der aus den westeuropäischen Ländern als Fremdarbeiter nach Deutschland eingeschleusten Antifaschisten – sowohl Österreicher als auch Deutsche – wurden enttarnt, vor Gericht gestellt, soweit sie „Arier" waren, und in den meisten Fällen zum Tode verurteilt. Auf die Juden unter ihnen wurde der § 1 der 13. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 1. Juli 1943 angewendet, in dem es hieß: „Strafbare Handlungen von Juden werden durch die Polizei geahndet." Diese Verordnung bildete die Grundlage zur Einweisung von Ing. Walter Greif, Ludwig Beer, Franz Storkan, Gustav Peply und René Hajek in ein Konzentrationslager, in dem sie sofort oder nach Eintreffen des Exekutionsbefehls ermordet wurden. Nur zwei der eingeschleusten österreichischen Spanienkämpfer überlebten: Josef Gradl und Josef Meisel. Gradl gelang die Flucht aus dem Gestapogefängnis Pettau, Meisel die Flucht aus Auschwitz.

IV.

Zu beantworten wäre noch die Frage nach der tatsächlichen Stärke des deutschen und des österreichischen Freiwilligenkontingents. Um bisherige Zahlenangaben zu rechtfertigen, wird vor allem im Zusammenhang mit den Archiven der ehemaligen Sowjetunion und anderer Länder des „realen Sozialismus" immer wieder die unsichere Quellenlage geltend gemacht. Hiervon kann inzwischen nur noch sehr bedingt die Rede sein. Numerische Listen der österreichischen ebenso wie der deutschen Freiwilligen wurden seinerzeit von den jeweiligen Kaderbüros erstellt und nach Moskau geschickt. Beide Listen sind nach dem gleichen Schema angelegt, was insofern nicht verwunderlich ist, als es bis Mai 1937 ein gemeinsames Kaderbüro für Deutsche, Österreicher, Schweizer, Holländer, Dänen und Norweger gab. Die Gesamtzahl der Freiwilligen dieser Länder belief sich auf 5000 – aus meiner Sicht eine Erklärung für die unrealistische Zahlenangabe von 5000 Deutschen. Die Liste der Deutschen ist auch im Bestand des Zentralen Parteiarchivs der SED überliefert. Sie spricht von insgesamt 2318 deutschen Freiwilligen. Auf dem Deckblatt des Dokuments heißt es: „Diese statistischen Angaben beziehen sich auf alle Deutsche, die in der Republikanischen Armee dienten, selbstverständlich einschließlich der Interbrigaden." Die Zahl der Österreicher ebenso wie die der Deutschen wird durch die im Jahre 1940 von „Gustav" erstellten Charakteristiken mehr oder weniger bestätigt. Bei den Deutschen erstrecken sich die Angaben von Nummer 1 bis 2267, von Robert Aaquist bis Hanne Zweig. Mit Leo Wurzel erreichen die Charakteristika der Österreicher die Nummer 1162. Im einen wie im anderen Fall korrespondieren die Angaben mit den Zahlen des Kaderbüros.

7 Beatrix Herlemann, Auf verlorenem Posten. Kommunistischer Widerstand im Zweiten Weltkrieg. Die Knöchelorganisation (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 15), Bonn 1986, S. 77.

Abschließend ist, soweit die Quellenlage es gegenwärtig erlaubt, auf den Blutzoll einzugehen, den die Freiwilligen entrichtet haben. Von den Österreichern sind demnach 259 in Spaniens Erde geblieben. Bei etwa neunzig Prozent wissen wir auch, wann, wo und wie sie starben. Einer von ihnen – Kurt Landau – ist ohne Zweifel Opfer des sowjetischen Geheimdienstes geworden. Schwieriger verhält es sich bei den deutschen Toten. Die immer wieder genannte Zahl 3000 gehört zweifellos ins Reich der Phantasie, wären das doch selbst bei der weit überhöhten Gesamtzahl von 5000 ganze sechzig Prozent. Demgegenüber enthält die letzte, am 30. Oktober 1989 aus dem Nachlaßbestand der DDR-Spanienkämpferorganisation erstellte Totenliste 663 Namen gefallener beziehungsweise umgekommener deutscher Interbrigadisten. Unter Punkt 3 des Index heißt es dort: „Der Liste zugrunde liegen folgende Materialien/Dokumente[:] a) die Totenliste des IML[;] b) die Kartei der Sektion Spanienkämpfer[;] c) die uns im Zusammenhang mit der Broschüre zugegangenen Unterlagen/Aufstellungen der Bezirkskomitees, Traditionskommissionen und VdN-Bezirksdienststellen." In der Liste wird eigens darauf hingewiesen, daß es sich bei diesen Toten entweder um solche handelt, die in Spanien gefallen, in faschistischen Konzentrationslagern ermordet worden oder im Kampf gegen den Faschismus – wo auch immer – umgekommen sind. Die Analyse hat jetzt ergeben, daß bei mindestens 115 der Genannten der Tod nicht in Spanien eingetreten ist. So wird man nach dem derzeitigen Stand also von 548 in Spanien verstorbenen deutschen Freiwilligen ausgehen müssen. Entgegen der Darstellung im Totenbuch ist hervorzuheben, daß zumindest drei der dort Genannten keineswegs durch „Feindeshand" ums Leben kamen. Einer, der als „Ende Dezember 1936 im Sektor Teruel vermißt" aufgeführt wird, wurde nachweislich – Tagesbefehl – wegen mehrfacher Desertion Ende 1937 in der Nähe von Torralba erschossen. Ein weiterer wurde als Kompanieführer bei Batea wegen Verlassens der Stellung exekutiert, ein dritter wegen Spionage.

Desertation, Feigheit vor dem Feind, blinder Argwohn und tatsächliche Spionage – die kurze Geschichte der internationalen Brigaden weist viele Facetten auf. Doch nicht die seltene Ausnahme einiger negativer Züge bestimmt das Bild. Prägend geworden und mahnend geblieben ist der Regelfall dieser Freiwilligentruppe: ihre Bereitschaft, für die Zukunft der Republik mit ihrem Leben einzustehen. Wie von ihren Opfern so auch für ihr Wollen legen die Denkmäler von Mataró und anderenorts ein steinern-beredtes Zeugnis ab.

Das gute Gewissen des Sozialismus?

Karl Kautsky in der wissenschaftlichen Literatur der letzten zehn Jahre*

Von Till Schelz-Brandenburg

Die Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung, in Sonderheit zu ihrer Theorie und Ideologie, hat in den letzten 25 Jahren zumindest in der Bundesrepublik eine sprunghafte Karriere hinter sich: Im Gefolge der Studentenbewegung und deren Wiederentdeckung von Marx sowie ziemlich aller Spielarten von Marxismus und Materialismus erlebte sie Anfang der siebziger Jahre einen wahren Boom. Ein gesamtes Marktsegment von Zeitschriften widmete sich der marxistischen Interpretation von Marx, der Entlarvung des Konkurrenten als Revisionisten – und manchmal auch der Wirklichkeit. Die Feuilletons großer, auch großbürgerlicher Zeitungen nahmen nicht nur die Publikationen zu diesem Thema wahr, sondern diskutierten eifrig die Gebrauchs- und die Tauschwertseite von Kunst und Kultur. Und die Universitäten begannen mit der Einrichtung von einschlägigen Lehrstühlen.

Heute, nicht einmal eine Generation später, ist von alledem kaum noch etwas zu entdecken außer jenem Lehrpersonal, das sich zu großen Teilen seiner Vergangenheit, der es immerhin die jetzige Reproduktion auf doch recht erweiterter Stufe verdankt, zu schämen scheint. Die Entwicklungen in der Sowjetunion, in Jugoslawien, China, Vietnam, Kuba etc. haben in der Historiographie, aber auch in den Kultur- und Literaturwissenschaften die Reaktion von enttäuschten Liebhabern zur Folge gehabt. Man wandte sich von der Geliebten, die die eigene Eitelkeit zu befriedigen nicht mehr in der Lage war, vorwurfsvoll ab und ergab sich raffinierteren Beziehungen. So erleben wir die eigentümliche Situation, daß die ehemals eifrigen Vertreter – und Publizisten – der Geschichte des Sozialismus diese Leidenschaft zur Jugendsünde erklären. Diese Haltung wird oft damit begründet, daß die Arbeiterbewegung und der Sozialismus am Ende seien – eine für Historiker erstaunliche Kausalverbindung, die natürlich die Legitimität von historischer Forschung überhaupt in Frage stellt, aber gleichzeitig darauf hinweist, daß die einstige üppige Blüte genau dem Motiv geschuldet ist, das diese heute so verdorrt

* Sammelrezension von:
KOTH, Harald: **„Meine Zeit wird wieder kommen …". Das Leben des Karl Kautsky.** – Berlin: Dietz Verlag 1993. 280 S.
HÄUPEL, Beate: **Karl Kautsky. Seine Auffassungen zur politischen Demokratie. Eine ideengeschichtliche Betrachtung unter besonderer Berücksichtigung seines Modells der politischen Institutionen** (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 31: Politikwissenschaft, Bd. 238). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Verlag Peter Lang 1993. 220 S.
DONALD, Moira: **Marxism and Revolution. Karl Kautsky and the Russian Marxists, 1900–1924.** – New Haven and London: Yale University Press 1993. 324 S.
GEYER, Dietrich: **Kautskys Russisches Dossier. Deutsche Sozialdemokraten als Treuhänder des russischen Parteivermögens 1910–1915** (= Quellen und Studien zur Sozialgeschichte, Bd. 2). – Frankfurt a. M. und New York: Campus 1981. XXI, 688 S.
KAUTSKY, John H.: **Marxism and Leninism, Not Marxism-Leninism. An Essay in the Sociology of Knowledge** (= Contributions in Political Science, Bd. 335). – Westport, Connecticut and London: Greenwood Press 1994. XV, 141 S.

erscheinen läßt: damals wie heute wurde der Mode gefolgt. Wenn die Neuausschreibung des ersten bundesrepublikanischen Lehrstuhls für die Geschichte der Arbeiterbewegung an der Universität Bremen jenen Begriff in den verquast-inhaltsleeren Ausdruck der „Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts" auflöst, dann dokumentiert das eindrücklich die Entwicklung dieses Forschungsgegenstands vom Hit zu einer randständigen Disziplin.

Nun hat es Moden in der Historiographie neuerer Zeit immer gegeben – und die Steuerungs- und Lenkungsfunktion nicht zuletzt der Drittmittelgeber sind dabei nicht zu unterschätzen. Häufig genug werden damit ja nicht bestehende Forschungsschwerpunkte gefördert, sondern erst auf ihre Antragsfähigkeit hin kreiert. Das Spezifische und Eigentümliche im Fall der Geschichte der Arbeiterbewegung und des Sozialismus ist aber, daß die Abwendung von diesem Gebiet mit einer angeblich dem Gegenstand inhärenten „überholten" Methodik bzw. gleich mit der Behauptung begründet wird, hier sei alles erforscht. Auf eine solche Idee sind bis heute nicht einmal die Bismarckspezialisten für ihr Gebiet gekommen. Doch verweisen solche Begründungen auf das ideologische Verhältnis vieler Wissenschaftler eben nicht nur in der DDR zu ihrem Exgegenstand – sie waren oft Beteiligte jener interpretatorischen Schlachten, in denen es um die Meinungsführerschaft in aktuellen politischen Auseinandersetzungen ging, vor allem aber um die historische Legitimation, Erbe der Traditionen der Arbeiterbewegung zu sein. Daher bestimmte häufig nicht die neugierige Frage, sondern ein ideologischer Auftrag die Forschungsarbeiten, und es dürften sich nur wenige von Engels' Lob für Kautskys Untersuchung über die Bergarbeiter in Thüringen[1] angesprochen fühlen, es handele sich hierbei um „die entscheidenden Punkte erschöpfendes Studium, nicht [...] auf Bestätigung einer vorgefaßten Meinung gerichtet".[2]

Genau hier aber liegt auch die heutige große Chance, die Arbeiterbewegung tatsächlich wissenschaftlich zu erforschen. Die Zwänge zur Legitimation existieren nicht mehr, so daß nunmehr die Gelegenheit gegeben ist, die Geschichte der Arbeiterbewegung und des Sozialismus als Forschungsgegenstand und nicht als affirmativ hoch aufgeladenes politisch-ideologisches Exerzierfeld anzusehen. Die Wissenschaft von der Geschichte beginnt eben erst jenseits der Moden.

So lassen sich jetzt zentrale Fragen wie die nach Kohärenz, Prägekraft und Vorbildfunktion der ersten säkularen gesellschaftlichen Großorganisationen der Neuzeit, der sozialdemokratischen Parteien und Gewerkschaften nämlich, ganz anders stellen und erforschen. Und ganz sicher gehört auch die Beurteilung herausragender Persönlichkeiten dieser Organisationen zu jenen Themen, die zu bearbeiten sind.

Eine Beschäftigung mit Karl Kautsky geschah allerdings schon immer zum Teil im Windschatten jener ideologischen Kämpfe. Denn das Eigentümliche – und nebenbei bis heute letztendlich nicht Aufgeklärte – des Wirkens und der Wirksamkeit dieser außerordentlichen Persönlichkeit der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung besteht gerade in dem fast übergangslosen Wechsel von überragender Bedeutung zur

1 Karl Kautsky, Die Bergarbeiter und der Bauernkrieg, vornehmlich in Thüringen, in: *Die Neue Zeit*, Jg. 7 (1889), S. 289–297, S. 337–350, S. 410–417, S. 443–453 und S. 507–515.

2 Friedrich Engels an Karl Kautsky, 15. 9. 1889, in: Karl Marx und Friedrich Engels, Werke, Bd. 37, Berlin 1967, S. 274.

Marginalität, oder anders gesagt: Erst beriefen sich alle auf ihn, dann keiner mehr – mit Ausnahme Lenins und der russischen Kommunisten, die ihn nimmermüde für alle Niederlagen der Arbeiterbewegung verantwortlich machten. So taugte Kautsky weder für die Sozialdemokratie der Weimarer Republik als „Kirchenvater", dafür nahm er Marx zu ernst, noch für den Austromarxismus, dazu kritisierte er zu prinzipienfest die Negation der Demokratie in der russischen Revolution, noch für die Kommunisten, dafür war er zum eben Genannten noch von Lenin zum Inbegriff des Verräters, des Renegaten erklärt worden. Unbehelligt von der Phase der Renaissance des Marxismus unter den westlichen Intellektuellen im Zuge der Studentenbewegung, konnte er als einer der ersten zum Gegenstand wissenschaftlichen Interesses werden, was dann insbesondere durch die Bemühungen Hans-Josef Steinbergs auch geschah.[3]

In den letzten zehn Jahren[4] hat sich dieses Interesse differenziert. Unter dem Eindruck des Untergangs der staatssozialistischen Gesellschaftssysteme wurde die Beschäftigung mit Kautsky eigentlich aktuell, wobei jetzt Lenins Verdikt als Beweis guten Leumunds galt. Diesen Motiven sind überwiegend die Wiederauflagen von Kautskys Schriften, oft in Synopse mit denen seiner Kontrahenten Lenin und Trotzki, zu verdanken, wie sie etwa Hans-Jürgen Mende veranstaltete, der noch kurz vor der Wende im gängigen Marxismus-Leninismus-Stil auf Kautsky eingedroschen hatte.[5]

Die Biographie des Leipziger Historikers Harald Koth[6] vermeidet selbstverständlich solche Voreingenommenheiten, setzt sich aber leider auch damit überhaupt nicht auseinander. Für Koth gibt es keine Literatur über Kautsky. Dieses Verfahren mag bei einer großangelegten, minutiös berichtenden Biographie zulässig sein, um den Fluß der Darstellung nicht zu unterbrechen, doch angesichts des mit 280 Seiten vergleichsweise schmalen Werks und der Tatsache, daß der Autor seine akademischen Weihen in der DDR erhielt und dort mit Kautsky bis zum Schluß wenig zimperlich verfahren wurde, hätte man sich etwas mehr Reflexion gewünscht. Leider wird der Verzicht auf Auseinandersetzung mit der Literatur nicht aufgewogen durch neue Erkenntnisse. Die Quellen, die Koth anführt, sind zumeist bereits publiziert – ich selbst hatte bei einer Reihe von Briefzitaten ausgesprochene Déjà-vu-Erlebnisse –, sie werden auch nicht unter neuen Gesichtspunkten interpretiert, im Gegenteil, das Chronologisch-Narrative bleibt einziges Strukturelement, wobei Koth regelmäßig da, wo es spannend wird und zum Teil durchaus fruchtbare Kontroversen in der Forschung existieren, schlicht kapituliert: „Ob

3 Die Kautsky-Forschung verdankt Steinberg zwei entscheidende Impulse: sein mehrfach aufgelegtes Werk „Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie" sowie die Initiative zum ersten wissenschaftlichen Kongreß über Kautsky 1988, der anläßlich des 50. Todestages unter Steinbergs Leitung in Bremen stattfand. Vgl. Marxismus und Demokratie. Karl Kautskys Bedeutung in der sozialistischen Arbeiterbewegung. Hrsg. von Jürger Rojahn, Till Schelz und Hans-Josef Steinberg, Frankfurt a. M. und New York 1992.

4 Zur Literatur bis 1988 siehe den ausgezeichneten Überblick von Ursula Ratz, Perspektiven über Karl Kautsky. Neuerscheinungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung anläßlich des 50. Todestages des „Chefideologen", in: *Neue Politische Literatur*, Jg. 33/1 (1988), S. 7–24.

5 Siehe: Hans-Jürgen Mende, Karl Kautsky – vom Marxisten zum Opportunisten, Berlin [DDR] 1985; Bibliothek „Soziales Denken des 19. und 20. Jahrhunderts", Bde. 1–2 (Kautsky, Lenin, Trotzki). Hrsg. von Hans-Jürgen Mende, Berlin 1990.

6 Die Wahl des Titelzitats ist im übrigen wenig originell, beginnt doch genau damit der einleitende Aufsatz von Hans-Josef Steinberg, Kautskys Stellung in der Geschichte der sozialistischen Arbeiterbewegung und seine Bedeutung für die Gegenwart, in: Marxismus und Demokratie, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 17.

sich die beiden abgesprochen hatten?" (S. 85), heißt es zur Premiere Kautsky als Antirevisionist in Stuttgart 1898, als er unmittelbar nach Bebel das Wort ergriff. „Machte sich die Luxemburg [‚die Luxemburg' ist nebenbei Koths weder akademische noch galante Standardbezeichnung] über den Ehemann von Luise Kautsky – zu ihr fühlte sie sich am stärksten hingezogen – lustig?" (S. 93) Anläßlich seines im „Vorwärts" und der Wiener „Arbeiterzeitung" veröffentlichten Dankschreibens für die Glückwünsche zu seinem 50. Geburtstag 1904 heißt es: „Hatte er hier schon die sich ankündigenden revolutionären Ereignisse in Rußland vor Augen?" (S. 107) Als Kautsky während der Auseinandersetzungen um seine Broschüre „Der Weg zur Macht" sich bereit erklärte, für die Publikation auch eine Haftstrafe hinzunehmen, fragt Koth: „Ob der noch nicht völlig überwundene Konflikt mit Luise den ansonsten übervorsichtigen Kautsky zu dieser mutigen Äußerung hinriß?" (S. 130) Und zum über Erschöpfung klagenden Kautsky von 1911 stellt Koth (sich? uns? Freud?) die Frage: „Ob die seit seiner Jugend zu verzeichnenden Grübeleien sich zu einer Neurose entwickelt hatten?" (S. 148) So viele Fragen, aber keine Antworten. Berücksichtigt man ferner, daß auch 1993 der Autor Begriffe wie Opportunismus und Zentrismus ohne jede Auseinandersetzung über ihren analytischen Gehalt benutzt, so erfüllt das Buch Harald Koths nur sehr oberflächlich den im Titel formulierten Anspruch, das Leben des Karl Kautsky zu beschreiben.

Aus den Erfahrungen einer ähnlichen politischen Sozialisation, aber mit ganz anderen Intentionen ging Beate Häupel der Frage nach, welche Auffassungen Karl Kautsky zur politischen Demokratie vertrat. Es war ihr Anliegen, „durch das Kautskysche Demokratieverständnis und dessen Kritik an Lenin zu den Wurzeln der Fehlentwicklung des politischen Systems der DDR vorzudringen. Gleichzeitig war beabsichtigt, eine kritische Distanz zur eigenen Marx- und Leninrezeption zu entwickeln, um die Geschichte der DDR unter neuen Aspekten bewerten zu können" (S. 9). Wer jetzt entweder Bekehrungslyrik oder auf Kautsky gestützte nachträgliche Besserwisserei fürchtet, kann beruhigt werden. In vielleicht sogar übertriebener Angst vor solcher Nähe hat Häupel eine streng klassisch gegliederte politikwissenschaftliche Arbeit vorgelegt, der es um Bestandsaufnahme geht. Nach einem biographischen und rezeptionsgeschichtlichen Abriß formuliert die Autorin ihr wissenschaftliches Interesse mit der bündigen These, Kautsky habe sich als Demokratietheoretiker gezeigt und so mit der marxistischen Tradition gebrochen, in der die politisch-ökonomische Analyse im Zentrum stehe (S. 39). Dafür zieht sie insbesondere Kautskys Schriften nach 1918, also vor allem seine Auseinandersetzung mit den Bolschewiki, heran. Explizit eines der zentralen Ergebnisse des Bremer Kongresses von 1988 aufgreifend, wendet sie sich gegen die immer noch pejorative Behandlung dieser Periode in Kautskys Schaffen (S. 40). Methodisch interessiert sie nicht die Frage nach Kautskys „Marxadäquatheit" (S. 42), sondern die nach seiner Demokratieauffassung, wobei sie hier als Matrix pluralismustheoretische Ansätze der westdeutschen Politologie gebraucht.

Nach dieser Absichtserklärung ist es allerdings nur aus der Entwicklungsgeschichte der Autorin verständlich, warum im zweiten Kapitel die Auffassungen von Marx und Engels zur Demokratie – wohl auch heute noch ein veritables Dissertationsvorhaben für sich – im Telegrammstil abgehandelt werden. Die Verfasserin konstatiert, daß sich Kautskys Demokratieverständnis „wesentlich" vom Marxschen unterscheide, denn er

gehe von vielfältigeren und auch unüberschaubareren gesellschaftlichen Verhältnissen in der modernen Industriegesellschaft aus (S. 62 f.). „Daraus leitet er einen gesellschaftlichen Interessenpluralismus ab und negiert die Marxsche Auffassung der homogenen Klasseninteressen" (S. 63).

Doch nicht nur zu Marx, sondern vor allem zu Lenin bildet Kautsky nach Häupel den Kontrapunkt, insbesondere bei der Einschätzung des Staats – zunächst ein evidenter Befund, berücksichtigt man die scharfe Kontroverse zwischen beiden nach 1914. Allerdings geht Häupel insofern über die bislang gängigen Kautsky-Interpretationen hinaus, als sie die Essenz der Staatsauffassung, die Kautsky in seinem großen synthetischen Alterswerk „Die materialistische Geschichtsauffassung" von 1927 entwickelt habe, als grundlegend für seine Demokratieauffassung schon in seinen Schriften vor der Jahrhundertwende angelegt sieht (S. 65). Einen Beweis bleibt die Autorin dafür allerdings schuldig, wie auch ihre apodiktische Behauptung, die Revisionismusdebatte sei, „genauer betrachtet", nur ein „Scheingefecht" bei weitgehend intentionaler Übereinstimmung der Protagonisten Bernstein und Kautsky (S. 69), nicht nachvollziehbar gemacht wird. Gerade hier, wo es um Methoden der Realisierung politischer Zielvorstellungen geht, hätte man sich von der Politologin Häupel subtilere Interpretationen gewünscht. So erzeugt ihre ja sympathische Absicht, Kautsky als Zeugen für einen demokratischen und humanen Sozialismus aufzurufen, den Widersprüchen nicht zuletzt in Kautskys Schaffen selbst gegenüber eine gewisse übereifrige Gleichgültigkeit.

Trotz alledem: Koth ließ den alten Renegaten Kautsky in etwas modernerer Garderobe wieder aufmarschieren, Häupel nimmt den Kritiker des Sowjetsozialismus ernst, auch wenn sie sich nicht immer von einer Tendenz zur Idolisierung freimachen kann. Haben wir so zwei Arbeiten kennengelernt, die Kautsky, wenn auch aus entgegengesetzten Blickwinkeln, als Kritiker Lenins schildern, so richten sich die Forschungen der englischen Historikerin Moira Donald auf den Einfluß, den der Schriftsteller und Theoretiker Kautsky auf Lenin und den russischen Sozialismus ausübte. Schon auf der Bremer Konferenz legte Donald über die Verbreitung der Kautsky-Schriften im Vorkriegsrußland eine erste Studie vor,[7] die zwischen 1888 und 1914 253 Übersetzungen nachweist. Ihrer damaligen resümierenden These, „the Russian Marxist movement was as much the child of Kautsky's Second International Marxism as any other national movement" (S. 260), geht sie in historisch und theoretisch erweiterter Fragestellung erneut nach. Donald kommt zu dem Ergebnis, daß Lenin in allen wichtigen theoretischen Fragen mit Kautsky übereinstimmte und es einzig die Revolution war, die beide trennte. Denn sie sieht Lenin – wie schon manche Wissenschaftler vor ihr – vor allem als politischen Schriftsteller, der seine Politik a posteriori theoretisch zu begründen sucht, vor allem auch gegenüber der eigenen Partei. Und dabei sei er Kautsky gefolgt, bis Krieg und Revolution die Theorie praktisch machten, jene Revolution, über die beide vehement die Auffassung vertraten, daß sie zu erstreben und gleichzeitig notwendig sei. Nun sind diese Thesen, wenn auch vielleicht nicht in dieser Entschiedenheit, im wissenschaftlichen Diskurs nicht unbekannt. Doch Donald beläßt es nicht bei der vergleichenden

7 Moira Donald, Karl Kautsky and Russian Social Democracy before the First World War, in: Marxismus und Demokratie, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 251–273.

Werkinterpretation. Ähnlich wie ihrem Aufsatz zur Bremer Konferenz fügt sie ihren Ausführungen einen Anhang bei, der diesmal alle Übersetzungen der Kautsky-Schriften ins Russische zu erfassen sucht. Zwischen 1888 und 1959 wurden demnach 328 Übersetzungen in Rußland bzw. der Sowjetunion veranstaltet, womit Kautskys russischsprachiges Œuvre größer als das der meisten russischsprachigen Publizisten sein dürfte. Auch wenn sich darunter – vor und nach 1917 – wohl eine Reihe von Kleinauflagen illegaler Verlage befinden, so reicht allein diese Liste schon als materielle Grundlage für die These, daß die russische sozialistische Intelligenz auch im Land selbst ganz wesentlich von Karl Kautsky beeinflußt wurde. Noch deutlicher wird dies bei der Untersuchung bestimmter Zeiträume. So wurden zwischen 1916 und 1919 44 Kautsky-Schriften auf Russisch verlegt, zwischen 1905 und 1907, also in jener Zeit, die als Vorbote der Revolutionen von 1917 gilt und in der gleichzeitig Kautsky im Zenit seiner Bedeutung stand, sage und schreibe 194! Darunter sind zahlreiche Sonderdrucke aktueller Artikel aus der „Neuen Zeit", keinesfalls nur über russische Themen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Autorin ihre Recherchen abgeschlossen und wesentliche Teile des Buchs schon formuliert hatte, als sich die russischen Archive zu öffnen begannen, so daß die genannten Zahlen eher die untere Grenze als das Maximum bezeichnen dürften.

Donalds Untersuchung beleuchtet damit grell die eigentümliche ideologiegeschichtliche Ausrichtung der Historiographie des Sozialismus, wo oft im Namen des historischen Materialismus Ideengeschichte pur betrieben wurde. Bei aller Vorsicht, die historischen Vergleichen gegenüber geübt werden muß, darf doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß der weltanschauliche und politische Einfluß von Marx und Engels zusammen auf die deutsche Sozialdemokratie sich nur schwer messen kann mit dem Kautskys auf den russischen Sozialismus, auch und besonders auf Lenin. 89 Werke Kautskys, so viele wie von keinem anderen Autor, enthielt Lenins Bibliothek 1924. Dessen große Abrechnung mit seinem Meister – „Die proletarische Revolution und der Renegat Kautsky" – war, so Donald, nicht nur das einzig wirklich substantielle Werk, das Lenin nach der Machtergreifung durch die Bolschewiki verfaßte, es war auch gleichzeitig sein einziger ernsthafter Versuch, diese Machtergreifung mit Hilfe der Marxschen Terminologie zu rechtfertigen (S. 237). Und jenes zunächst grotesk erscheinende Mißverhältnis zwischen Kautskys rapide sinkendem Einfluß auf die deutsche und internationale Sozialdemokratie nach dem Ersten Weltkrieg und seiner weiterhin dominierenden Rolle – jetzt als Renegat und Sowjetgegner – in den Augen Lenins und der Bolschewiki erhält durch die Forschungen Moira Donalds eine sehr nachvollziehbare innenpolitische und wohl auch innerparteiliche Rechtfertigung. Und, so resümiert die Autorin, zumindest der Kautsky vor 1914 war in der Sowjetunion niemals *persona non grata,* zwischen 1918 und 1959 kann sie über siebzig offiziell verlegte und publizierte Kautsky-Schriften nachweisen.

Schon seit längerer Zeit liegt für einen speziellen Aspekt der Beziehungen zwischen dem deutschen und dem russischen Sozialismus eine fundierte, sicher zu wenig beachtete Untersuchung vor. Es geht um die sogenannte Schmittsche Erbschaft, das Vermächtnis eines jungen, der Sozialdemokratie nahestehenden Möbelfabrikanten, der dreiundzwanzigjährig 1907 in einem Moskauer Gefängnis starb und – ohne ein schriftliches Testament zu hinterlassen – über seine Schwestern bestimmt hatte, der russischen Sozialdemokratie

sein Vermögen in bar und Aktienpaketen zu übergeben. Doch schon hier beginnen die Fragen: Wie hoch war diese Erbschaft, und wer sollte darüber verfügen? Die russische Sozialdemokratie insgesamt oder nur die seit 1903 existierenden Bolschewiki? Diese Fragen stellen sich nicht nur dem Historiker, sondern bewegten schon die russischen Sozialdemokraten jeglicher Couleur bis hinein in den Ersten Weltkrieg. Da der innerparteiliche Streit um das Erbe – von Dietrich Geyer auf 235000 bis 315000 Goldrubel, auf jeden Fall einen zweistelligen Millionenbetrag in heutiger Mark geschätzt – mit einer Fraktionierung der Fraktionen in der Partei zusammenfiel, wurde die höchste damalige sozialistische Autorität angerufen, die deutsche Partei, und zwar in Person von Kautsky, Clara Zetkin und Franz Mehring. Auf sie als Depositäre und den Transfer des Depositums, dem schon eine beträchtliche, von den Bolschewiki entnommene Summe fehlte, nach Stuttgart konnten sich alle Gruppen und Grüppchen noch einigen, auf mehr aber nicht. Und nach fünfjährigen, teilweise qualvollen Verhandlungen verlor sich die Spur des Fonds. „Ob Clara Zetkin den russischen Parteifonds nach Kriegsende der Sowjetregierung übergab, oder ob das Depot in der deutschen Inflationszeit als Makulatur verkam, muß offenbleiben" (S. 246).

Geyer versucht in der buchstarken Einleitung zum Abdruck der Dokumente, die Auseinandersetzung um die Verfügung über die Finanzmittel sowohl vor dem Hintergrund der höchst verwickelten russischen Gruppen- und Zirkelbildung als auch der ja durchaus nicht konfliktfreien Beziehung der drei Depositäre untereinander zu schildern. Spannend ist die Arbeit vor allem da, wo der Autor minutiös die Beeinflussungsstrategien der Repräsentanten verschiedener Strömungen auf die deutschen Verwalter auslotet, insbesondere auf Kautsky, der als Chefredakteur der „Neuen Zeit" eine Schlüsselrolle einnahm – dort zu Wort zu kommen galt unter sozialistischen Intellektuellen als Ritterschlag, den Lenin im Gegensatz zu Trotzki nie erhielt –, aber in dieser Funktion gerade angesichts der Auseinandersetzungen innerhalb der deutschen Partei (Massenstreik) auch sterblich war. Deutlich wird auch der enorme Einfluß von Leo Jogiches, der über Rosa Luxemburg erst auf Kautsky und Zetkin, später nur noch auf letztere einwirkte, deren Verhalten er zeitweilig „bis in die Formulierungen ihrer Stellungnahmen hinein zu steuern vermochte" (S. 68). Die Bilanz für das in dieser Affäre analysierte Innenleben der russischen Partei fällt bei Geyer extrem negativ aus. Er sieht die Partei im wesentlichen bestimmt von der „Selbstbezogenheit introvertierter Cliquen", die nur an ihrem Spiegelbild Gefallen gefunden und zudem vom „Objekt ihrer Zuwendung", dem russischen Proletariat, „oft nur literarische Begriffe" gehabt hätten (S. 248). In gewissem Gegensatz zu dieser Schilderung steht allerdings der Befund des Autors, daß der Ausbruch des Kriegs keineswegs die Bolschewiki um Lenin, dem er eine „rigorose Negation der Andersdenkenden" attestiert (S. 59), vor internationaler Verurteilung und nationaler Marginalisierung bewahrt habe. Vielmehr wird den Leninisten 1914 ein dominierender Einfluß in den Arbeiterzentren auf „nahezu alle Arbeiterorganisationen, Gewerkschaften und Versicherungskassen" zugesprochen (S. 238 f.). Auch wenn schließlich die Erbschaft des Unternehmersprößlings und aktiven Sozialisten Schmitt sicherlich singulär blieb, so kann sein Fall doch auch als Nachwirkung der Revolution von 1905 interpretiert werden, die ja nicht nur beinahe den Zarismus gestürzt hätte, sondern den Sozialisten Europas, insbesondere auch Kautsky, als Fanal und Beispiel künftiger Umwälzungen galt.

Allerdings sind beim Studium der 253 Dokumente, die über 400 Seiten füllen, der Zorn, die Erschöpfung und Verzweiflung nicht nur der Depositäre, sondern auch des Bearbeiters zu verstehen. Nicht ein einziger Millimeter auf dem Weg zu einer Lösung konnte zurückgelegt werden, ohne daß die jeweils anderen Seiten (allein für die Großfraktionen der Bolschewiki und Menschewiki führt Geyer jeweils drei Untergruppen auf) – und manchmal auch alle zusammen – ausführlichste Einwendungen, Bedenken und Proteste vorbrachten. Und hatte man sich einmal geeinigt, so wurde diese Übereinstimmung nach kurzer Zeit wieder in Frage gestellt und so ad infinitum. Außer über das Schiedsgericht konnte man sich nach fünf Jahren und endlosen Brief- und Memorandenwechseln über nichts einigen – was natürlich auch für das hohe, unbestrittene Ansehen der deutschen Partei und insbesondere Kautskys spricht.

Hatten wir es bisher mit unterschiedlichen Zugriffen verschiedener Forscher auf die Bedeutung Kautskys zu tun, so liefert der sechs Essays aus fast dreißig Jahren versammelnde Band von John H. Kautsky über seinen Großvater Entwicklung und Veränderung des akademischen Zugriffs während eines Forscherlebens. John H. Kautsky, der 1951 in Harvard mit einer Arbeit über das politische Denken seines Großvaters promovierte und inzwischen Emeritus für politische Wissenschaften an der Washington-University in St. Louis ist, hat sich natürlich nicht ausschließlich, aber doch regelmäßig mit dem Thema Kautsky beschäftigt.

Seine Aufsätze kreisen dabei um die politische Relevanz des Kautskyschen Theorieansatzes, den er im Spannungsfeld zwischen Joseph A. Schumpeter, Lenin und dem Eurokommunismus untersucht; daß er dazu besondere Untersuchungen den Kautsky-Schriften „Der Weg zur Macht" und „Die Diktatur des Proletariats" widmet, gibt der Aufsatzsammlung trotz des großen Entstehungszeitraums und der veränderten Sichtweise des Autors eine überraschende Konsistenz. Ursächlich für diesen Eindruck ist sicher John H. Kautskys Einleitung zur Relevanz Kautskys, gleichzeitig Resümee und Ausblick. Zentraler Punkt in der Argumentation des Autors bildet seine These von der Gegensätzlichkeit ab ovo von Marxismus und Leninismus. Dabei umfaßt der Begriff Marxismus für den Autor gleichsam das literarische Werk von Marx (und Engels) plus Kautskys Interpretation bzw. Ausfüllung in Richtung auf parlamentarische Demokratie und offenen Diskurs.

Auch wenn John H. Kautsky zu wenig die Disparitäten und Brüche in Kautskys Entwicklung berücksichtigt, so kommt er, in der Tradition der angloamerikanischen, pragmatischen Politologie stehend, zu ganz ähnlichen Schlußfolgerungen und Einschätzungen wie Beate Häupel. Relevanz und Essenz des politischen Denkens bei Kautsky liegen für beide in der demokratischen Ehrenrettung des Marxismus durch Kautsky in Zeiten, als der Name Marx zum Epitheton aggressiver Diktaturen verkam.

Tatsächlich scheint es doch bemerkenswert, daß die Sozialdemokratie zwar Noskes und Zörgiebels, aber keine Hitler und Stalins hervorgebracht hat und daß Mussolini wie Piłsudski erst aus ihren sozialistischen Parteien austraten, bevor sie ihre Karrieren begannen. Kautsky als demokratisches Gewissen des marxistischen Sozialismus? Dagegen ließe sich einwenden, daß Kautsky durchaus Verfechter von Hermetik und Absolutheit der Weltanschauung war, was ihn familiär mit Lenin macht. Ist also Leninismus Kautskyanismus plus Diktatur?

Will man sich nicht auf Schlagworte wie „Janusköpfigkeit" einlassen, die bestenfalls bebildern, aber nicht erklären, so kreisen die neuesten Forschungen zum Thema Kautsky eigentlich einen recht simplen Sachverhalt ein, der aber mangels kulturhistorischer Forschung insbesondere zur Geschichte des deutschen Kapitalismus noch nicht ausreichend dingfest gemacht worden ist: daß nämlich die Theoretiker des Sozialismus jenseits aller Lager- und Milieutheorien viel stärker mit dem intellektuellen Alltagsbewußtsein verbunden waren, vielleicht läßt sich sogar sagen: teilhatten an klassenübergreifender Ideologiebildung, als dies bisher wahrgenommen wurde. Ob es sich um den spontanen Antikapitalismus handelt, den Franz Mehring dem Antisemitismus zubilligte, ob es sich um die Überlegungen zur Rassenhygiene handelt, mit der Kautsky seine marxistische Kritik am Malthusianismus beschließt oder um das Mißtrauen gegen die Roheit und Verführbarkeit der Massen, das Eduard Bernstein bewegte – das sozialistische intellektuelle Milieu hat so manche ideologischen Versatzstücke der Bürgerlichkeit in sein Weltbild implementiert. Und dabei muß die Frage gestellt werden, ob und inwieweit gerade dies zum jahrzehntelangen Zusammenhalt der sozialdemokratischen Großorganisationen beitrug, denn es dürfte inzwischen klar sein, daß nicht die Fraktionierungen nach 1914, sondern die organisatorische Einheitlichkeit bis dahin das eigentlich Bemerkenswerte – und auch weitgehend singuläre – der Geschichte des Sozialismus vor dem Ersten Weltkrieg ist. Daß das wissenschaftliche Interesse an Karl Kautsky daher nicht erschöpft ist, sondern virulenter wird, sollte keine allzu gewagte Prognose sein, und es steht zu vermuten, daß diese Forschungen um so fruchtbarer sein werden, je mehr sie diese Persönlichkeit nicht als Propheten, sondern als Seismographen eines Sozialismus verstehen, der seinerseits nicht versammeltes, zeitloses Gutmenschtum, sondern historisch-konkrete Strömung war und ist.

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (117)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern die Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter und Bearbeiterinnen einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt und im Internet (http://www.hth-berlin.de/iwk/fragebogen.html) online verfügbar ist. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter – unter Angabe von deren Anschrift – ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur mit schriftlichem Einverständnis der Bearbeiter(innen) erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationalen und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter oder der Bearbeiterin zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jährlich vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns von den jeweiligen Bearbeiter(inne)n übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Informationen, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 **Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)**
1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
2 Bearbeiter(in), Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel. *(Leiter[in] kursiv)*
3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers bzw. der Betreuerin
4 Stand der Forschungsarbeit
5 Laufzeit des Projekts
6 Art der Arbeit
7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
8 Kostenträger
9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)
10 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
11 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
12 Inhaltliche Ziele der Arbeit
13 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung

14 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.
15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
17 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leserinnen und Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem „Projektfriedhof" ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes, und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 25. 10. 1999

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. Geschichtswissenschaft, Hilfsmittel

—

B. Quellenveröffentlichungen, Neudrucke, Übersetzungen

—

C. Sozialistische Theoretiker, Beiträge zur Ideengeschichte

—

D. Biographische Beiträge

0 99-008
1 Univ. Magdeburg, Institut für Germanistik, Virchowstr. 24, D-39104 Magdeburg; Friedrich/Heinicke, Tel. 0391/6716644
2 HERLEMANN, Beatrix, Dr.; Lahwiesen 20, D-30659 Hannover; Tel. 0511/648261; und zahlreiche Autorinnen und Autoren aus dem universitären Bereich
4 Laufend
5 Beginn: 9/98, Abschluß: 9/2000
6 Auftragsforschung; Edition; biographisches Lexikon
7 Universität Magdeburg
8 Arbeitsamt/Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt
9 Magdeburger Biographisches Lexikon 19. und 20. Jahrhundert
10 19. und 20. Jahrhundert
11 Region Magdeburg
12 Das Magdeburger Biographische Lexikon wird wissenschaftlich fundierte Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des 19. und 20. Jahrhunderts verzeichnen, die das gesellschaftliche, wirtschaftliche, kulturelle und politische Leben in der Region Magdeburg maßgeblich geprägt haben
15 Auswertung von Massendaten; Einzelbearbeitung von Fachwissenschaftlern (Germanisten, Historikern, Pädagogen usw.)
16 Sekundärliteratur; Forschungsunterlagen der Autoren

1 99-009
1 Havard Univ., Minda De Gunzburg Center for European Studies, 27 Kirkland St., Cambridge, MA 02138, USA
2 PAPANEK, Hanna, Ph. D.; 2 Mason St., Lexington, MA 02421, USA; Tel. 781-862/7776 und /4549, Fax: 781-674/2603, E-mail: papanek@bide.com
4 Laufend
5 Beginn: 1/91, Abschluß: 12/2000
6 Eigenprojekt der Bearb.; Monographie
8 Bearb.
9 In Search of Exile: The Participatory History of a Political Family, 1880–2000
10 1880–2000
11 Weltweit; besonders Baltikum, Deutschland, Frankreich
12 Ziel der Arbeit ist es, die persönlichen Erinnerungen mit Archivmaterialien derart zu verbinden, daß daraus eine persönliche Zeitgeschichte entsteht und durch die Betonung von Einzelschicksalen dem Leser nahegebracht wird

13 **Papanek, Hanna: In Search of Exile: The Participatory History of a Political Family, 1880–2000.** Veröffentlichung 2000/2001 geplant. – **Papanek, Hanna: Hatte Alexander Stein eine „bolschewistische Vergangenheit"? Fragen zur Quellenlage in der Frühzeit der Menschewiki.** Aufsatz. Veröffentlichung in: IWK, Jg. 35 (1999), H. 3, vorgesehen
14 Mss. (14 von 18 geplanten Kapiteln)
15 Participatory History (Teilnehmergeschichte)
16 Lettisches StA, Riga; Hoover Institution Archives; IISG, Amsterdam (Nachlaß Alexander Stein und Nachlaß Ernst Papanek); AdsD/FES, Bonn; A des deutschen Exils, Frankfurt a. M.; Institut für Zeitgeschichte, München; DÖW, Wien; Brandenburgisches LandeshauptA, Potsdam; New York Univ. (Jewish Labor Committee); Columbia Univ. (Vayreanfry Nachlaß); Privatarchiv Hanna Papanek (bestimmt für das IISG, Amsterdam)

0 **99-010**
2 BEIER, Gerhard, Dr. phil. habil.; Wendelinsweg 2, D-61476 Kronberg; Tel. 06173/640566
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/98, Abschluß: 8/99
6 Aufsatz; Vortrag
7 Stadtarchiv Wiesbaden
8 Stadtarchiv Wiesbaden
9 **Georg Böhning (1788–1849)**
10 1788–1849
11 Südwestdeutschland
12 Behandelt Revolution und Volksbewaffnung
13 **Beier, Gerhard: Georg Böhning (1788–1849). Das unbekannte Leben des ausgeforschten Uhrmachers und mobilen Perpetuisten der Revolution.** Kronberger Bogendruck, Jg. 9 (1999), Nr. 9, 2., verb. Aufl., S. 1–28
16 Hessisches HStA Wiesbaden; StadtA Wiesbaden

0 **99-011**
2 BEIER, Gerhard, Dr. phil. habil.; Wendelinsweg 2, D-61476 Kronberg; Tel. 06173/640566
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 6/98, Abschluß: 7/99
6 Auftragsforschung
7 Landeszentrale für politische Bildung Magdeburg
8 Bearb.
9 **Heinrich Deist sen. (1874–1963)**
10 1874–1963
11 Dessau
12 Lebensgeschichte eines vergessenen Ministerpräsidenten (Anhalt); Thesen
13 **Beier, Gerhard: Vom Gutenbergmythos zum Mythos der Moderne. Die Führungsrolle der Buchdrucker in der deutschen Arbeiterbewegung unter besonderer Berücksichtigung von Heinrich Deist (sen.) in Dessau.** Kronberger Bogendruck, Jg. 9 (1999), Nr. 8, S. 1–20. – Veröffentlichung in BzG geplant
14 Mss.
15 Biographie und Thesen
16 StadtA Dessau; LandesA Oranienbaum; AdsD/FES

0 **99-012**
2 BEIER, Gerhard, Dr. phil. habil.; Wendelinsweg 2, D-61476 Kronberg; Tel. 06173/640566
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 6/98, Abschluß: 7/99
6 Auftragsforschung; Monographie; Vortrag
7 Verband deutscher Schriftsteller (VS in der IG Medien), Landesverband Hessen
8 Bearb.
9 **Adam Seide (* 1929)**
10 1929–1999
11 Hannover, Frankfurt a. M.
12 Arbeiterbewegung und Literatur in Westdeutschland am biographischen Beispiel
13 **Beier, Gerhard: Vom Winkelhaken zum Typokraten. Adam Seides soviel als möglich (un)gleichmäßige Wanderung durch sieben Jahrzehnte.** Kronberger Bogendruck, Jg. 9 (1999), Nr. 7, S. 1–24
15 Quellenforschung; Interview
16 Privatarchive Seide und Beier

E. Darstellungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

0 **99-013**
1 Stadtarchiv Krefeld
2 OSTROWSKI, Burkhard, Ziegelheide 72, D-47906 Kempen; SCHIPPKUS, Reinhard
4 Laufend
5 Beginn: 1/98, Abschluß: 12/99
6 Eigenprojekt der Bearb.; Monographie; Ausstellung
7 Kulturamt der Stadt Krefeld, Friedrich-Ebert-Str. 42, D-47799 Krefeld, Tel. 02151/5836-16 und -18; Geschichtswerkstatt e. V. Ralf Winters, Odenthalstr. 5, D-47807 Krefeld, Tel. 02151/308352
8 Stadtarchiv Krefeld; Bearb.; Kulturamt der Stadt Krefeld; Geschichtswerkstatt e. V. [Krefeld]
9 **Firmengeschichte der Fabrik Heeder & Co., Krefeld**
10 1860–1999
11 Deutschland, Belgien, Frankreich, USA
12 Firmengeschichte der Wachstuch- und späteren Tapetenfabrik Heeder, sodann Wellpappen- und Kartonagenfabrik Fritz Peters, Nachkriegsnutzung als Bundeswehrdepot und heute als Kulturzentrum
13 Buchpublikation geplant
14 **140 Jahre Heeder – eine Ausstellung von Burkhard Ostrowski und Reinhard Schippkus.** Eine Veranstaltung der Geschichtswerkstatt in Zusammenarbeit mit dem Kulturamt [der Stadt Krefeld. Krefeld 1999]
15 Archivrecherchen; Zeitzeugenbefragungen (Interviews, schriftliche Befragungen)

16 Kein Firmenarchiv vorhanden; diverse Ae in Deutschland, Belgien, Frankreich und den USA

0 99-014
1 Univ. Tübingen, Institut für Zeitgeschichte
2 KRINN, Carsten, M. A.; Dürrbeundstr. 4, D-73734 Esslingen-Berkheim; Tel. und Fax: 0711/345420, E-mail: CKrinn@compuserve.com
3 Prof. Dr. Anselm Doering-Manteuffel (Univ. Tübingen); Prof. Dr. Josef Mooser (Univ. Basel)
4 Laufend
5 Beginn: 6/97, Abschluß: 11/2000
6 Diss.
8 Stipendium HBS
9 Anspruch und Wirklichkeit der Schulungsarbeit der KPD in der Weimarer Republik. Von den Spartakusbriefen bis zur Auflösung der MASCH
10 1914–1933
11 Deutschland
12 Wie unterschied sich die Schulungsarbeit der KPD von der der SPD und des ADGB? Welcher Zweck wurde mit ihr verfolgt, und wurde man den selbstgesteckten Zielen gerecht? Lassen sich in der Schulungsarbeit Lehrergenerationen erkennen?
15 Auswertung von gedruckten und ungedruckten Quellen
16 Zeitschriften; Erinnerungen; Archivquellen (vornehmlich BA/SAPMO, Berlin)

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

0 99-015
1 Landtag von Sachsen-Anhalt, Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
2 HERLEMANN, Beatrix, Dr.; Lahwiesen 20, D-30659 Hannover; Tel. 0511/648261; u. a.
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 9/98, Abschluß: 2/99
6 Aufsatz; Dokumentation; Ausstellung
9 75 Jahre Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold
10 1924–1933
11 Magdeburg-Anhalt
12 Die Dokumentation enthält die Ansprachen zur Eröffnung der Ausstellung von Landtagspräsident Schaefer, Ministerpräsident Reinhold Höppner, des Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, des Parlamentarischen Staatssekretärs im Bundesinnenministerium, C. Sonntag-Wolgust, des Niedersächsischen Landtagspräsidenten Wernstedt, des Vorsitzenden des Reichsbanners Zühlsdorff und der Ausstellungsgestalterin Beatrix Herlemann sowie deren reich illustrierten Aufsatz „Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold – ein geschichtlicher Abriß"
13 Herlemann, Beatrix: 75 Jahre Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Dokumentation zur Ausstellung anläßlich des 75. Gründungsjubiläums vom 24. Februar bis 16. April 1999 im Landtag von Sachsen-Anhalt [Magdeburg 1999; o. S.]. – **Herlemann, Beatrix: Der Gau Magdeburg-Anhalt des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold".** Aufsatz, Hannover 1999. Veröffentlichung vorgesehen in der IWK
14 Aufsatz-Ms., Hannover 1999. 38 Bl.
15 Archivrecherchen; Auswertung von Zeitungen
16 LandesA Magdeburg; Zeitungen: „Das Reichsbanner" und „Illustrierte Reichsbannerzeitung" von 1924 bis 1933

e) 1933–1945

0 99-016
2 KURZER, Ulrich, Dr.; Sültebecksbreite 7, D-37075 Göttingen; Tel. 0551/374587
4 Laufend
5 Beginn: 8/99, Abschluß: 10/99
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 Zur Einordnung des Gesetzes über Verbrauchergenossenschaften vom Mai 1935
10 1934–1936
11 Deutschland
12 Diskussion neu vorgelegter Interpretationen zur Einordnung des Gesetzes über Verbrauchergenossenschaften; Konfrontation dieser Ergebnisse mit davon abweichenden eigenen Arbeitsergebnissen
13 Kurzer, Ulrich: Nationalsozialismus und Konsumgenossenschaften. Gleichschaltung, Sanierung und Teilliquidation zwischen 1933 und 1936 (= Studien und Materialien zum Rechtsextremismus, Bd. 5). Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft 1997. IX, 514 S. – [S. a. Proj.-Nr. 89-012 (1/98)]
15 Text- und Quellenanalyse sowie -interpretation
16 Neuere/neu vorgelegte Untersuchungen; Quellenmaterial aus staatlichen Archiven

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

g) Westzonen/BRD

—

h) SBZ/DDR

—

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

—

b) Lokal

—

F. Darstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung anderer Gebiete

—

G. Darstellungen zur Geschichte der Internationalen und zur Geschichte der Arbeiterbewegung mehrerer Länder

—

II. NACHTRÄGE

0 **3083, 84-134, 84-216**
1 Historische Kommission der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Arbeitsstellen Tübingen, Kassel und Duisburg
2 BORN, Karl Erich, Prof. Dr., HENNING, Hansjoachim, Prof. Dr., TENNSTEDT, Florian, Prof. Dr. [Hrsg.]; AYASS; Wolfgang, Dr., u. a. [Bearb.]
4 Laufend
6 Eigenprojekt der Hrsg.; Quelleneditionen
8 Hrsg.; Bundesministerium für Bildung und Forschung, Bonn/Berlin; Hessisches Ministerium für Wissenschaft und Kunst, Wiesbaden
9 Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914
10 1867–1914
11 Deutschland

13 Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik, 1867 bis 1914. Begründet von Peter RASSOW, im Auftrag der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften und der Literatur hrsg. von Karl Erich BORN, Otto BRUNNER, Wolfgang KÖLLMANN, Theodor SCHIEDER und Joseph VOGT. **Einführungsband.** Bearb. von Karl Erich BORN, Hansjoachim HENNING und Manfred SCHICK. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 1966. 182 S. – **Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik, 1867 bis 1914.** Begründet von Peter RASSOW, im Auftrag der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften und der Literatur hrsg. von Karl Erich BORN, Hansjoachim HENNING und Florian TENNSTEDT. I. Abt.: **Von der Reichsgründungszeit bis zur kaiserlichen Sozialbotschaft (1867–1881).** Bd. 2: **Von der Haftpflichtgesetzgebung zur ersten Unfallversicherungsvorlage.** Bearb. von Florian TENNSTEDT und Heidi WINTER unter Mitarbeit von Heinz DOMEINSKI. Stuttgart, Jena und New York: Gustav Fischer Verlag 1993. XXXIV, 635 S. – **Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik, 1867 bis 1914.** Begründet von Peter RASSOW, im Auftrag der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften und der Literatur hrsg. von Karl Erich BORN, Hansjoachim HENNING und Florian TENNSTEDT. I. Abt.: **Von der Reichsgründungszeit bis zur kaiserlichen Sozialbotschaft (1867–1881).** Bd. 3: Arbeiterschutz. Bearb. von Wolfgang AYASS. Stuttgart, Jena und New York: Gustav Fischer Verlag 1996. XLIII, 775 S. – **Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik, 1867 bis 1914.** Begründet von Peter RASSOW, im Auftrag der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften und der Literatur hrsg. von Karl Erich BORN, Hansjoachim HENNING und Florian TENNSTEDT. I. Abt.: **Von der Reichsgründungszeit bis zur kaiserlichen Sozialbotschaft (1867–1881).** Bd. 4: **Arbeiterrecht.** Bearb. von Wolfgang AYASS, Karl-Heinz NICKEL und Heidi WINTER unter Mitarbeit von Marek CZAPLINSKI und Elmar ROEDER. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft [Abt. Verl.] 1997. XLI, 729 S. – **Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik, 1867 bis 1914.** Begründet von Peter RASSOW, im Auftrag der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften und der Literatur hrsg. von Karl Erich BORN, Hansjoachim HENNING und Florian TENNSTEDT. II. Abt.: **Von der kaiserlichen Sozialbotschaft bis zu den Februarerlassen Wilhelms II. (1881–1890).** Bd. 3: **Arbeiterschutz.** Bearb. von Wolfgang AYASS. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft [Abt. Verl.] 1998. LII, 622 S. – [S. a. Proj.-Nrn. 3083 (1/83 und 2/85) sowie 84-134, 84-216 (2/95)]

14 Publikationsplan: **Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik, 1867 bis 1914.** Begründet von Peter RASSOW, im Auftrag

der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften und der Literatur hrsg. von Karl Erich BORN, Hansjoachim HENNING und Florian TENNSTEDT. I. Abt.: **Von der Reichsgründungszeit bis zur kaiserlichen Sozialbotschaft (1867–1881).** Bd. 5: **Gewerbliche Hilfskassen.** Bd. 6: **Knappschaftskassen, Sicherung gegen Invalidität und Altersarmut.** Bd. 7: **Armenwesen und Arbeiterfrage.** Bd. 8: **Grundfragen staatlicher Sozialpolitik in der öffentlichen Diskussion: Kirchen, Parteien und Verbände.** – II. Abt.: **Von der kaiserlichen Sozialbotschaft bis zu den Februarerlassen Wilhelms II. (1881–1890).** Bd. 1: **Grundfragen staatlicher Sozialpolitik. Die Diskussion der Arbeiterfrage auf Regierungsseite.** Bd. 2, T. 2: **Die Ausdehnungsgesetzgebung und die Praxis der Unfallversicherung.** Bd. 4: **Arbeiterrecht.** Bd. 5: **Die gesetzliche Krankenversicherung und die landesrechtlichen Hilfskassen.** Bd. 6: **Die gesetzliche Invaliditäts- und Altersversicherung.** Bd. 7: **Armenwesen und Arbeiterfrage.** Bd. 8: **Grundfragen staatlicher Sozialpolitik in der öffentlichen Diskussion.** – IV. Abt.: **Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreiches (1905–1914).** Bd. 4 ff.: **Die Jahre 1909, 1910, 1911, 1912, 1913 und 1914** (2/99)

0 80-199, 82-283
1 Univ. Innsbruck, Institut für Geschichte, Internationale Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850", Innrain 52/Neubau, A-6020 Innsbruck; Tel. und Fax: 0043-512/507-3487
2 *REINALTER, HELMUT, Univ.-Prof. Dr.,* c/o Univ. Innsbruck, Tel. 0043-512/507-2388; u. a.
4 Laufend
5 Beginn: 10/81 (Gesamtprojekt), 7/97 (Edition); Abschluß: 7/99 (Edition)
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt der Bearb.; Quellensammlung; Dokumentationszentrum; Quelleneditionen; Biographisches Lexikon; Sachlexikon; Bibliographie; Monographie
7 Univ. Innsbruck, Internationale Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850"
8 Univ. Innsbruck, Internationale Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850"; Forschungs-Föderungs-Fond, Wien
9 Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770 bis 1850
10 1770–1850
11 Deutschland, Österreich-Ungarn, Oberitalien, Schweiz
13 Republikbegriff und Republiken seit dem 18. Jahrhundert im europäischen Vergleich. Internationales Symposium zum österreichischen Millennium. Hrsg. von Helmut REINALTER (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770 bis 1850", Bd. 28). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang Verlag 1999. 307 S. – **Die Anfänge der demokratischen Bewegung in Österreich von der Spätaufklärung bis zur Revolution 1848/49. Eine kommentierte Quellenedition.** Hrsg. von Helmut REINALTER und Anton PELINKA (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850", Bd. 19). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang Verlag 1999. 588 S. – **Die demokratische Bewegung in Deutschland von der Spätaufklärung bis zur Revolution 1848/49. Eine kommentierte Quellenedition.** Hrsg. von Helmut REINALTER und Anton PELINKA (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850", Bd. 25). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang Verlag 1998. 403 S. – [S. a. Proj.-Nrn. 80-199, 82-283 (3–4/98)]
15 Alle Einzelprojekte sind vergleichend, strukturanalytisch und interdisziplinär angelegt; qualitative Analyse; Auswertung von gedruckten und ungedruckten Quellen
16 Flugschriften, Tagespresse, Zeitschriften und Belletristik vorwiegend aus der Österreichischen National-Bibliothek (ÖNB); Akten: Polizeiberichte, Petitionen aus Wien: AVA, HHStA; LandesAe: Innsbruck, Bregenz, Graz usw. (2/99)

0 82-096
1 Univ. Mannheim, Fak. für Sozialwissenschaften, FB Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte, A 5, D-69159 Mannheim
2 WEBER, Hermann, Prof. Dr.; Neckarpromenade 2, D-68167 Mannheim
4 Abgeschlossen
6 Monographie
9 Geschichte der DDR
10 1945–1990
11 SBZ/DDR
13 Weber, Hermann: Geschichte der DDR. Aktualisierte und erweiterte Neuauflage. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1999. 399 S. – [S. a. Proj.-Nr. 82-096 (2/88)] (2/99)

0 86-035
2 BECK, Konrad Ernst; Müllerstr. 138c, D-13353 Berlin
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 98/99
6 Eigenprojekt des Bearb.; Dokumentation
8 Bearb.
9 Die Arbeiter-Samariter-Kolonne Berlin. Vor- und Frühgeschichte 1884 bis zum planmäßigen Zerfall 1933–1942
10 1888–1942
11 Berlin, Mark Brandenburg
13 Beck, Konrad: Vorwärts – durch Nacht zum Licht! Die Vor- und Frühgeschichte der Arbeiter-Samariter-Kolonne Berlin und Umgegend (1884–1910), in: IWK, Jg. 22 (1986), H. 2, S. 166–196. – [S. a. Proj.-Nr. 86-035 (1/87)]
14 Beck, Konrad: Die Sache des Gustav D. – Der Roman der Arbeiter-Samariter. Ms., Berlin 1998. 263 S. (2/99)

0 86-111, 92-090
2 BEIER, Gerhard, Dr. phil. habil.; Wendelinsweg 2, D-61476 Kronberg; Tel. 06173/640566
4 Laufend
5 Beginn: 80 (intensiv 86–90), Abschluß: ca. 2000
6 Publikation in zwei Bänden
9 Biographie von Herbert Wehner
10 1906–1990
12 Integrale Darstellung und Analyse des gesamten politischen Lebens auf der Basis aller bekannten und unbekannten Quellen
13 Veröffentlichung vorgesehen. – **Beier, Gerhard: Zur politischen Psychopathologie der Herbert-Wehner-Kampagnen von 1957 bis 1997. Vierzig Jahre Rufmord von links bis rechts.** Kronberger Bogendruck, Jg. 7 (1997), Nr. 2, S. 1–52
14 Mss.; Konvolut in zwei Bänden bei der FES (2/99)

0 88-155
1 Historische Kommission beim Parteivorstand der PDS
2 KINNER, Klaus, Prof. Dr.
4 Laufend
6 Monographie
8 Drucklegung: Bundesstiftung „Rosa Luxemburg – Gesellschaftsanalyse und Politische Bildung e.V."
9 Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus
10 1918–1933
11 Deutschland
13 **Kinner, Klaus: Der deutsche Kommunismus. Selbstverständnis und Realität.** Bd. 1: **Die Weimarer Zeit** (= Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus). Berlin: Karl Dietz Verlag Berlin 1999. 239 S. (2/99)

0 90-108
1 Historisches Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung, Godesberger Allee 149, D-53175 Bonn; Tel. 0228/883-465
2 SCHNEIDER, Michael, Prof. Dr.; c/o Historisches Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 89, Abschluß: 99
6 Eigenprojekt des Historischen Forschungszentrums der Friedrich-Ebert-Stiftung; Monographie
8 Historisches Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung; Stiftung Volkswagenwerk
9 Arbeiter und Arbeiterbewegung zur Zeit des „Dritten Reiches"
10 1933–1939
11 Deutschland
13 **Schneider, Michael: Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939** (= Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, hrsg. von Gerhard A. Ritter, Bd. 12). Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1999. XIII, 1184 S. (2/99)

0 94-004
1 Landesarchiv Berlin, Kalckreuthstr. 1–2, D-10777 Berlin; Tel. 030/2123-3180
2 HANAUSKE, Dieter, Dr. (Bearb.); WETZEL, Jürgen, Dr. (Hrsg. der Schriftenreihe)
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 3/92, Abschluß: 96/97
6 Edition
7 Landesarchiv Berlin, Dr. Jürgen Wetzel
8 Landesarchiv Berlin; Stiftung Deutsche Klassenlotterie; Stiftung Preußische Seehandlung
9 Kommentierte Quellenedition: „Die Sitzungsprotokolle des Magistrats der Stadt Berlin 1945/46"
10 1945–1946
11 Berlin
12 Quellenedition
13 **Die Sitzungsprotokolle des Magistrats der Stadt Berlin 1945/46. Teil I: 1945.** Bearb. und eingel. von Dieter Hanauske (= Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, Bd. 2, T. 1). Berlin: Berlin Verlag A. Spitz 1995. 789 S. – **Die Sitzungsprotokolle des Magistrats der Stadt Berlin 1945/46. Teil II: 1946.** Bearb. und eingel. von Dieter HANAUSKE (= Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, Bd. 2, T. 2). Berlin: Berlin Verlag A. Spitz 1999. 1160 S.
16 LandesA Berlin; Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR (SAPMO) im BA: ZPA und BezirksparteiA; BA, Abt. Potsdam; A für Christlich-Demokratische Politik; Franz-Neumann-A; A der Historischen Kommission zu Berlin; AdsD/FES (2/99)

0 94-059
1 Univ. Tübingen, Institut für Zeitgeschichte
2 KRINN, Carsten; Dürrbeundstr. 4, D-73734 Esslingen-Berkheim; Tel. und Fax: 0711/3454220, E-mail: CKrinn@compuserve.com
3 Prof. Dr. Anselm Doering-Manteuffel
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 6/96
6 M. A.
8 Bearb.
9 Telengana (1946–1951). Bauernaufstand im indischen Prinzenstaat Hyderabad
10 1946–1951
11 Telengana und der ehemalige Fürstenstaat Hyderabad (Süd-Indien)
14 **Krinn, Carsten: Geschichte des Telengana-Aufstandes (1946–1951). Eine Bauernbewegung gegen die feudalen Strukturen des indischen Fürstenstaates Hyderabad.** M. A., Univ. Tübingen 1996
16 Sekundärliteratur und Zeitzeugeninterviews (2/99)

0 96-032
1 Univ. Marburg, FB Gesellschaftswissenschaften und Philosphie, Wilhelm-Röpke-Str. 6, D-35039 Marburg
2 SCHEELE, Jürgen, Dr.; Schöne Aussicht 11, D-60311 Frankfurt a. M.; Tel. 069/91397645, E-mail: jscheele@rocketmail.com
3 Prof. Dr. Georg Fülberth

4 Abgeschlossen
5 Beginn: 3/91, Abschluß: 1/97
6 Diss.
8 Bearb.
9 Zwischen Zusammenbruchsprognose und Positivismusverdikt. Studien zur politischen und intellektuellen Biographie Henryk Grossmanns (1881 bis 1950)
10 1881–1950
11 Krakau, Wien, Warschau, Frankfurt a. M., Paris, London, New York, Leipzig
12 Behandelt Grossmanns frühe politische Betätigung in der Arbeiterbewegung Galiziens und Polens; untersucht seinen wissenschaftlichen Werdegang, insbesondere als Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung von 1925 bis 1948; analysiert die theoretischen Auseinandersetzungen und politischen Konflikte zwischen „Frankfurter Schule" und Henryk Grossmann; enthält einen Anhang mit bisher unveröffentlichten Briefen Grossmanns an Walter und Leni Braener (1947–1949)
13 Scheele, Jürgen: Zwischen Zusammenbruchsprognose und Positivismusverdikt. Studien zur politischen und intellektuellen Biographie Henryk Grossmanns (1881–1950). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang Verlag 1999
16 Archivalien; Nachlaß Henryk Grossmann; Schriften; Sekundärliteratur (2/99)

0 96-036
1 Univ. Bremen, FB 8, Bibliothekstraße, D-28359 Bremen
2 RÜBNER, Hartmut; Bremervörder Str. 60A, D-28219 Bremen; Tel. und Fax: 0421/392971
3 Prof. Dr. Peter Kuckuk
4 Laufend
5 Beginn: 6/96, Abschluß: 6/98
6 Diss.
8 Bearb.
9 Das Organisations- und Konfliktverhalten deutscher Seeleute während der Weimarer Republik
10 1918–1933
11 Deutschland; weltweit
12 Darstellung der ökonomischen, sozialpolitischen und rechtlichen Rahmenbedingungen in der Seeschiffahrt; Evaluation der grundlegenden Momente des berufsspezifischen Protest- und Arbeitskampfverhaltens unter Berücksichtigung formeller Organisationsbildung der Seeleute; Untersuchung des Zusammenhangs von Mobilität, Qualifikation und Beschäftigungsverhältnissen als modale Vorbedingungen für den Arbeiterradikalismus in der Seeschiffahrt
14 Rübner, Hartmut: Das Organisations- und Konfliktverhalten deutscher Seeleute während der Weimarer Republik, in: Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. Zeitschrift für die Regionalgeschichte Bremens im 19. und 20. Jahrhundert, Nr. 2. – [S. a. Proj.-Nrn. 96-036 (3/96), 96-057 (1/98) und 97-048 (4/97)]
15 Sozialgeschichtlicher Ansatz; Aktenanalyse; internationaler Vergleich
16 Ae; Archivalien; Zeitungen; Jahrbücher; Sekundärlitertur (2/99)

0 96-037
1 Univ. Mainz, Institut für Buchwesen, D-55099 Mainz; Tel. 06131/39-2580, Fax: 06131/39-5487
2 van MELIS, Urban, M. A.; c/o Univ. Mainz
3 Prof. Dr. Stephan Füssel; c/o Univ. Mainz; E-mail: fuessel@uni-mainz.de
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 8/96, Abschluß: 9/99
6 Diss.
8 Stipendien der Landesgraduiertenförderung des Landes Rheinland-Pfalz und der Horst-Kliemann-Stiftung zur Geschichte des Buchwesens, Frankfurt a. M.
9 Die sozialistische Arbeiterbuchgemeinschaft „Der Bücherkreis" als Antwort auf die Situation des Buchhandels in der Weimarer Republik
10 1918–1933
11 Deutschland
12 Ausgangspunkt der Studie ist die These, daß die Gründung des „Bücherkreises" sowohl eine Reaktion auf die für Arbeiter kaum tragbare Buchpreislandschaft der zwanziger Jahre war als auch auf die kulturpolitische Ausrichtung des traditionellen Buchandels; Darstellung des Buchhandels allgemein sowie Untersuchung und Analyse des „Bücherkreises"; der „Bücherkreis" und die dahinterstehenden Ideen einer angeblich besseren Buchpolitik sind als Teil einer Bewegung zu sehen, die nur verstanden werden können, wenn die historischen Rahmenbedingungen bekannt sind und berücksichtigt werden; darum werden dem Buchhandel allgemein und der Situation der Arbeiter speziell besondere Aufmerksamkeit – neben der buchwissenschaftlichen Untersuchung des „Bücherkreises" – gewidmet
13 Veröffentlichung als Monographie für 2000 geplant
14 van Melis, Urban: Die Buchgemeinschaften in der Weimarer Republik. Mit einer Fallstudie über die sozialdemokratische Arbeiterbuchgemeinschaft „Der Bücherkreis". Diss., Univ. Mainz 1999. – **van Melis, Urban: „Der Bücherkreis" (1924 bis 1933). Zur Geschichte und Bedeutung einer sozialdemokratischen Buchgemeinschaft.** M. A., Univ. Mainz 1996
16 Vollständige Verlagsproduktion; Fachblätter des Buchhandels; kulturelle Zeitschriften; diverse Texte und Periodika aus dem Bereich der Sozialdemokratie (2/99)

0 98-024
1 Univ. Bremen, FB 12, Institut für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung (IBL), Postfach 330440, D-28334 Bremen, Tel. 0421/218-2551 und /361-10734, Fax: 0412/218-4043, E-mail: hgh@zfn.uni-bremen.de; Hochschule Bremen, FB 1, Allgemeinwissenschaftliche Grundlagenfächer, Neustadtswall 30, D-28199 Bremen

2 ALHEIT, Peter, Prof. Dr.; HAACK, Hanna, Prof. Dr., Willem-Barent-Str. 31, D-18106 Rostock; HOFSCHEN, Heinz-Gerd, Dr.; MEYER-BRAUN, Renate, Prof. Dr., Sonnenstr. 14, D-28203 Bremen; u. a.
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 4/94, Abschluß: 10/97
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekte der Bearb.; Aufsätze
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 Kontinuität und Wandel in deutschen Arbeitermilieus während der 1950er Jahre. Vergleichende Fallstudien in den Regionen Bremen und Rostock
10 1945–1960
11 Bremen; Rostock
12 S. Proj.-Nr. 98-024 (3–4/98)
13 Alheit, Peter, Hanna Haack, Heinz-Gerd Hofschen und Renate Meyer-Braun unter Mitarbeit von Hendrik Bunke, Elke Dierßen, Jutta Friemann-Wille, Heidrun Herzberg, Kathrin Möller, Karin Thomsen-Labahn und Andreas Wagner: Gebrochene Modernisierung. Der langsame Wandel proletarischer Milieus. Eine empirische Vergleichsstudie ost- und westdeutscher Arbeitermilieus in den 1950er Jahren. Bd. 1: Sozialgeschichtliche Rekonstruktionen (= IBL-Forschung, Bd. 6). **Bd. 2: Soziologische Deutungen** (= IBL-Forschung, Bd. 7). Bremen: Donat Verlag 1999. X, 1093 S. (fortl. Pag.). – [S. a. Proj.-Nr. 98-024 (3–4/98)]
14 Endbericht an die Stiftung Volkswagenwerk (2/99)

0 99-003
2 KURZER, Ulrich, Dr.; Sültebecksbreite 7, D-37075 Göttingen; Tel. 0551/374587
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 4/99, Abschluß: 7/99
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 Konsumgenossenschaften in der SBZ und DDR
10 1945/49–1989
11 Sowjetische Besatzungszone, DDR
12 Untersuchung der Massenorganisation der Konsumgenossenschaften in der DDR hinsichtlich der Bedeutung für ihre Mitglieder; Formulierung von Arbeitshypothesen
13 Kurzer, Ulrich: Konsumgenossenschaften in der Sowjetischen Besatzungszone und DDR, in: Deutschland-Archiv, Jg. 32 (1999), H. 5, S. 812–823
14 Unveröffentlichte Mss.
15 Auswertung bisher vorliegender Forschungsarbeiten und -ergebnisse (Aufsätze, Handwörterbuch-Beiträge)
16 Archivmaterialien; veröffentlichte Statistiken; Handwörterbuch-Artikel; Aufsätze (2/99)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, IM INLAND UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

—

Neue Literatur

BERGER, Stefan: **The Search for Normality. National Identity and Historical Consciousness in Germany since 1800.** – Providence und Oxford: Berghahn Books 1997. XI, 307 S.

Seit dem rasanten Vereinigungsprozeß der beiden deutschen Staaten 1989/90 hat die Debatte um das, was eigentlich „deutsch" sei und in welcher staatlichen Form sich dies zu arrondieren habe, die Gemüter bewegt wie kaum ein anderer politischer Diskurs. Während die einen nun eine Gelegenheit sahen, endlich an die Stelle der „machtvergessenen" alten Bundesrepublik eine „selbstbewußte Nation" zu setzen, widersetzten sich andere einer Renaissance des Nationalismus. Jürgen Habermas warnte davor, die teilweise Wiederherstellung des Status quo ante für eine Rückkehr zur Normalität zu halten. Nun liegt eine Darstellung vor, in der der Autor Stefan Berger dieses Problem – die Suche nach einer Normalität des „Deutschen" – historisiert, indem er die Entwicklung des Geschichtsbewußtseins im Hinblick auf das Problem der „nationalen Identität" untersucht.

Der Untertitel des Buches ist insofern etwas irreführend, als im Mittelpunkt der Darstellung vor allem die Debatte seit 1990 steht. In zweiter Linie wird die unmittelbar vorgängige Entwicklung der sechziger bis achtziger Jahre dieses Jahrhunderts untersucht, während die „1800–1960" definierte Periode auf gut dreißig Seiten abgehandelt wird. Im Mittelpunkt der Arbeit steht der Beitrag der deutschen Historiker zum Diskurs um die Nation, wobei nicht nur die universitäre Fachwissenschaft einbezogen wird, sondern auch die zeitgeschichtlichen Wortmeldungen aus anderen Disziplinen sowie die öffentliche Geschichtskultur zwischen Schule und Museum. Im Kern geht es um den Beitrag der historisch argumentierenden Öffentlichkeit zur Debatte um die deutsche Nation. Unter diesem thematischen Fokus wird mit dem hier anzuzeigenden Buch ein wesentliches Segment aus der Zeitgeschichte der Geschichtswissenschaft vorgelegt, das bislang noch nicht systematisch untersucht worden ist. Nichtsdestoweniger ist dieses Thema von brennender Aktualität – nicht zuletzt für die Fachwissenschaft, wie die kontroverse Debatte um den Beitrag deutscher Historiker zur expansionistischen Bevölkerungspolitik des Nationalsozialismus zeigt, die im Umfeld des Historikertages 1998 die Öffentlichkeit beschäftigte.

Der Autor realisiert sein Vorhaben auf sehr breiter Quellenbasis und auf äußerst informative Art und Weise. Dabei hat er nicht nur die entscheidenden Aufsätze und Gesamtdarstellungen rezipiert, sondern auch eine Vielzahl von sonst nur schwer zugänglichen Zeitungsveröffentlichungen. Diese profunde Gesamtschau ergibt ein deutlich differenzierteres Bild, als es bislang vorherrscht. So sieht Berger – gegen Gerhard A. Ritter oder Winfried Schulze – in der Fischer-Debatte der frühen sechziger Jahre eine einschneidende Zäsur, in der die Vorherrschaft einer nationalistischen Historiographie gebrochen wurde und eine Pluralisierung der Ansätze begann. Andererseits war dies nun alles andere als der Auftakt zu einer antinationalen Dominanz und schon gar nicht der Beginn einer „neuen Orthodoxie" der Sozialgeschichte, wie es dann von seiten der vermeintlich Marginalisierten immer wieder hieß. Der Autor zeigt, daß diese so randständig nicht waren, sondern daß die nationale Schule auch in den sechziger und siebziger Jahren ihren Einfluß geltend machte. Mit vielerlei Detailbefunden zeichnet Berger das Bild einer differenzierten Geschichtslandschaft, bei der von eindeutigen Dominanzen, wie sie bis in die fünfziger Jahre hinein auszumachen sind, nicht mehr die Rede sein kann. In diesem Zusammenhang wird eben auch deutlich, daß die Vorstellung, der Gedanke einer machtbewußten einheitlichen Nation sei erst nach 1989 wie Phönix aus der Asche gestiegen, getrost ad acta gelegt werden kann. Tatsächlich hat sich diese Tendenz auch über die Jahre der methodologischen und thematischen Pluralisierung hinweg gehalten, erneuert, in sich weiter ausdifferenziert und auch auf frühere linke Kreise ausgestrahlt.

Allerdings tendiert der Autor dazu, dieser Richtung seit den achtziger Jahren mehr Gewicht beizumessen, als ihr wohl tatsächlich zukam. Sicherlich, von der Preußenausstellung über die Bismarckrenaissance und die „Friedensbewegung" bis hin zum Historikerstreit sind die zunehmenden Bestrebungen, so etwas wie „nationale Identität" zu rekonstruieren, nicht zu übersehen. Wahr auch, daß der Aufstieg der „Heimat"-Idee, wie sie etwa in der Geschichte-von-unten-Bewegung sichtbar wurde, auch kulturkritisch-atavistische Elemente enthielt und daß eine gewisse Koinzidenz mit dem gleichzeitigen Bemühen der DDR um das „nationale Erbe" nicht zu übersehen sind. Auf der anderen

Seite war die Beschäftigung mit Regionalgeschichte, wie sie nicht nur von örtlichen Laienhistorikerkreisen betrieben wurde, sondern auch in Schulen – nicht selten über Jahre hinweg –, vielfach eher eine Art postnationaler Selbstvergewisserungsversuch, die Idee, so etwas wie „Identität" jenseits der Nation zu finden. Die Tatsache, daß gerade die ungewohnten und kritischen Fragestellungen und Forschungsgegenstände dominierten – NS-Geschichte, Fremde in Deutschland, Arbeitergeschichte, Frauengeschichte –, deutet schon an, daß beim Kampf zwischen „Emanzipation" und „Identität" die emanzipatorische Seite vorherrschte, sowohl im Hinblick auf die Themen wie auch auf die Methoden. Auch daß aus Helmut Kohls „geistig-moralischer Wende" nicht recht etwas wurde, die Geschichtsinszenierungen des Kanzlers immer wieder mißglückten, während Bundespräsident Richard von Weizsäcker mit einer differenzierten Betrachtung des 8. Mai reüssierte, schließlich daß im Historikerstreit doch eher die liberale Seite das Übergewicht behielt – all dies spricht doch nicht so sehr für eine Reetablierung der Nation, sondern für ein sehr viel uneindeutigeres Bild, bei dem noch keineswegs ausgemacht ist, was in den Köpfen des Publikums obsiegte. Doch bei alledem bleibt Bergers Grundaussage unbestritten, daß „the conservative mainstream of the profession" die antinationale Herausforderung der sechziger Jahre annahm und mit einigem Erfolg versuchte, aus der Defensive wieder herauszukommen.

Eine neue Situation ergab sich freilich dann mit der „Wende" in der DDR und der deutschen Vereinigung. Im Hauptteil des Buches beschreibt Berger detailliert, wie stark die Vereinigung die bisherigen Paradigmen historischer Forschung und westdeutscher Geschichtskultur erschütterten. Mit der neuen praktischen Virulenz der Idee von der nationalen Einheit änderte sich die Perspektive auf die deutsche Vergangenheit dramatisch. Nach der Wende wurde nicht nur das „Mittellage"-Motiv wieder salonfähig, das seit der Fischer-Debatte eigentlich keine Rolle mehr gespielt hatte. Nun rückte auch der Nationalsozialismus als nicht mehr unmittelbare Vorgeschichte der neuen deutschen Staatlichkeit in eine weitere Ferne und wurde damit in durchaus mehrdeutiger Hinsicht historisierbar. Viele dezidierte Gegner einer nationalen Perspektive wurden durch den realen Gang der Geschichte in ihrem Urteil fundamental verunsichert. Hinzu kam die Renaissance des seit den späten sechziger Jahren kaum noch ernsthaft verwandten Totalitarismusparadigmas – eine Folge der galoppierenden Delegitimierung des „realen Sozialismus". Nicht zuletzt wurde die Idee des deutschen „Sonderwegs" weithin revidiert. Die unseligen Kontinuitäten der deutschen Geschichte zwischen 1871, 1914 und 1933 wurden zunehmend in Frage gestellt, Heinrich A. Winkler sprach davon, der tatsächliche „Sonderweg" sei erst mit der Bundesrepublik eingeschlagen worden. Zu alledem wird ausführlich, sehr kenntnisreich und nachvollziehbar argumentiert.

Indes – daß der öffentliche Diskurs zwischen 1990 und 1997 nun so ausschließlich nach rechts abgetrieben wäre, wie die Lektüre des Buches nahelegt, erscheint wiederum etwas einseitig. Natürlich ist die – nachträgliche – Wahl der rot-grünen Regierung keine Garantie für die Eindämmung nationalistischen Denkens, aber sie ist wohl ein Indikator dafür, daß das dumpfe Identitäts- und Großmachtgeraune auch in Gesamtdeutschland nicht ohne weiteres mehrheitsfähig ist. Der Autor neigt dazu, die nationalen Phantasien mancher Intellektueller – auch solcher mit ehedem jugendlichem Linksdrall – für repräsentativ zu halten. Seine im Detail sicher zutreffende Aufzählung der zahlreichen nationalistischen Bestrebungen verdichtet sich zu einem Gesamtbild des neudeutschen Diskurses, über das man streiten kann. Daß nun gerade Intellektuelle in einer solch tiefgreifenden Umbruchsituation wie 1989/90 dazu neigen, die Dinge neu und „unverkrampft" durchdenken zu wollen, kann sicherlich nicht weiter verwundern. Die eigentlich bedeutsame Frage liegt aber wohl darin, wie sich die Gesellschaft solcherart revisionistischen Tendenzen gegenüber verhält. Und da scheint sich doch das lange und schwer genug ausgebildete kritische Fundament der alten Bundesrepublik als verhältnismäßig stabil zu erweisen. Gerade die nach der alles überwuchernden Revision der DDR-Geschichte völlig unerwartete Renaissance der Debatte um die NS-Vergangenheit, wie sie sich im Streit um Goldhagens Buch, die Wehrmachtsausstellung, das Holocaustdenkmal und um die Walser-Rede zeigte und zeigt, scheint doch eher ein Zeichen dafür zu sein, daß die Aversionen gegen die umstandslose Entsorgung der Vergangenheit und eine Rückkehr zur „Normalität" in der deutschen Öffentlichkeit nach wie vor ausgeprägt sind.

Vermutlich bringt ein solcher thematischer Fokus es mit sich, daß diejenigen Tendenzen, die im Mittelpunkt der Untersuchung stehen sollen, sich eben besonders stark abbilden. Doch die leichte Schlagseite, die sich bei der Lektüre des Buches hier und da ergibt, rückt der Autor in seinem abgewogenen Gesamturteil wieder zurecht. An diesem

Buch wird nicht vorbeikommen, wer sich fundiert über die Entwicklungslinien eines Paradigmas informieren will, das in der deutschen Historiographie zumeist konstitutiv war und jüngst zu neuer Bedeutung gelangt ist.

Detlef Siegfried

LITTEN, Freddy: **Gesamtverzeichnis der ausländischen mikroverfilmten Archivalien in der Bayerischen Staatsbibliothek München** (= Osteuropa-Institut München; Mitteilungen, Nr. 36). – München: Osteuropa-Institut (Schreinerstr. 11, D-81679 München) 1998. 239 S.

Die Sammlungen von verfilmten Archivbeständen in der Bayerischen Staatsbibliothek München, der Staatsbibliothek Berlin und der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen dürften einmalig im deutschen Bibliothekswesen sein.

Für die Forscher haben diese Sammlungen eine überaus große Bedeutung. Ermöglichen sie doch, historische Primärquellen in Gestalt des Archivgutes und Sekundärquellen in Form des Bibliotheksgutes im Komplex auszuwerten. Zudem geben die Quellenübersichten die Möglichkeit, die Forschungen in ausländischen Archiven und Bibliotheken rationeller vorzubereiten.

Die vorliegende Publikation liefert den Schlüssel zur großen Sammlung in der Bayerischen Staatsbibliothek München.

Für die Archive gehört es seit der Entwicklung der modernen Filmtechnik zum Service, für die wissenschaftliche Forschung zu deren umfassender Information ergänzend zu den überlieferten eigenen Quellen korrespondierende aus anderen Archiven zu beschaffen. In der DDR vollzog sich das z. B. im Rahmen der Bestandsergänzung, die von der Staatlichen Archivverwaltung organisiert und koordiniert wurde. So wurden die Kontakte zu den Archiven und Dokumentationseinrichtungen in den sozialistischen Ländern, aber auch hinsichtlich überlieferter deutscher Bestände in den USA und Großbritannien genutzt. Wissenschaftliche Institute der DDR wie das Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften betrieben thematisch bezogene Quellenerwerbungen, deren Ergebnisse z. T. der Staatlichen Archivverwaltung übergeben wurden.

Für Bibliotheken in West wie in Ost gehört der Erwerb von Mikrokopien von Archivalien aber durchaus nicht zum Alltag ihrer „Beschaffungspolitik".

Mikrokopien in Form von Filmen und Fiches liegen in der Bayerischen Staatsbibliothek München sowohl aus Archiven als auch aus Bibliotheken vor. Sie enthalten Kopien der Quellen und in den meisten Fällen auch die sie erschließenden Findmittel.

Inhaltlich beziehen sich die Filmbestände dieser Bibliothek in erster Linie auf die Geschichte Deutschlands und die Beziehungen Deutschlands zu den Ländern, aus denen die Kopien erworben wurden. Beschafft wurden darüber hinaus Filmkopien zu wichtigen internationalen Ereignissen wie zum Zweiten Weltkrieg, zum Kalten Krieg und zum Vietnamkrieg.

Für die Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung sind vor allem Filme interessant aus dem Public Record Office in Kew/England zum Spanischen Bürgerkrieg 1936–1939, aus dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam mit dem Archiv der russischen „Partei der Sozialrevolutionäre" (1870–1935), dem Russischen Zentrum für die Aufbewahrung und Erforschung von Dokumenten zur neueren Geschichte, Moskau, mit Nachlässen von Führern der russischen Revolution wie M. I. Kalinin, S. M. Kirov, W. M. Molotov, L. D. Trotzki und dem Kominternarchiv mit 14559 Mikrofiches aller sieben Kominternkongresse und den dreizehn Tagungen des EKKI. Dazu korrespondieren die Filme aus dem Zentrum für die Aufbewahrung zeitgenössischer Dokumentation und des Staatsarchivs der Russischen Föderation, ebenfalls Moskau, mit Dokumenten des Zentralkomitees und der Zentralen Parteikontrollkommission der KPdSU, ihrer Parteitage und -kongresse.

Der Aufbau des Verzeichnisses erfolgte nach dem Provenienzprinzip, d. h. den Herkunftsarchiven der Filme, so daß z. B. die Überlieferung der Akten des polnischen Außenministeriums 1918 bis 1940 im Bestand des National Archivs, Washington, zu finden ist, was das Auffinden der Quellen in diesem Falle sicher erschwert.

Wie das Verzeichnis sichtbar macht, liegen Mikrofilme zu Beständen der wichtigsten Archive der Welt vor – aus Frankreich, Großbritannien, Rußland, den USA, aber auch aus Belgien, Israel, den Niederlanden, Polen und anderen Ländern.

Wichtig ist der Hinweis, daß der reiche Bestand an Mikrofilmen und -fiches über Fernleihe im ganzen Land genutzt werden kann, was allerdings die exakte Signaturangabe auf Grundlage des vorliegenden Verzeichnisses voraussetzt. Trotz des Hinweises des Herausgebers, daß mit der Sichtung des vorliegenden Verzeichnisses die Recherche am

Bibliothekskatalog überflüssig sein könnte, erscheint es bei der Durchsicht des Verzeichnisses kaum möglich, anhand der verzeichneten Betreffe eine thematisch und zeitlich eingegrenzte Bestellung ohne vorherige Sichtung des ebenfalls in Kopie vorliegenden Findmittels vorzunehmen.

Gerlinde Grahn

Die SED. Geschichte, Organisation, Politik. Ein Handbuch. Hrsg. von Andreas HERBST, Gerd-Rüdiger STEPHAN und Jürgen WINKLER. In Zusammenarbeit mit Christine KRAUSS und Detlef NAKATH (Gesamtredaktion). – Berlin: Dietz Verlag 1997. XIX, 1127 S.

Zweifellos füllt das Buch eine wichtige Lücke. Die Staatspartei der DDR hat merkwürdigerweise auch seit dem Umbruch verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit gefunden – gar nicht zu vergleichen mit dem Aufwand, der ihrem „Schild und Schwert" gilt. Das Handbuch zeigt diese vergleichsweise disparate Forschungssituation auch an. Längst nicht alle Einzelthemen können sich auf breite und neue Forschungen stützen.

Der Charakter eines Handbuches ist auch gewahrt. Auf Vorbilder wird explizit Bezug genommen: so auf das in drei Ausgaben erschienene „DDR-Handbuch", zunächst von Peter Christian Ludz, zuletzt von Hartmut Zimmermann besorgt, und das von Martin Broszat und Hermann Weber herausgegebene „SBZ-Handbuch" (zuerst München 1990). Indes können diese Standards nicht eingehalten werden – vielleicht auch, weil ja die Material- und Quellengrundlage einfach nicht vergleichbar ist.

Im ersten Abschnitt des Bandes (rund 115 Seiten) wird ein Abriß der Geschichte der Partei vorgelegt. Andreas Malycha behandelt die Zeit bis zum Mauerbau, Gerd-Rüdiger Stephan die Zeit bis zur „Wende" 1989 und Gero Neugebauer die Mutation zur PDS. Konzentriert auf die Politikgeschichte, legen die beiden ersten Autoren eine Übersicht vor, die nur zum geringeren Teil auf der Erschließung neuen Quellenmaterials beruht. Dabei zeigt sich vor allem für die fünfziger und sechziger Jahre noch ein besonderer Forschungsbedarf. Die Gründungs- und Frühgeschichte der Partei ist ja nicht zuletzt durch Arbeiten von Andreas Malycha selbst intensiv bearbeitet worden. Bemerkenswert ist, daß er einen detaillierten Merkmalkatalog einer stalinistischen Partei entwickelt. Er nennt dreizehn Punkte, die vom Zentralismus über eine Apparatdiktatur oder die Rolle der Gewalt bis hin zu „Säuberungen", permanenter Überwachung (Kontrolle der Kader) und Legitimation durch das marxistisch-leninistische Geschichtsbild reichen. Gerd-Rüdiger Stephan hat für die achtziger Jahre mehrere ergiebige Quellenbände vorgelegt, aus denen ein gedrängtes, aber recht dichtes Bild des mißlungenen Krisenmanagements der Parteiführung angesichts der Bedingungen auf dem Weltmarkt und der Stagnationserscheinungen im Innern gezeichnet wird. Der Umbruch von der SED zur PDS bietet demgegenüber ein widersprüchlicheres Bild. Das Krisenszenario vom Herbst 1989 scheint zumindest auf den Führungsetagen nun weitgehend erhellt zu sein, dagegen fällt die Darstellung vor und nach dem außerordentlichen Parteitag im Dezember deutlich ab. Man hätte sich hier eine breitere Analyse der Tätigkeit des Arbeitsausschusses gewünscht; auch der Sonderparteitag selbst als Scharnier der äußerlichen Verwandlung der Partei wird nur knapp behandelt. Ferner zeigen sich formale Mängel: Was soll man für die erste „stürmische" Phase der SED-PDS aus lapidaren Fußnoten wie „PDS-Archiv" entnehmen?

Lutz Prieß und Matthias Wagner untersuchen im zweiten Kapitel die Organisationsstruktur und -entwicklung der Partei. Einer gründlichen Analyse des Parteiaufbaus und seines Wandels steht eine enttäuschend knappe und verhältnismäßig wenig aussagekräftige Abhandlung über Mitglieder und Funktionäre gegenüber – beides von demselben Autor verfaßt. Nicht viel umfangreicher und eher die quantitative Dimension erörternd sind die Ausführungen zum Nomenklatursystem. Auch das verdeutlicht, welcher Forschungsbedarf hier noch besteht.

In 22 Einzelabschnitten werden im dritten Kapitel die wichtigsten, ja eigentlich fast alle Politikfelder der SED vorgestellt. Freilich zeigen sich dabei große Unterschiede, auch das fraglos dem heterogenen Forschungsstand geschuldet. Ein fast ärgerlicher Fall ist ausgerechnet das zentrale Thema Partei und Staat. Die Ausführungen fallen deutlich hinter den Kenntnisstand der alten Bundesrepublik zurück; die Arbeiten etwa von Ernst Richert bieten – bekanntlich ohne Archivzugang – auch heute noch deutlich mehr, als hier im „Handbuch" präsentiert wird. Einen Kontrast stellt dann das Verhältnis von SED und KPdSU dar, zumal hier die Materiallage noch schwieriger zu sein scheint. In den weiteren Abschnitten dieses Kapitels spannt

sich der Bogen von der Außenpolitik über die Wirtschaft, die Ideologie und Propaganda bis hin zur Kultur-, Schul- und Frauenpolitik. Manche Analysen, so etwa die der Deutschlandpolitik, bleiben weitgehend auf der Ebene veröffentlichter Dokumente, auch über die Militärpolitik findet der Leser wenig Neues. Angaben zu den Kosten der Militärapparates fehlen, immerhin werden die Namen der Mitglieder des ersten Nationalen Verteidigungsrates von 1960 an genannt.

Es gibt aber auch Gegenbeispiele: Thomas Kleins Darstellung von Opposition und Widerstand ist materialreich und bleibt zugleich nicht bei den „klassischen" Themen der Opposition stehen.

Die sechziger Jahre sind ebenso intensiv behandelt wie die Repressionspraktiken unter Honecker. Heraus ragt ferner die Darstellung des Verhältnisses von Staatspartei und Staatssicherheit (verfaßt von Walter Süß).

Zu bedauern ist, daß der Ideologie und ihren Wandlungen kein eigenes Kapitel gewidmet wurde – das wird zusammen mit der Propaganda (von Monika Gibas) untersucht. Zu fehlen scheint in dieser breiten Palette eigentlich nur ein Thema: die Finanzpolitik, die selbstverständlich auch die Devisenbeschaffung mit beleuchten müßte. Daß dank der Wirtschaftspolitik der SED ihr Staat am Ende bekanntlich am Rande des Bankrotts stand, ist hinlänglich bekannt, der Weg dorthin wird von Jörg Roesler (Wirtschafts- und Industriepolitik) nur gestreift.

Das vierte Kapitel, mit „Glossar" überschrieben, enthält eine Art lexikalischer Erschließung wichtiger Begriffe des Parteilebens, so Einsatzleitungen, Parteidisziplin, demokratischer Zentralismus oder Revisionskommission. In der Regel überschreiten diese Erläuterungen den Umfang von einer Seite nicht.

Das folgende Kapitel ist das umfangreichste des Bandes: Es enthält rund sechzig „ausgewählte" Dokumente. Laut Gerd-Rüdiger Stephan handelt es sich um Schlüsseldokumente, die zugleich die Abschnitte zu Geschichte, Organisation und Politikfeldern belegen und beleuchten sollten. In der Tat dürfte diese Sammlung das auch leisten. Über Auswahlkriterien kann man bekanntlich immer streiten, aber Einseitigkeiten oder große Lücken fallen nicht ins Auge. Wiedergegeben sind nicht nur „offizielle" Dokumente der Partei, wie Statuten und Programme, sondern etwa auch das vom „Spiegel" publizierte „Manifest der Opposition" von 1977 oder ein Stasibericht über die Folgen des „Sputnik"-Verbots vom November 1988. Die Kehrseite dieser Fülle, die ja rund 45 Jahre abdecken muß: Viele Texte können nur in Auszügen wiedergegeben werden.

Eine besonders arbeitsintensive Leistung folgt im sechsten Kapitel: eine Liste der Führungsstrukturen der Partei und danach rund 1500 Kurzbiographien von Parteifunktionären – auf rund 230 Seiten. Aufgeschlüsselt werden die Namenslisten der obersten Führungsgremien der SED, die Sekretariate der Landesleitungen und (ab 1952) der Bezirksleitungen, einschließlich der Gebietsleitung Wismut, die den Rang einer Bezirksparteiorganisation genoß. Aufgeführt sind ferner Namenslisten der Abteilungsleiter der Parteivorstände und des ZKs bis hin zu den Verantwortlichen in der Parteipresse. Dieser Teil läßt eigentlich keine Wünsche offen. Dem schließt sich zuletzt eine recht nützliche Zeittafel (von Manfred Teresiak) an.

Festzuhalten bleibt: ein zum Teil informatives, zum Teil blasses Handbuch. Vor allem manche Sachkapitel sollten recht bald auf der Basis neu erschlossener Akten fortgeschrieben werden.

Werner Müller

GRAB, Walter: **Jakobinismus und Demokratie in Geschichte und Literatur: 14 Abhandlungen.** Mit einer Einführung von Hans Otto HORCH (= Forschungen zum Junghegelianismus. Quellenkunde, Umkreisforschung, Theorie, Wirkungsgeschichte, Bd. 2). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang Verlag 1998. 268 S.

Geboten wird eine Auswahl von vierzehn zwischen 1988 und 1996 in Periodika und Sammelbänden publizierten Aufsätzen, mit denen Grab, einer der Nestoren der deutschen Jakobinismusforschung, seine vor mehr als drei Jahrzehnten begonnenen Untersuchungen sowohl im Umfang des Erkundungsbereichs als auch in der historischen Dimension bedeutend erweitert hat. Horch ordnet sie thematisch nach drei historischen Etappen des Ringens um eine demokratische und soziale Gesellschaftsordnung.

Ein Großteil behandelt das Zeitalter der Französischen Revolution: die Kontroverse über die Menschenrechte in Deutschland, die Leistungen der französischen Jakobiner 1793/94, das Verhältnis der Jakobiner zur Freimaurerei, die norddeutschen Jakobiner als politische Erben Lessings, das breite Feld ihrer Vertreter und ihrer Publizistik; gruppiert um, aber keineswegs beschränkt auf die im Titel genannten Schlüsselfiguren Heinrich

Würzer, Gottfried August Bürger, Johann Heinrich Voss und Georg Conrad Meyer sowie das Jakobinertheater. Als Brückenschlag zur Revolution von 1848/49 erscheinen zum einen die deutschen Burschenschaften, die Grab übergreifend in den Konnex mit den nationalrevolutionären Emanzipationsbewegungen in Europa und Südamerika einbindet, zum anderen der Aufruf Georg Büchners im Konnex der Revolutionsaufrufe von 1791 bis 1848.

Die Achtundvierziger werden gewürdigt in den – ebenfalls mit ihren Zeitgenossen verglichenen – Gestalten des sozialen Demokraten Stephan Born, dessen Leistung Grab gegen Fehlurteile herausstellt, und des Dichters Ferdinand Freiligrath. Grabs kritische soziologische Analyse der mannigfachen Strömungen betont durchgängig die Differenz der revolutionär-demokratischen zu den elitären gemäßigt-liberalen Bestrebungen. Der stete Einbezug des ökonomischen, politischen und geistigen Umfelds und der gesamtgesellschaftlichen und internationalen Lage erlaubt ein abgewogenes, begründetes Urteil über ihre historische Legitimität sowie über ihre aktuelle Bedeutung. Im letzten Aufsatz „Drei große Utopien der Menschheit: Das Christentum, die jakobinische Tugendlehre, der Kommunismus" sieht Grab die Menschheit von heute an einem „welthistorischen Scheideweg", der Alternative zwischen Selbstvernichtung und realer Möglichkeit, „eine Überflußgesellschaft ohne Ausbeutung und Klassenherrschaft zu schaffen, mit gleichen Rechten und Chancen für alle Menschen, ohne Unterschied des Geschlechts, der Herkunft und der Hautfarbe".

Horchs kurze Einführung in Walter Grabs Vita verweist eingangs auf das „historisch-politische Credo" des Verfassers: „Demokratie und Judenemanzipation waren [...] zwei Seiten derselben Medaille" – hinzuzufügen wäre der vielfach verzeichnete aktive Anteil deutscher Demokraten jüdischer Herkunft an „einer gemeinsamen Lösung der jüdischen und deutschen Schicksalsfragen" (S. 196). Sie schließt mit dem Heine-Wort, das Grab für sein eigenes Werk geltend macht: einzutreten für „eine unwandelbare Liebe für die Sache der Menschheit und ein Beharren in meinen demokratischen Grundsätzen".

Joachim Höppner

TOURY, Jacob: **Deutschlands Stiefkinder. Ausgewählte Aufsätze zur deutschen und deutsch-jüdischen Geschichte** (= Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv, Bd. 18). – Gerlingen: Bleicher Verlag 1997. 232 S.

Der Autor, 1915 als Franz Königsberger in Beuthen, Oberschlesien, geboren, wanderte 1935 nach Palästina aus, studierte an der Hebräischen Universität Jerusalem, arbeitete nach seiner Promotion am Technion in Haifa und an der Universität Tel Aviv, wo er maßgeblich am Aufbau des Instituts für Deutsche Geschichte beteiligt war. Zu seinem 80. Geburtstag hat das Institut einen Sammelband mit ausgewählten Aufsätzen zur Krisengeschichte der Juden in Deutschland, eng verzahnt mit der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, zusammengestellt.

Der Befund des Historikers Toury: Juden wie Arbeiterbewegung sind in der deutschen Geschichte als Stiefkinder einer Nationalgeschichte zu verstehen, in der die soziale Emanzipation der Arbeiterschaft parallel bzw. zeitlich nur wenig verschoben zur rechtlichen Emanzipation der Juden verlief. Toury sieht die hohe politische Zeit der Arbeiterbewegung wie die endgültige faktische Integration der deutschen Juden in der Weimarer Republik. Zentrale Bedeutung hat dabei für ihn die Gründungsgeschichte des Reichsbanners, mit der sich der umfangreichste Aufsatz des Bandes sowie eine kürzere Arbeit über jüdische Aspekte der Reichsbannergründung befassen. Der erstgenannte Aufsatz basiert auf Recherchen in den bis 1989 verschlossenen Archiven der DDR wie natürlich auch in den übrigen Landesarchiven.

Anhand der Ereignisse an den regionalen Brennpunkten der jungen Weimarer Republik geht Toury den Formierungen einer republikanischen Abwehrfront gegen rechte und linke Umsturzversuche in Sachsen und Thüringen, in Bayern, im Ruhrgebiet und in Ostpreußen, in den Hansestädten, in Mecklenburg, Pommern und Schlesien und natürlich im Gründungsgau des Reichsbanners Magdeburg-Anhalt nach, damit wesentliche Ergänzungen zum ersten Teil des Standardwerkes von Karl Rohe „Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold" von 1966 bietend. Toury kommt schließlich zu dem Schluß, daß die „Gründung viel mehr durch den Aktivismus der sozialdemokratischen Parteibasis als auf Initiative der Führung ins Leben getreten sei", daß Partei und Gewerkschaften durch diese Gründung und ihre verblüffend schnellen Erfolge überrascht und überrannt worden waren und es nie so recht zu einer vorbehaltlosen

Identifikation brachten. Tourys Fazit: Der „Stiefvater" wollte und konnte dem „Stiefkind" nicht vertrauen.

In seiner bereits Ende der achtziger Jahre verfaßten, hier jedoch erstmals in deutscher Sprache veröffentlichten Studie zu den jüdischen Aspekten der Reichsbannergründung geht er den Wurzeln der von Rohe nicht weiter beachteten Passage im Reichsbanner-Gründungsaufruf gegen die „schmachvolle Judenhetze" nach. „Dieser blöde Antisemitismus, der sogar die Seele der Kinder vergiftet, macht Deutschland nicht nur in der Welt lächerlich, sondern ist innenpolitisch wie außenpolitisch eine Gefahr." Toury spürt dem frühen lokalen Engagement auch von jüdischer Seite, etwa in Bremen und Hamburg, München, Nürnberg und Würzburg nach – mit dem Schluß, daß sich Juden an allen Ausgangspositionen für die Reichsbannergründung im Frühjahr 1924 finden, daß es jedoch nur in Ausnahmefällen zu einer Zusammenarbeit zwischen dem Reichsbanner und dem Reichsbund jüdischer Frontsoldaten oder dem Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens gekommen ist.

In den übrigen vier Aufsätzen untersucht der Autor die Dynamik der Beziehungen zwischen Juden und Arbeiterbewegung im Deutschland des 19. Jahrhunderts, den Prozeß der Lokalemanzipation mit der Herausbildung jüdischer Bürgerrechte in deutschen Ortschaften, die Problematik der jüdischen Führungsschichten im deutschsprachigen Raum von 1880 bis 1933 sowie die Frage nach einem Krisenbewußtsein unter den Juden während der „guten Jahre" der Weimarer Republik 1924 bis 1929. – Eine Bibliographie von 152 Schriften Jacob Tourys in hebräischer, englischer und deutscher Sprache beschließt diese sehr informative, faktengesättigte Auswahl von Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte des 19. und des 20. Jahrhunderts.

Beatrix Herlemann

Komintern i ideja mirovoj revoljuzii. Dokumenty. (Die Komintern und die Idee der Weltrevolution. Dokumente). Bearb. von Jakov Drabkin, Leonid Babičenko und Kyril Širinja (= Dokumente der Komintern). – Moskau: Verlag Nauka 1998. 949 S.

Der in der Reihe „Dokumente der Komintern" erschienene Band ist eine wissenschaftliche Sensation. Gemeinsame Herausgeber der Reihe sind das Institut für Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften und das Russische Zentrum für die Bewahrung und Erforschung der Dokumente zur neuesten Geschichte (RZChIDNI). Bis auf seltene Ausnahmen (wie z. B. die „Thesen der Gruppe Internationale" vom Januar 1916) werden die 225 chronologisch und nach Themenkomplexen geordneten Dokumente aus den anderthalb Jahrzehnten zwischen 1919 und 1935 erstmals oder erstmals vollständig bzw. unverfälscht der Forschung zugängig gemacht. Dazu kommen seltene Fotos u. a. von Karl Radek und Paul Levi oder Faksimiles von Handschriften Nikolai Bucharins und eines gemeinsamen Briefs von Radek und Bucharin vom 8. April 1922 aus Berlin an das Politbüro des ZK der RKP(B).

Die sachkundige Einleitung des Bandes durch Jakov Drabkin (S. 3–68) zum Thema: „Die Idee der Weltrevolution und deren Transformation" legt die weit zurückreichenden Wurzeln offen, auf die der Begriff „Weltrevolution" zurückgeht. Besonders stark waren sie Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der sozialdemokratischen Bewegung Europas. Der Begriff der Weltrevolution bestimmte die Gründung und das Wirken der Kommunistischen Internationale (KI) mit, er unterlag jedoch zahlreichen und nachhaltigen Wandlungen in den zwanziger und dreißiger Jahren. In den politischen, aber auch wissenschaftlichen und noch häufiger in publizistischen Auseinandersetzungen wurde und wird er oft mißbraucht und mißdeutet.

Der erstmals uneingeschränkte Zugriff auf das Archiv der Komintern ermöglicht es, Genesis, Wirken und Transformation der Komintern an Hand der Quellen darzustellen. Der hier anzuzeigende Band ist als Auftakt für eine auf vorläufig sieben Bände angelegte Reihe gedacht, in der bereits zwei Halbbände zum Thema „Die Komintern und der Zweite Weltkrieg" erschienen sind und das Manuskript für den Band „Die Komintern gegen den Faschismus" sich bereits beim Verlag befindet. Die Quellen schließen Lücken in der Forschung, die zumeist ideologischen Scheuklappen und politischen Vorbehalten sowie der jahrzehntelang nahezu totalen Unmöglichkeit des Zugangs zu den Originalquellen geschuldet sind.

Der thematisch weitgefächerte Band „Die Komintern und die Idee der Weltrevolution" ermöglicht eine quellengestützte und umfassende Rekonstruktion der Geschichte der KI. Gängige Legenden über sie sind zu korrigieren. Die erstmals umfassend dokumentierte und analysierte Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der KI erhellt bisher nicht oder wenig bzw. bruchstückhaft bekannte

Seiten ihrer Tätigkeit. Dazu gehören auch der Finanzierungsmechanismus der KI und ihrer Sektionen, die konspirative militärische Arbeit einschließlich der Unterstützung dieser Seite ihres Wirkens durch „Fachberater" und Waffen sowie eine spezielle militärische Ausbildung. Vor allem jedoch stehen die inneren Auseinandersetzungen um Tempo, Etappen und Stoßrichtungen der internationalen Revolution und die damit verbundenen Debatten um die Strategie sowie um die damit verbundenen taktischen Entscheidungen im Mittelpunkt der Quellenedition.

Die Originaldokumente machen die tragische und zerstörerische, einschließlich der selbstzerstörerischen Wandlung einer ursprünglich humanen und vom selbstlosen Kampf und Heroismus der Massen getragenen Idee und Bewegung, die sich zum Ziel gesetzt hatten, die menschliche Zivilisation vor dem Untergang zu retten, deutlich. Sichtbar wird, wie eine große soziale und politische Alternative zur Barbarei entworfen und umzusetzen versucht worden ist. Die Dokumente verdeutlichen auch, wie diese Idee mißbraucht und zum Feigenblatt für die imperiale Großmachtpolitik der Sowjetunion erniedrigt wurde, wie schließlich anstelle der Idee des Internationalismus nationalistische und chauvinistische Ziele rückten.

Dieser keineswegs gradlinige und niemals alternativlose Entwicklungsweg der KI wird dokumentiert. Sichtbar wird das revolutionäre und romantische Pathos der ersten Jahre, werden die abenteuerlichen „Jugendsünden" z. B. 1921 und 1923 in Deutschland, das Bemühen um realistische Lagebeurteilungen, die Auseinandersetzungen um ein den Zeiterfordernissen entsprechendes Verhältnis zur Sozialdemokratie und zur Einheitsfront, zum Export der Revolution (bei der Lenin zufolge z. B. Polen 1920 „mit dem Bajonett" zu prüfen oder im gleichen Jahr außer Ungarn „vielleicht auch Tschechien und Rumänien zu sowjetisieren" waren; S. 186), zur „Bolschewisierung" der kommunistischen Parteien, zum Verdikt des „Sozialfaschismus" und zur Politik gegenüber dem deutschen Faschismus.

Aus dem Dunkel der Geschichte treten mit ihren politischen Konzepten, ihren (anfangs noch geführten) Diskussionen, ihren Beiträgen zur Strategie und Taktik jene historischen Persönlichkeiten, deren Wirken die KI geprägt oder mitgetragen hat und die im Zuge der Stalinisierung entweder zu Unpersonen gemacht worden sind, oder deren politisches Wirken grundlegend entweder zum positiven oder zum negativen hin verfälscht wurde. So ist im Lichte neuer Dokumente nicht nur das Bild Dimitrovs oder Stalins zu korrigieren, sondern auch das Bild Bucharins, Lenins, Radeks, Sinovjevs, Vargas und weiterer Kominternfunktionäre. Auch die persönlichen Beziehungen z. B. zwischen Radek und Lenin oder Stalin und Radek (s. z. B. den Brief Radeks an Sinovjev aus Berlin vom 28. April 1922) werden sichtbar.

Wenngleich zu jedem Themenkreis zahlreiche Schlüsseldokumente vorgelegt werden, bleiben nach wie vor Lücken und offene Fragen für die Forschung, angefangen bei den Entwicklungsetappen der KI bis zu ihren Nachwirkungen.

Bereits jetzt bringt der Dokumentenband Licht in bisher unbekannte oder nur teilweise bekannte oder einseitig beleuchtete Vorgänge. Er schafft Klarheit über Begriffe, Begriffsinhalte und deren Wandlungen. Das betrifft vor allem den Zeitraum von 1919 bis 1923, aus dem etwa die Hälfte der Dokumente des Bandes stammt, der insgesamt über die Jahre zwischen dem Gründungskongreß und dem VII. Weltkongreß der KI Auskunft gibt. Ein Problem für die Arbeit mit dem Quellenband ergibt sich daraus, daß alle Dokumente in Russisch vorgelegt werden, auch dann, wenn die Originalfassung z. B. deutsch war. Zumindest fürs erste ist dann die Arbeit mit einer Rückübersetzung und damit verbundenen Verlusten an Präzision unumgänglich (z. B. S. 391–398).

Obwohl der Band die Geschichte der Kommunistischen Internationale im Auge hat, ist er für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung von besonderer Bedeutung. Das ergibt sich daraus, daß die meisten seiner Dokumente die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung berühren (darunter so sensationelle wie der Brief Karl Radeks vom 24. Januar 1919 aus Berlin) oder die betreffenden Dokumente von deutschen Funktionären (u. a. Klara Zetkin zur Situation in der KP Italiens) stammen. Weiterhin berücksichtigt ist die europäische Arbeiterbewegung vor allem Südost- und Südeuropas, in geringerem Umfang auch die Arbeit der Kominternsektionen in den USA, in Großbritannien, im Mittleren Osten sowie in Fernost.

Der Zugriff auf die Quellen wird durch die Chronologie der Dokumente (mit jeweiliger Angabe zum Inhalt) und das Personenregister (leider nur in kyrillischer Schreibweise) leicht gemacht. Die ausführlichen Anmerkungen zu jedem Dokument, ein Verdienst der Bearbeiter, informieren präzise über Personen, historische Umstände usw.

Diese Quellenedition insgesamt und dieser Band insbesondere sind unverzichtbar für die wissenschaftliche Forschung zur KI. Aufgabe des Verlags ist es, daß sie nicht nur in Moskau ausgeliefert

wird, sondern auch in anderen Ländern gekauft werden kann. Die im Impressum genannte Auflagen„höhe" – offensichtlich noch in letzter Minute vor dem Druck nach unten korrigiert – ist unzureichend.

Gerhard Kaiser

Die Sozialdemokratie in der Emigration. Die „Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien" 1941–1946 und ihre Mitglieder. Protokolle, Erklärungen, Materialien. Bearb. und eingel. von Ludwig EIBER. Projektleitung: Herbert OBENAUS und Hans-Dieter SCHMID (= Archiv für Sozialgeschichte, Beih. 19). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachfolger 1998. CLXXV, 911 S.

Die Dokumentation knüpft an die 1995 publizierten Protokolle des Parteivorstandes der Sopade in der ČSR und Frankreich 1933–1940 an[1] und macht die zentralen Unterlagen zur Union der deutschen sozialistischen Organisationen in Großbritannien und deren Mitgliederorganisationen ISK, Neu Beginnen, SAP und SPD einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich. Die insgesamt 331 Dokumente behandeln den Zeitraum von den Planungen zur Bildung der Union nach der Flucht der SPD-Parteivorstandsmitglieder Hans Vogel und Erich Ollenhauer nach Großbritannien Ende 1940/Anfang 1941 bis zur Auflösung der Union Ende 1945 und der Verschmelzung der einzelnen Organisationen mit der neugebildeten SPD in Deutschland. Den Hauptteil der Dokumente nehmen dabei die Erklärungen und Protokolle des Exekutivkomitees der Union und die programmatischen Ausarbeitungen im Umfeld der Union ein. Ergänzt werden sie vor allem durch Notizen und Korrespondenzen des SPD-Parteivorstandes in Großbritannien.

Dagegen wurden Unterlagen der drei anderen Mitgliedsorganisationen nur in geringem Umfang abgedruckt, da hier, worauf der Bearbeiter Ludwig Eiber in seiner Einleitung hinweist, die Quellen teilweise nur sehr lückenhaft überliefert sind. Die Entscheidungsabläufe und Diskussionen in diesen Organisationen zur Politik der Union bleiben daher blaß gegenüber den in den Dokumenten wiedergegebenen Diskussionen im Dachverband und in der SPD. Eine Sonderrolle im Umfeld der Union spielte ferner die Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien, deren Vertreter Hans Gottfurcht sich im Exekutivkomitee der Union an den Planungen, Beratungen und Ausarbeitungen von Nachkriegsprogrammen intensiv beteiligte, obwohl die Landesgruppe selbst der Union nicht angehörte. In der Dokumentation wurde daher auf eigene Unterlagen der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter verzichtet.

Die Dokumente veranschaulichen insgesamt zum einen die internen Strukturen, Kommunikationsformen und die Meinungsbildung in der Führungsgruppe der Union. So waren schon aufgrund der gemeinsamen oder dicht beieinanderliegenden Wohnungen führender Personen rasche informelle Absprachen und regelmäßige Treffen in kleinem Kreis möglich. Die Dokumente illustrieren zum zweiten die schwierigen Arbeitsbedingungen der deutschen politischen Emigranten, die häufig auf einzelne Personen zugeschnittenen Kontakte zur englischen Labour Party, die wenigen nichtoffiziellen Verbindungen zu britischen Regierungsstellen, die andererseits teilweise guten Beziehungen einzelner Vertreter der Union zu Rundfunk und Presse sowie zu britischen und später amerikanischen Nachrichtendiensten. Eingehend belegen die Dokumente drittens die Auseinandersetzungen um die Ausrichtung der Nachkriegspolitik, die Planungen und Vorbereitungen für den Aufbau einer gemeinsamen sozialistischen Partei in Deutschland sowie die Abstimmung der Zielsetzungen nach Kriegsende zwischen der Union und der in Deutschland um Kurt Schumacher entstehenden SPD.

Demgegenüber thematisieren die Dokumente die Entwicklungen in Deutschland während der Kriegsjahre kaum. Die Erwartungen und Planungen konzentrierten sich ganz auf die Zeit nach der militärischen Niederlage des NS-Regimes. Zugleich zeigen die wenigen Dokumente zur inneren Entwicklung Deutschlands, wie gering die Kenntnisse der Emigranten während der Kriegsjahre waren, nachdem die wenigen direkten Verbindungen zu Vertrauensleuten im Deutschen Reich nach der Flucht der führenden Organisationsvertreter nach Großbritannien abgerissen waren. Deutlich werden in den Dokumenten schließlich die klare Abgrenzung der Union zur KPD und den von ihr getragenen Organisationen sowie die Abschließung der Union gegenüber den Beitrittswünschen anderer kleiner Gruppierungen in der Emigration.

Die Dokumente wurden für den Druck sorgfältig aufbereitet und vom Bearbeiter Ludwig Eiber vor allem mit Hinweisen zu den im Text genannten Personen ausgestattet. In der umfangreichen Einleitung beschreibt Eiber eingehend die organisatorische Entwicklung, die internen Beziehungsnetze und die äußeren Verbindungen sowie die einzelnen Arbeitsfelder der Union und ihrer Mitgliedsorganisationen. Dabei unterstreicht er besonders die

dominante Rolle des SPD-Parteivorstandes in der Union, die formal ein Bündnis gleichberechtigter Partner darstellte, die für ihre Beschlüsse Einstimmigkeit festgelegt und den einzelnen Organisationen ein Vetorecht eingeräumt hatten. Zugleich besaßen die kleineren Mitgliedsorganisationen aufgrund guter persönlicher Beziehungen z. B. des ISK und besonders Willi Eichlers zu einzelnen Personen in der britischen Regierung, zu Medien und Nachrichtendiensten eine wichtige Vermittlungsposition für Zielsetzungen der Union. Eiber sieht die Union daher als Modell für die Nachkriegs-SPD hinsichtlich der Integration der kleineren sozialistischen Gruppierungen in die SPD, wobei besonders in den Nachkriegsmonaten und den Gesprächen zwischen Schumacher und Vertretern der Union rasch klar wurde, daß die Union als Dachorganisation nicht fortbestehen würde und die kleineren Organisationen sich der SPD anschließen mußten.

Insgesamt liegt mit der Dokumentation zur Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien eine wichtige Quellenpublikation vor, die zentrale Unterlagen für die Emigration und für die Nachkriegsentwicklung der SPD erschließt und deren Benutzung durch eine Liste mit weiterführender Literatur und einem ausführlichen Personen- und einem Sach- bzw. Organisationsregister erleichtert wird.

1 *Der Parteivorstand der SPD im Exil. Protokolle der Sopade 1933–1940. Hrsg. und bearb. von Marlis Buchholz und Bernd Rother. Projektleitung: Herbert Obenaus und Hans-Dieter Schmid (= Archiv für Sozialgeschichte, Beih. 15), Bonn 1995. – Siehe Besprechung in: IWK, Jg. 31 (1995), H. 4, S. 584 ff.*

Matthias Frese

Westarbeit der FDJ 1946 bis 1989. Eine Dokumentation. Bearb. von Michael Herms und Karla Popp unter Mitarbeit von Irene Draht (= Die Freie Deutsche Jugend. Editionen, Bd. 6). – Berlin: Metropol Verlag 1997. 538 S.

Zu Lebzeiten der DDR wurde die Westarbeit der SED und der mit ihr „befreundeten Parteien und Organisationen" in der Deutschlandforschung beiderseits des Eisernen Vorhangs allenfalls am Rande thematisiert. Infolge fehlender Möglichkeiten zum Zugriff auf einschlägiges Archivmaterial entzog sich seinerzeit diese Operationalisierung der jeweiligen deutschlandpolitischen Vorstellungen der „anderen deutschen Republik" (und ihrer Bündnisvormacht) geradezu einer eingehenden wissenschaftlichen Betrachtung. Seit Öffnung der Archive und Panzerschränke in Ostberlin im Zuge des revolutionären Umbruchs 1989/90 ist es möglich, diesen bis dahin weitgehend unbearbeiteten Aspekt der DDR-Deutschlandpolitik zu untersuchen. In der Tat sind seither auf der Grundlage des nun zugänglichen Aktenmaterials bereits einige Arbeiten entstanden, in denen ausgewählte Bereiche des Themenkomplexes „Westarbeit" – zumeist begrenzt auf einzelne Phasen in der deutschdeutschen Beziehungsgeschichte – in den Blick genommen werden. Dabei konzentriert sich das Interesse der Forschung weitgehend auf die deutschdeutsche Kontaktpolitik der ostdeutschen Kommunisten. Die entsprechenden Bemühungen der übrigen Parteien und Massenorganisationen werden eher am Rande wahrgenommen.

In der hier anzuzeigenden Dokumentation beschäftigen sich die Bearbeiter mit den deutschlandpolitischen Anstrengungen eines im „unter dem Machtmonopol der SED fusionierten Institutionensystem" (Lepsius) nachgeordneten, gleichwohl nicht unbedeutenden Akteurs: der Freien Deutschen Jugend (FDJ), der neben dem Gewerkschaftsbund wohl wichtigsten Einheitsorganisation zwischen Greifswald und Dresden, die der SED-Spitze als wesentliches Instrument zur politisch-ideologischen Erziehung der „Generation der Zukunft" und damit zur Sicherung des DDR-Sozialismus galt. Mehr noch: Es handelt sich bei dem vorliegenden Band überhaupt um die erste Edition, die sich derart umfassend der Westarbeit eines politischen Akteurs zwischen Elbe und Oder von der SBZ bis zur „Wende" im Herbst 1989 annimmt und damit fast die gesamte Geschichte deutscher Zweistaatlichkeit, von ihrem Prolog bis zum Anfang ihres Schlußkapitels, abdeckt. Übrigens setzt der Band nicht erst 1946 ein, wie der Titel suggeriert, datiert das erste Dokument doch vom November 1945.

Die Bearbeiter Michael Herms und Karla Popp haben sich zum Ziel gesetzt, mit ihrem Band der historischen DDR-Forschung „Basismaterial" zur Westarbeit der FDJ an die Hand zu geben und darüber hinaus „einen Beitrag zur Aufarbeitung deutsch-deutscher Jugendverbandsbeziehungen im Spannungsfeld des Ost-West-Konfliktes" zu leisten (S. 15 f.).

Präsentiert werden 117 Dokumente, die zum überwiegenden Teil aus der archivalischen Hinterlassenschaft der FDJ stammen (lediglich zwölf

von ihnen sind anderer Provenienz, zu den zwei Bilddokumenten im Band fehlt jede Quellenangabe). Diese angesichts der schier unüberschaubaren Fülle der ostdeutschen Archivalien verständliche Beschränkung hat allerdings zur Folge, daß auch bestimmte inhaltliche Aspekte ausgeblendet bleiben, etwa die Anleitung der FDJ durch die Westabteilung des ZK der SED bzw. die Westkommission beim Politbüro der SED, die nur in einem Dokument explizit deutlich wird (Dok. 19), oder das Zusammenwirken mit anderen Organisationen und Parteien im Rahmen des Nationalrats oder – Ende der sechziger/Anfang der siebziger Jahre – des Staatssekretariat für gesamtdeutsche bzw. westdeutsche Fragen. In der Tat wird hier die hochgradig zentralisierte „FDJ-Westarbeit aus Sicht ihrer [sic!] Führung" (S. 16) – gemeint ist der Zentralrat – dokumentiert. Dies bedeutet auch, wie Herms und Popp zu Recht warnend hervorheben, daß die in den Dokumenten enthaltenen Aussagen und Positionen von Vertretern bundesdeutscher Jugendverbände aus Sicht ihrer FDJ-Gesprächspartner wiedergegeben werden und daher mit Vorsicht zu genießen sind. Leider belassen es die beiden Bearbeiter bei diesem einen quellenkritischen Hinweis; hier hätte man eine etwas ausführlichere Bewertung des Quellenwerts des gesichteten und edierten Archivmaterials erwartet.

Wohltuend ist die zurückhaltende Kommentierung der Dokumente, die sich darauf beschränkt, Erklärungen zu Begriffen, zu historischen Ereignissen und Zusammenhängen zu liefern, wenn sie für die Verständlichkeit und Lesbarkeit der Quellen unabdingbar sind. Daß der Anmerkungsapparat schmal ausfallen kann, ist zum einen der Einleitung mit ihren Ausführungen zum Begriff der Westarbeit, zur Bedeutung der entsprechenden Aktivitäten der FDJ und zum Forschungsstand geschuldet. Zum anderen vermitteln die den einzelnen Kapiteln vorangestellten Bemerkungen dem Leser in aller Kürze den jeweiligen historischen Hintergrund und die deutschlandpolitischen Konzeptionen, die die Leitlinien der Westarbeit bestimmten. Hilfreich für den Leser sind ebenso die knappen biographischen Hinweise zu den im Text genannten Personen in den Fußnoten bzw. die etwas ausführlicheren Skizzen zu den Protagonisten der FDJ-Westarbeit im Anhang. Dasselbe gilt für die interessanten Übersichten zu den personellen und finanziellen Ressourcen, über die die Jugendorganisation zur Erfüllung ihres westpolitischen Auftrags verfügte. Wünschenswert zur leichteren Orientierung im Band wäre neben dem Personenregister ein Sachindex gewesen.

Die Auswahledition, unterteilt in sechs chronologisch geordnete Kapitel, deren Periodisierung mit Blick auf die unterschiedlichen Phasen der DDR-Deutschlandpolitik teilweise allerdings etwas eigenwillig anmutet, vermittelt einen guten Überblick über die Inhalte, Methoden und Ziele der diesbezüglichen Anstrengungen des ostdeutschen, kommunistisch dominierten Jugendverbandes, die sich je nach internationaler Großwetterlage, den außenpolitischen Interessen und deutschlandpolitischen Vorstellungen des Kreml und in seinem Schlepptau der SED, aber auch in Reaktion auf die innergesellschaftliche Entwicklung in der DDR änderten. Ging es etwa zunächst um eine gezielte Einflußnahme auf die politische Landschaft zwischen Rhein und Oder im Sinne der aus Moskau vorgegebenen Zielperspektive, die Westintegration und Wiederbewaffnung der Bundesrepublik zu verhindern, um Deutschland nach Vorbild des „Arbeiter- und Bauernstaates" vereinigen zu können, zielte die DDR-Westarbeit nach dem Scheitern dieser Politik ab Mitte der fünfziger Jahre vor allem auf die legitimatorische Aufwertung des ostdeutschen Staates und die Überwindung seiner internationalen Isolation. Stand die Westarbeit in den späten sechziger und siebziger Jahren in erster Linie im Dienste der Legitimierung der Zweistaatlichkeit und der Zwei-Nationen-Lesart der SED, überwog zu Beginn des Folgejahrzehnts angesichts einer Verschärfung der Konfrontation zwischen den Supermächten USA und UdSSR das Bemühen um potentielle Sicherheitspartner in der Bundesrepublik, die es – so Staats- und Parteichef Honecker – in „eine breite Koalition des Realismus und der Vernunft" zur „Entwicklung der friedlichen Koexistenz" zwischen beiden deutschen Staaten einzubinden gelte.

Bedauerlich und nicht verständlich ist, daß die Bearbeiter die Dokumentation Anfang November 1989, noch vor dem Fall der Mauer, enden lassen, obgleich, wie sie selbst anmerken, „die Beziehungen zu den westdeutschen Jugendverbänden [...] weitergeführt" wurden und erst im März 1990 ihr Ende fanden (S. 424). In einem letzten gemeinsamen Gespräch drei Tage nach den ersten freien Volkskammerwahlen und in Anbetracht der sich abzeichnenden Vereinigung beider deutscher Staaten erklärten Vertreter des Vorstandes des Deutschen Bundesjugendrings (DBJR) – so notiert es ein FDJ-Vermerk –, daß das Treffen „‚praktisch den Schlußpunkt' in den traditionellen Beziehungen des DBJR zur FDJ und zugleich einen Neubeginn [markiere]. ‚Alle Abmachungen sind damit als historisch zu betrachten.' Diese Beziehungen

hätten sich in einer konkreten ‚Phase des Verhältnisses der beiden deutschen Staaten zueinander' eingeordnet" (ebd.). Das war das Ende der Westarbeit der FDJ – ein wenig spektakulärer Schlußpunkt, der dennoch ein eigenes Dokument wert gewesen wäre.

Carsten Tessmer

ANDRZEJEWSKI, Marek, und Hubert RINKLAKE: **„Man muß doch informiert sein, um leben zu können". Erich Brost – Danziger Redakteur, Mann des Widerstandes, Verleger und Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung".** Mit einem Vorwort von Holger Börner. – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1997. 275 S.

Der Untertitel des Buches deutet bereits an, welche Spannweite die Biographie des sozialdemokratischen Verlegers und Journalisten Erich Brost besitzt.

Geboren 1903 in Elbing, lebte er von früher Jugend an in Danzig. Marek Andrzejewski merkt dazu an: „Bis zu seinem Lebensende fühlte er sich mit keiner Stadt enger verbunden als mit Danzig." Brost trat hier 1918 in die SAJ und im Jahre 1921 in die SPD ein. Nach einer Buchhandelslehre war er seit 1924 Volontär und seit 1925 (bis 1936) Redakteur bei der sozialdemokratischen Tageszeitung „Danziger Volksstimme". In der Freien Stadt Danzig erhielten die Nazis 1933 die absolute Mehrheit. Damit wurde die Situation trotz Völkerbundsmandat für Sozialdemokraten (und natürlich für Polen) schwieriger; nach den Wahlen 1935, bei denen die Nazis eine Zweidrittelmehrheit erhielten (mit der Möglichkeit, die Verfassung zu ändern), wurde die Situation lebensgefährlich.

1936 wurde die SPD verboten, Brost emigrierte nach Warschau, hielt aber Verbindung zu illegalen Gruppen in Danzig und in Ostpreußen. Er arbeitete an der SOPADE mit und intensivierte seine Kontakte zur Exil-SPD. Er stand schon seit 1922 mit Erich Ollenhauer in Briefwechsel, der bis zum Tode Ollenhauers bestehenbleiben sollte. Im August 1939 emigrierte Brost nach Schweden, von dort im Dezember 1943 nach London. Er war Mitarbeiter bei der BBC und galt in der Zusammenarbeit mit dem Exilvorstand der SPD als Vertreter der Danziger SPD.

Er kehrte schon 1945 – ausgestattet mit einem Paß der formal noch existierenden Freien Stadt Danzig – in die britische Zone zurück und wurde Redakteur britischer Besatzungszeitungen. Die Briten machten ihn 1946 zum Chefredakteur der „Neuen Ruhr Zeitung" in Essen. Seine neunmonatige Tätigkeit als Beauftragter des SPD-Parteivorstandes in Berlin vom Frühjahr 1947 bis Anfang 1948 war in Brosts langem Leben als Journalist und Herausgeber nur ein kurzes, politisch aber gewichtiges Intermezzo, was leider im zweiten Teil der von Hubert Rinklage verantworteten Darstellung nur teilweise deutlich wird. Seit 1948 war er Herausgeber und Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung". Er starb 1995 im Alter von fast 92 Jahren.

So weit in dürren Worten die Stationen eines Lebens, die von Marek Andrzejewski und Hubert Rinklake sehr anschaulich, freilich in der Form sehr unterschiedlich nachgezeichnet werden. Der von Marek Andrzejewski verantwortete erste Teil schildert das Leben Brost bis zum Kriegsende. Die Zeit in Danzig und danach im polnischen Exil, die engen Verbindungen sowohl zur illegalen Sozialdemokratie im „Reich" und zu emigrierten Sozialdemokraten als auch zu den polnischen Genossen stehen dabei im Mittelpunkt. Dieser aus den Quellen und aus einer profunden Kenntnis des politischen Umfeldes erarbeitete Teil besitzt den Charakter einer eigenen Monographie, die mit auf den nur teilweise in deutscher Sprache vorliegenden Forschungen von Andrzejewski – Professor am Historischen Institut in Danzig – fußen (vgl. vor allem vom selben Autor: Opposition und Widerstand in Danzig 1933–1939, Bonn 1994).

Im zweiten Teil, von dem heutigen Hamburger Lehrer Rinklage vor allem aus ausführlich zitierten Selbstzeugnissen, Zeitungsartikeln von und mehreren Gesprächen mit Brost zusammengestellt, wird Brost als Verleger und Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung" gewürdigt.

Die Zeit, in der Brost 1947/48 in Berlin als Beauftragter des in Hannover residierenden SPD-Parteivorstandes tätig war, wird nur in einem kurzen Kapitel geschildert. Seine damals zum Teil täglich nach Hannover geschickten Berichte sind freilich eine zeitgeschichtliche Quelle ersten Ranges, die nur von den Berichten seines Nachfolgers in diesem Amt, Willy Brandt, noch übertroffen werden.

Durch die Vermittlung Erich Ollenhauers war Brost Chefredakteur der „Neuen Ruhr/Neuen Rhein-Zeitung" geworden. Im Februar 1947 verließ er die NRZ, denn – wie er sich lange danach erinnerte –: „Sie trugen mir die Aufgabe an, als Verbindungsmann [der SPD] zu den Besatzungsmächten nach Berlin zu gehen." Der Parteivorstand ließ ihm freie Hand. Aber er hatte dennoch

seine Schwierigkeiten, die ihm seine Entscheidung erleichterten, die neue Tätigkeit als Verleger in Essen zu übernehmen.

Über die Gründe seines Weggangs aus Berlin sagte er später in zwei Interviews: „Ich fühlte mich in Berlin nicht ganz wohl, weil ich sehr oft anderer Meinung als [der SPD-Vorsitzende] Kurt Schumacher war [...]. Mit Schumacher war es unmöglich zusammenzuarbeiten. Jedenfalls konnte man nichts selbständig machen. Das widerstrebte mir sehr. Und er hat mir übel genommen, daß ich zu Jakob Kaiser und zu Ernst Lemmer in Berlin Beziehungen hatte, obwohl das selbstverständlich war." Auch später als Verleger war Brost weiterhin stets ein kritischer Begleiter der sozialdemokratischen Politik im Lande Nordrhein-Westfalen und im Bund, wie aus vielen im Buch zitierten Zeitungsartikeln deutlich wird.

Siegfried Heimann

BRENNER, Arthur David: **Radical Pacifist, Refractory Professor. A Political and Intellectual Biography of Emil J. Gumbel (1891–1966).** – Phil. Diss., Columbia University 1993. VIII, 490 S.

Das bewegte Leben und das politische Werk des radikalen Pazifisten und Justizkritikers Gumbel in der Weimarer Zeit sind seit Anfang der achtziger Jahre, vor allem dank der Arbeiten von Christian Jansen – insbesondere durch sein „Portrait eines Zivilisten" (1991) [vgl. dazu die Rezension von Otmar Jung, in: IWK, Jg. 28 (1992), H. 1, S. 125 bis 127] –, den einschlägig Interessierten hinreichend bekannt.

Nun liegt mit Brenners Dissertation eine nahezu erschöpfende Darstellung vor. Gumbel hat nicht nur eine Fülle von Texten publiziert (591 Nummern zählt Brenners Bibliographie) und Briefe über Briefe geschrieben, von denen angesichts seines Emigrantenschicksals und der wirren Zeitläufte bemerkenswert viele erhalten geblieben sind, sondern er hat durch seine „Konfliktfreudigkeit" auch mannigfach Akten „produziert" – und Brenner hat *fast alles,* möchte man ihm konzedieren, in Archiven in Deutschland, in den USA, in Kanada, der Schweiz und England ausfindig gemacht und ausgewertet (wenn irgend, könnte man noch über Gumbels französische Jahre 1932 bis 1940 archivisch forschen), dazu Oral history betrieben, kurz: eine quellengesättigte Studie vorgelegt, die erst einmal Bewunderung abnötigt. Worüber immer man zu Gumbel Auskunft sucht, man wird in Brenners – leider schwer greifbarer[1] – Arbeit ausführlich bedient.

Die Ermittlung der zeitgeschichtlichen Fakten mag praktisch abgeschlossen sein – der Streit um ihre Bewertung geht weiter. Daß auch diese Dissertation nicht das letzte Wort zu Gumbel bedeutet, liegt eben nicht daran, daß trotz der Fülle des Materials vielleicht doch noch irgend etwas fehlte, sondern an einer Interpretationsdifferenz, die an zentraler Stelle besteht, nämlich über den sogenannten „Fall Gumbel" in Heidelberg. Der Privatdozent für Statistik war 1924 nach seiner Sentenz von den auf „dem Felde der Unehre" Gefallenen in der Universitätsstadt zum gesellschaftlichen Außenseiter geworden; die Philosophische Fakultät duldete ihn gleichsam nur noch auf Bewährung. Als 1932 abermals eine solche Auslassung bekannt wurde: „Das Kriegerdenkmal des deutschen Soldaten ist für mich nicht eine leichtbekleidete Jungfrau mit der Siegespalme in der Hand, sondern eine einzige große Kohlrübe" (S. 291) (das Hauptnahrungsmittel im „Kohlrübenwinter" 1917/18), kam das Aus: Gumbel wurde wegen „Unwürdigkeit" die Lehrbefugnis entzogen.

Brenner deutet diesen Untergang in zwei Schritten als Folge individuellen, charakterbedingten Fehlverhaltens (S. 205–245 und S. 290–303) und folgt damit der konventionellen Interpretation, daß Gumbel 1932 „erneut ein Lapsus" unterlaufen (so Christian Jansen: Emil Julius Gumbel – Ein Statistiker des Antimilitarismus, in: Pazifismus zwischen den Weltkriegen. Deutsche Schriftsteller und Künstler gegen Krieg und Militarismus 1918–1933. Hrsg. von Dietrich Harth, Dietrich Schubert und Ronald Michael Schmidt (= Heidelberger Bibliotheksschriften, Bd. 16), Heidelberg 1985, S. 31–42 [37]) bzw. „eine rhetorische Entgleisung" passiert sei (so Wolfgang Benz: Von Bertha von Suttner bis Carl von Ossietzky. Die deutsche Friedensbewegung 1890–1939, in: Pazifismus in Deutschland. Dokumente zur Friedensbewegung 1890–1939. Hrsg. von Wolfgang Benz, Frankfurt a. M. 1988, S. 7–51 [31]). Das wäre nicht weiter schlimm, wenn nicht sogar in der von ihm herangezogenen Literatur bereits nachgewiesen worden wäre, daß Gumbel zumindest den letzten Spruch schon Jahre zuvor geprägt hatte (vgl. Otmar Jung: Der Redneraustausch zwischen französischen und deutschen Pazifisten 1924, in: Politische Teilkulturen zwischen Integration und Polarisierung. Zur politischen Kultur in der Weimarer Republik. Hrsg. von Detlef Lehnert und Klaus Megerle, Opladen 1990, S. 250–292 [255]) und daß er zu seinem auf pazifistischen Kundgebungen „bewährten"

Repertoire gehörte (vgl. Christian Jansen: Emil Julius Gumbel. Portrait eines Zivilisten, Heidelberg 1991, S. 35).

Solche Wortwaffen kennzeichneten die Kampfform der pazifistischen Provokation – andere Beispiele sind Hein Herbers' Rat: „Willst Du lange leben? – Werde General!" oder Kurt Tucholskys Spruch, die im Krieg getöteten Soldaten seien „für einen Dreck gefallen" –, die Brenner offenbar nicht erkannt hat.

Es handelte sich gerade nicht um unbedachte Äußerungen oder rhetorische Entgleisungen, sondern um wohlkalkulierte provozierende Pointen, mit denen Gumbel und seinesgleichen aufrütteln wollten. Doch „diese verbale Aggressivität wirkte mitunter kontraproduktiv, sie polarisierte, verschreckte, bestätigte oft nur jene, die ohnehin pazifistisch gesinnt waren. Sie überstrapazierte die Denkstrukturen vieler Menschen [...]" (so Reinhold Lütgemeier-Davin in seiner Rezension von Jansens „Portrait", in: Krieg und Literatur IV (1992), S. 99–103 [S. 102 f.]). Ob der leugnende Gumbel die inkriminierte Sentenz überhaupt getan habe, nennt Brenner den schwächsten Punkt der gegen ihn erhobenen Vorwürfe (S. 302); in Wahrheit wird an dieser Stelle sein Bild des tapferen, aufrichtigen, kaum jemals opportunistischen (vgl. S. 224) Helden erschüttert.

So ernst man Gumbels spezielle pazifistische Kampfesweise nehmen muß, so wenig darf man seine Gegner lächerlich machen. Von „nichtigen Anlässen" kann keine Rede sein; auch von „einem Vorwand" zu sprechen greift zu kurz (so jeweils aber Christian Jansen: Artikel „Emil Julius Gumbel", in: Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus fünf Jahrhunderten. Ein Lexikon. Hrsg. von Manfred Asendorf und Rolf von Bockel, Stuttgart und Weimar 1997, S. 225 f. [226]). Der politische und justizielle Wirbel um die Reprise des aggressivsten einschlägigen Spruchs – Tucholskys „Soldaten sind Mörder" – in den vergangenen fünfzehn Jahren zeigt, wie tief solche Provokationen bis heute treffen. In den Heidelberger Auseinandersetzungen ging es um die akademische Zukunft des Betroffenen in Deutschland, ja – wie sich im nachhinein erwies – um eine entscheidende Weichenstellung in seinem Leben hin zu Exil und Emigration. Da macht es schon einen Unterschied, ob Gumbel von nationalsozialistischen Studenten durch Verleumdung zur Strecke gebracht wurde (wie er selbst es stilisierte), ob ihm eine zweite „einmalige" Entgleisung unterlief (so Brenner) oder ob hier ein pazifistischer Provokateur für seine politische Strategie bitter bezahlen mußte.

Brenner hat in bester Biographenmanier über seinen Helden so gut wie alles zusammengetragen, was irgendwo schriftlich festgehalten war. Den politischen Kern, warum Gumbel in Weimar-Deutschland scheiterte, hat er nicht verstanden.

1 Ein Exemplar befindet sich in der BSB München (Sign.: Diss. 95.1641), ein weiteres in der FESt Bonn (Sign.: A 95-1967).

Otmar Jung

FREITAG, Sabine: **Friedrich Hecker. Biographie eines Republikaners** (= Transatlantische Historische Studien, Bd. 10). – Stuttgart: Steiner Verlag 1998. 548 S.

Der überzeugte Demokrat und Republikaner Friedrich Hecker (1811–1881) wird häufig in Verbindung mit der Revolution von 1848 wahrgenommen. Doch Hecker verbrachte fast die Hälfte seines Lebens in den Vereinigten Staaten, wo er nach dem Scheitern seiner politischen Aktivitäten im Großherzogtum Baden eine neue Heimat gefunden hatte.

Sabine Freitag legt eine Biographie vor, in der auch die Jahre 1849 bis 1881 ausführlich behandelt werden. Die Autorin beschreibt Hecker als einen Politiker, der zwar kein Theoretiker war, sich aber sein Leben lang von ganz bestimmten Prinzipien leiten ließ. Seine Biographie zeigt „eine kontinuierliche Entwicklung vom konstitutionellen Liberalen zum demokratischen Radikalen, der Elemente des vormärzlichen Liberalismus mit einem konsequenten Republikanismus verband und letzteren immer entschiedener verfolgte" (S. 14). Republikaner zu sein bedeutete für Hecker nicht nur eine Absage an die monarchistische Staatsform. Ihm schwebte eine politische Ordnung vor, die dem Bürger Mitwirkungsmöglichkeiten einräumte, ihm dafür aber auch Pflichten auferlegte, z. B. durch den Dienst in der Bürgerwehr. Diesen „politisch normative[n] Bürgerbegriff" (S. 19) führte Hecker auf antike Vorbilder zurück, die er mit Rousseaus Begriff von Volkssouveränität verband.

Ein weiterer fester Bestandteil seines politischen Denkens war die Vorstellung, daß ein funktionierendes Gemeinwesen von einem gesunden Mittelstand abhing. Auch hier blieb er dem ökonomischen Ideal vieler südwestdeutscher Liberaler des Vormärz verhaftet. Die partizipatorische Bürgergemeinde fußte auf einer Sozialordnung, die es dem Individuum ermöglichte, sich seinen Platz zu

erarbeiten. Genossenschaftliche Zusammenschlüsse und andere Selbsthilfeeinrichtungen sollten dies erleichtern: Staatshilfe war dem überzeugten Republikaner Hecker verpönt, nicht nur in Baden, sondern auch in den USA.

Als es in den siebziger Jahren in den Vereinigten Staaten zu Streiks der Eisenbahnarbeiter kam und dabei auch sozialistische Stimmen laut wurden, sprach sich Hecker scharf gegen den „Communismus" aus. Der Ruf nach dem Staat erinnerte ihn an das monarchistische System, es entwürdige den Menschen und mache ihn zum Objekt der Politik. Außerdem glaubte Hecker nicht, daß eine staatlich kontrollierte Wirtschaft funktionieren würde.

Hecker wurde 1811 geboren und studierte – nach dem Besuch des Lyzeums in Mannheim – die Rechte in Heidelberg und München. 1834 schloß er seine Ausbildung ab, vier Jahre später wurde er als Anwalt zugelassen. Die Mannheimer Bevölkerung wählte ihn 1842 in den Gemeinderat; außerdem erlangte er ein Mandat in der badischen Kammer. Das Großherzogtum gehörte zu den Staaten des Deutschen Bundes, die bereits eine Verfassung besaßen. Zwar waren die Möglichkeiten der Parlamentarier begrenzt, doch immerhin entstand so ein Forum, das von der Regierung beachtet werden mußte.

Der spätere Revolutionär versuchte zuerst, als Abgeordneter seine Ziele zu verwirklichen. Er gehörte dem linken Flügel der Kammeropposition an und fiel durch seine aggressive Rhetorik auf. Als Jurist galt sein besonderes Interesse den politischen Institutionen; Hecker wollte mit seinen Initiativen die Rechte des Parlaments erweitern. Aus Enttäuschung darüber, daß seine Bemühungen so wenig Erfolg hatten, legte er 1847 vorübergehend sein Mandat nieder. Die Kluft zwischen Liberalen und Demokraten vergrößerte sich: Hecker wurde einer der führenden Köpfe der Radikalen im Frühjahr 1848. Vergeblich rief er in Konstanz die Republik aus, und sein Versuch, die neue Ordnung mit militärischen Mitteln durchzusetzen, endete in einem Fiasko. Hecker floh in die Schweiz.

Als er am 5. 10. 1848 in New York eintraf, war Hecker kein namenloser Emigrant: „Die neue Wahlheimat", so Sabine Freitag, „dokumentierte Heckers bewußte Entscheidung für eine republikanische Staatsform" (S. 139). Hecker ließ sich in Illinois als Farmer nieder. In den Staaten des Mittelwestens schien Heckers Ideal von einer Mittelstandsgesellschaft realisierbar zu sein: eine gleichmäßige Verteilung von Besitz, die ein allzu großes Gefälle von Arm und Reich verhindern soll. Hecker propagierte auch in seiner neuen Heimat die Genossenschaftsidee, während die meisten Farmer die Einzelansiedlung bevorzugten. 1856 kehrte er auf die politische Bühne zurück und engagierte sich vor allem gegen die Sklaverei. Nicht nur moralische Argumente bewogen ihn zu diesem Schritt; die Sklavenhalterei richtete sich gegen das Prinzip der freien Arbeit, gegen die Herausbildung eines gesunden Mittelstandes. Hecker unterstützte Lincolns Republikanische Partei und nahm auf seiten der Nordstaaten am Amerikanischen Bürgerkrieg teil. Militärischen Ruhm konnte er nicht erringen. 1864 schied er auf eigenen Antrag als Oberst aus.

Bei Heckers politischem Engagement spielte auch die Sorge um den Einfluß des deutschen Bevölkerungsanteils eine Rolle. Schon in den fünfziger Jahren hatte man die Gründung einer deutschen Partei erwogen. Später dann versuchten Carl Schurz und Hecker, innerhalb der Republikanischen Partei die Interessen der Deutschamerikaner zu vertreten. Dabei ließ Hecker nie Zweifel daran aufkommen, daß seine Loyalität den Vereinigten Staaten galt. Obwohl er 1862 von der badischen Regierung amnestiert wurde, stand eine Rückkehr in seine alte Heimat nie zur Diskussion. 1873 trat er noch einmal die Reise über den Atlantik an, um Mannheim zu besuchen. Bei seinen Auftritten in Deutschland bekannte er sich zu seinen freiheitlichen Idealen. Bis zu seinem Tode nahm er am öffentlichen Leben Anteil: er äußerte sich publizistisch und hielt Vorträge. Ob es nun um eine Reform des öffentlichen Dienstes oder um die Temperenzgesetze ging, Hecker verfocht seine Anliegen stets leidenschaftlich. Ein politisches Amt strebte er jedoch nicht an.

Die Autorin hat die Hecker-Forschung um ein interessantes und gut lesbares Buch bereichert. Wer sich in Zukunft mit der Person des überzeugten Radikaldemokraten auseinandersetzen will, wird die Studie von Sabine Freitag nicht ignorieren können.

Axel Kellmann

KASSEL, Brigitte: **Frauen in einer Männerwelt. Frauenerwerbsarbeit in der Metallindustrie und ihre Interessenvertretung durch den Deutschen Metallarbeiter-Verband (1891–1933)** (= Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung, Bd. 66). – Frankfurt a. M.: Bund-Verlag 1997. 725 S.

In einer empirischen Organisationsstudie untersucht die Berliner Historikerin unter geschlechtsspezifischen Gesichtspunkten die Sozialpolitik des

Deutschen Metallarbeiter-Verbandes (DMV) von der Gründung 1891 bis zur Auflösung 1933. Inhaltliche Schwerpunkte sind Frauenlohnarbeit und Gewerkschaftspolitik, die am Beispiel von Berlin (Zentrum der elektrotechnischen Industrie mit einem hohen Anteil weiblicher Arbeitskräfte) sowie Nürnberg/Fürth und Dresden dargestellt werden.

Als Quellen konnten nur gewerkschaftliche Druckschriften herangezogen werden, da die DMV-Archivalien als „zum großen Teil durch den Nationalsozialismus vernichtet" (S. 19) gelten, sich nur in wenigen Fällen Spuren von Gewerkschafterinnen und noch seltener schriftliche Äußerungen engagierter Frauen auffinden ließen.

Trotz des Anspruchs, alle Arbeitskräfte der Metallbranche unabhängig von Beruf, Qualifikation und Geschlecht zu organisieren, kam der DMV über den Status einer „Männergewerkschaft mit weiblichem Dekor" (S. 640) nicht hinaus. Die „ökonomische Interessenvertretung für höhere Männerlöhne" (S. 639) trug zudem noch erheblich dazu bei, die Geschlechterhierarchie auf dem Arbeitsmarkt aufrechtzuerhalten und zu stabilisieren.

Die Frauen fanden sich in der Regel mit ihren Interessen nicht in der Gewerkschaft wieder, die ihre weiblichen Mitglieder sogar noch diskriminierte und ihnen gegenüber die Ehefrauen und Mütter der männlichen Mitglieder vorzog: „Die Hausfrau und Mutter konnte sich größerer Anteilnahme seitens des DMV erfreuen als die Metallarbeiterin, deren Interessen er doch in erster Linie vertreten sollte" (S. 634). Die Festschreibung von Frauen auf die Hausfrauen- und Mütterrolle zeigte sich seit den Anfängen des Verbandes darin, daß eine Erwerbsarbeit von Frauen nur durch soziale Not legitimiert war.

Nach einer sehr detaillierten und kritischen Analyse der Frauenarbeit in der Metallindustrie – überwiegend unqualifizierte Arbeit – enthüllt die Autorin die wirklichen Zusammenhänge: „Werden die historischen Darstellungen von Frauenarbeit im Metallsektor ihres ideologischen Mantels entkleidet, verliert das Konzept des weiblichen Arbeitsvermögens als Erklärung für Arbeitsmarktsegregation an Überzeugungskraft. [...] Die Ergebnisse historischer Forschung zeigen vielmehr, daß die Rede von dem Männlichen und dem Weiblichen nicht der Realität der Erwerbsarbeit angemessen ist" (S. 104). Als eine besondere Form der Diskriminierung stellt sie das Fehlen angemessener Berufsbezeichnungen heraus: während es für die männlichen Kollegen qualifizierte Benennungen ihrer Tätigkeit als Dreher, Bohrer usw. gab, blieben die Frauen unspezifisch „Arbeiterinnen", die allgemein als ungelernt galten.

Die Erfahrungen in der männlich dominierten Arbeitswelt bildeten keine Basis zur gewerkschaftlichen Organisierung von Frauen, deren Rolle im Deutschen Metallarbeiter-Verband (Mitgliederentwicklung, Organisationsverhalten, Mitgliederwerbung, Aufgabenfelder sowie geschlechtshierarchische Arbeitsplatzzuweisung und Stellung in der gewerkschaftlichen Arbeit) sehr gründlich herausgearbeitet wird. Die Frauenpolitik – oder besser: Antifrauenpolitik? – des DMV diente vorrangig der Sicherung des männlichen Prioritätsanspruchs. Sie ist durch die miteinander verknüpften Topoi Verführbarkeit (durch „bürgerliche" Frauenzeitschriften usw.) und Unorganisiertheit zu charakterisieren. Der weiblichen Mitgliedschaft wurde völlig unberechtigt vorgeworfen, politisch und gewerkschaftlich uninteressiert zu sein und nur von den Kämpfen der Männer profitieren zu wollen. Wenn sich – selten genug – Frauen trotz der vielen Hindernisse engagierten, erfuhren sie „eher Gering- als Hochschätzung" (S. 638); ihnen wurde die überwiegend ehrenamtliche Frauenpolitik überlassen.

Selbstkritische Reflexion ist selten sichtbar. Die Geschlechterproblematik galt nicht als ein originär gewerkschaftliches Problem. Die Tatsache, daß Frauen dreifach belastet waren: als Arbeiterinnen, als Gewerkschafterinnen sowie als Hausfrauen und Mütter, wurde nicht zur Kenntnis genommen.

Die wesentlichen Ergebnisse der wichtigen Studie von Brigitte Kassel: Während Metallarbeiterinnen zwar in „beachtlichem Umfang" (S. 557) gewerkschaftlich organisiert waren, eigene Interessenvertretungen aufbauten, Arbeitskämpfe maßgeblich mittrugen und Solidarität bewiesen, blieb ihnen die Anerkennung als vollwertige Mitglieder des DMV versagt. Da das „politisch-gewerkschaftliche Verhalten von Männern zum Maßstab für die Beurteilung der weiblichen Organisationsfähigkeit" (S. 11) wurde, konnten sich Arbeiterinnen mit ihren Problemen im DMV kaum ernst genommen fühlen. Die Arbeit bietet – nicht nur – gewerkschaftlich engagierten Frauen und Männern reichhaltigen Lesestoff. Sie könnte mit großem Gewinn in die gewerkschaftliche Bildungsarbeit eingebracht werden. Zu diesem Zweck sollte – angesichts des Umfangs und des Preises der Publikation – eine Kurzfassung gedruckt werden.

Kurt Schilde

Ross, Sabine: **Politische Partizipation und nationaler Räteparlamentarismus. Determinanten des politischen Handelns der Delegierten zu den Rätekongressen 1918/1919. Eine Kollektivbiographie** (= Historische Sozialforschung, Beih. Nr. 10). – Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung 1999. 392 S.

Uns liegt die „überarbeitete und gekürzte Version" der Dissertation von Sabine Roß vor, die im Wintersemester 1997 an der TU Berlin unter einem weitaus umständlicheren Titel angenommen wurde. Die Arbeit ist, was die Methode angeht, Wilhelm H. Schröder (Köln) verpflichtet, der bekanntlich theoretisch und praktisch die Historische Sozialforschung durch Werke über kollektive Biographik (vgl. S. 27) bereichert hat; was die grundsätzliche Bewertung der Revolution 1918/19 angeht, so bekennt sich die Verfasserin als konsequente Schülerin von Reinhard Rürup (Berlin). Völlig zu Recht stellt Sabine Roß fest, daß die Revolution 1918/19 wohl zu den „besterforschten Abschnitten der neueren deutschen Geschichte" (nach Peter Brandt/Reinhard Rürup) gehört, daß aber „die Rätekongresse an sich geringe Beachtung" erfahren und die „Handelnden" (die Delegierten) nahezu „völlig im Dunkeln" bleiben. Dies trifft besonders für den 2. Reichsrätekongreß (8.–14. April 1919) zu.

Die Arbeit ist übersichtlich gegliedert. Nach einer Einleitung, die einen geboten knappen Überblick über den Forschungsstand bietet und die Zielstellung der Arbeit umreißt, folgen die Teile A und B der „Kollektiven Biographie". Obwohl es sich hier nicht um eine detaillierte Kritik handeln kann: die Einzelheiten müssen trotzdem stimmen. Lenins Werk „Was tun?", auf das sich die DDR-Geschichtsschreibung u. a. stützte (S. 16/17), ist natürlich nicht 1922, sondern bereits 1902 entstanden und nicht 1949 im 5. Band der deutschen Werkausgabe (1959) erschienen. Die Behauptung, die Rätekongresse seien als „Instrument der imperialistischen Kräfte", mit dem der „Konterrevolution" der Weg geebnet werden sollte, bewertet worden, ist für Jakov S. Drabkin nicht nachgewiesen und auch nicht nachweisbar; die Examensarbeit von Christa Selle (1957) kann wohl kaum als repräsentativ für die DDR-Geschichtsschreibung genannt werden.

Im Teil A werden neben dem methodischen Vorgehen die Lebensläufe der Delegierten beschrieben und analysiert. Im Teil B steht „das politische Handeln und Verhalten der Delegierten im Mittelpunkt" (S. 30). Eine Zusammenfassung und ein Anhang, in dem vor allem auf die gedruckten Protokolle und die im Bundesarchiv lagernden Akten verwiesen wird, sowie ein Verzeichnis der Rätedelegierten beschließen den Band. Leider fehlt ein Personenregister, das gerade für eine mit Namen angefüllte Arbeit dringend geboten wäre.

Aus der Darstellung des Wahlrechts, der Wahlkreise und der Wahlen selbst entsteht das „Kollektiv" der Delegierten beider Rätekongresse. Die Delegierten werden eingehend, soweit es die schwierige Quellenlage zuläßt, nach Herkunft, Bildung, nach ihren Militärverhältnissen, ihrem Eintritt in die Arbeiterbewegung, nach Familienstand und „ausgeübtem Beruf", nach ihren parlamentarischen und politischen Funktionen vor und während der Revolution untersucht (S. 66–106). Es folgt ein spezifischer Vergleich von „Arbeiterbeamten", die auf den Kongressen fast 40 Prozent der Delegierten ausmachten, mit den „Nicht-Arbeiterbeamten" hinsichtlich der generell untersuchten Fragestellungen. Schließlich ergeben sich aus der Analyse der Daten „idealtypische Lebensläufe" für die Delegierten des 1. bzw. 2. Rätekongresses sowie „Fraktionstypologien" für die MSPD-, USPD- und die Demokratenfraktionen, weiterhin für die Soldaten.

Die Analyse, einerseits generalisierend, andererseits aber im Detail sehr differenzierend, bestätigt bekannte Einsichten wie die Dominanz sozialdemokratischer Delegierter, die mehrheitlich „seit geraumer Zeit in der Arbeiterbewegung aktiv oder angestellt waren" (S. 71), allerdings in der zweiten oder dritten Reihe, Funktionäre regionaler oder lokaler Organisationen. Oder, daß die Parteiführungen starken Einfluß auf die Wahl der Delegierten nahmen. Ihr Hauptaugenmerk galt der Besetzung der Funktionen in den Regierungen, in der Nationalversammlung und anderen Parlamenten, bei den eigentlichen Machtzentren; hier finden sich erstmalig dazu genauere Daten. Neu ist auch die Untersuchung über das allgemeine Durcheinander bei den Wahlen zu beiden Kongressen, der Nachweis, daß die Delegierten aus hochindustrialisierten Gebieten dominierten, daß kein „Zusammenschluß der Anschauungen der deutschen Arbeiter, Soldaten und Bauern" auf Basis der Wahlvorgaben und der Wahldurchführung zustande kam (S. 54). Vieles war durch die zunächst vereinbarte Parität SPD–USPD in den Arbeiterräten vorherbestimmt. Diese aber existierte tatsächlich durch die doppelte Parität zwischen Arbeiter- und Soldatenräten bzw. durch das Nochfehlen einer USPD-Organisation vielfach nicht und wurde noch vor dem 1. Kongreß vielerorts durch das

Verhältniswahlrecht und die Trennung der Soldatenräte von den Arbeiterräten aufgehoben.

Herausgehoben ist die fast völlige Abwesenheit von Frauen von den Kongressen – überraschend? Hatten sie doch im Arbeitsprozeß während des Krieges, längst auch in der SPD und in den Gewerkschaften Platz gewonnen (vgl. auch S. 332 f.). Trotz aller Neuforschung, m. E. bleibt immer noch unklar, wie die überall verzeichnete Zahl von 489 Delegierten zum 1. Kongreß zustande kam bzw. ob sie wirklich exakt ist, für die im übrigen, hier erstmals nachgewiesen, nicht einmal genügend Plätze im Preußischen Abgeordnetenhaus vorhanden waren.

Wenn allerdings eine solche Fülle von Daten geboten wird, scheint es unvermeidlich, daß Ungenauigkeiten und Fehler entstehen. Zunächst wäre eine genauere Analyse der Hauptquelle, der „Stenografischen Berichte", erforderlich gewesen. Hinsichtlich des Berichts über den 1. Kongreß (dieser übrigens nicht, wie auf S. 347 vermerkt, in 100000, sondern in 10000 Exemplaren gedruckt) wird zutreffend auf den auffälligsten Fehler verwiesen, daß nämlich der Kongreß vom 16. bis 20. Dezember 1918 stattfand und nicht bis zum 21. Dezember dauerte, „wie in den Stenographischen Berichten selbst und oftmals in der Literatur irrtümlicherweise angegeben wird". Auch das Datum der abschließenden 9. Sitzung (am Freitag) ist falsch: 18. statt 20. Dezember. Selbst der Name des verantwortlichen Stenografen A. Kunze erscheint fälschlich als Kuntze. Bei der vorliegenden Untersuchung wäre aber vor allem eine sorgfältige kritische Sicht auf alle Personen und ihre Biographien angezeigt, zumal in solchen Fällen, wo in der Literatur bereits Korrekturen vermerkt worden sind.

Als negatives Beispiel mag der Abschnitt über die Teilnehmer des 1. Kongresses (S. 136 f.) genannt werden. Bei der Aufzählung der Regierungsvertreter ist für das Reichsamt des Innern statt Dr. Joseph Herzfeld der Preußische Innenminister Dr. Rudolf Breitscheid genannt; als Vertreter des Reichsmarineamts fehlt Kapitän von Selchow. Alles, was hier über den Berliner Vollzugsrat steht, ist fehlerhaft, da Roß das in den Bericht aufgenommene Dokument des Vollzugsrats falsch interpretiert. So bezieht sich die Bemerkung, daß Heckert und Heldt „nicht erschienen" sind, keineswegs auf den Rätekongreß, sondern auf ihre Mitgliedschaft bzw. Mitarbeit im Vollzugsrat. Adolf Albrecht (USPD/Merseburg) wird mit dem Soldatenrat Hugo Albrecht (USPD) verwechselt, der dem Vollzugsrat seit dem 5. 12. angehörte. Das Durcheinander (Mitglied des Vollzugsrats – Delegierter zum Kongreß) wird durch die Angaben hier noch einmal verstärkt, da für die Mitglieder des Vollzugsrates die Wohnorte statt ihrer (vermeintlichen oder tatsächlichen) Delegierungen genannt sind (Anm. 50). Es erscheint durchaus fraglich, ob sie wirklich als stimmberechtigte Delegierte auftraten (S. 214). Die Liste der Vollzugsratsmitglieder ist keine Anwesenheitsliste für den Kongreß; z. B. ist sicher, daß Hans Paasche wegen des Todes seiner Frau nicht in Berlin war. Es fehlt der Berliner USPD-Delegierte Richard Nowakowski im Bericht. Alle gewählten Berliner Soldatenräte haben „falsche Angaben" gemacht: die Arbeit der Mandatsprüfungskommission bzw. der Redaktion des Berichts kann nicht nachgeholt werden. Weitere Einzelheiten müssen nicht dargelegt werden, man lese die Einleitung zu den „Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräten in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlung und des Vollzugsrates" (1993). In diesem Zusammenhang sei noch vermerkt, daß die Verfasserin zuweilen dem verbreiteten Zug folgt und auch dann auf originale Quellen zurückgreift, wo längst gültige (auch kritische) Publikationen von diesen vorliegen.

Im Teil B werden die beiden Rätekongresse mit ihrer Vorgeschichte und ihrer Organisierung sowie die eigentlichen Verhandlungen, orientiert an den Stenografischen Berichten, behandelt. Neben den bekannten Hauptproblemen, die differenziert und bezogen auf die agierenden Personen dargelegt werden, gibt es neue Einsichten zu bisher meist vernachlässigten Fragen: in die realen Arbeitsbedingungen, zu Bildung und Funktion der Fraktionen und Kommissionen, speziell natürlich der Mandatsprüfungskommission, zu der durchaus „parlamentarischen Arbeitsweise", der „Frauenfrage" sowie zur Finanzierung der Kongresse.

Bei der Darstellung des inhaltlichen Verlaufs des 1. Kongresses muß erinnert werden, daß mit der revolutionären Erhebung vor und nach dem 9. November und mit dem, wenn man will, ersten provisorischen Räteparlament am 10. 11. Grundfragen der künftigen Gestaltung Deutschlands als Republik, sozial, frei, sozialistisch, entschieden waren, woran der Kongreß nichts änderte. Hinsichtlich der nochmals aufgeworfenen Frage, warum sich die Delegierten „für die Einführung der parlamentarischen Demokratie entschieden" (S. 215), muß man m. E. stärker berücksichtigen, daß sie wohl mit großer Mehrheit dies als friedlichen Weg zum Sozialismus ansahen, der vom ganzen Volk und nicht nur von den durch die Räte vertretenen Teil zu beschreiten war. Nicht allein Wilhelm Dittmann (USPD) forderte im Bericht

des Rates der Volksbeauftragten (am 16. 12.): „[...] habt Vertrauen zur Sieghaftigkeit des Sozialismus", auch Friedrich Ebert sprach wie selbstverständlich von dem Ziel einer „freien sozialistischen Volksrepublik". Die Repräsentanten der Rätebewegung äußerten sich ebenso eindeutig im Ziel, scheinbar nur uneins über den Weg. Ernst Däumig sah den „Sozialismus als neues Grundprinzip der Welt", gesichert durch das Rätesystem, und für Max Cohen (Reuß) war es auch „selbstverständlich, daß wir alle soviel Sozialismus wollen, wie durchführbar ist". Demokratie und Sozialismus, Nationalversammlung *und* Räte, und dafür war die Mehrheit der Räte, eine Sicht übrigens, die Cohen bis zum Weimarer Parteitag der SPD im Juni 1919 in Varianten vertrat, hier aber mit seinen Vorstellungen abgewiesen wurde. Der 1. Reichsrätekongreß schloß mit einem dreifachen „Hoch" auf das „revolutionäre sozialistische Deutschland". Den Verlauf des Revolutionsparlaments zusammenfassend, heißt es, daß es nicht „von den Delegierten selbst [...], sondern von den Mitgliedern des Rats der Volksbeauftragten und des Vollzugsrats" dominiert wurde (S. 214).

Am 2. Rätekongreß nahmen bekanntlich keine Regierungsvertreter mehr teil, „nach Wahl und Zusammentritt der Nationalversammlung in Weimar [bestand] kein weiterer Bedarf an nationalen Rätekongressen" (S. 228 f.), was u. a. das bereits festgestellte Desinteresse der Historiographie an diesem erklärt. So finden wir bei Roß erstmalig eine genaue Darstellung und Analyse von Vorbereitung und Verlauf, wiederum der Geschäftsordnung, der Fraktionen, der Redner und ihrer Beiträge, der Anträge und Abstimmungen, auch im Vergleich zum 1. Kongreß. Sehr zu Recht wendet sich die Autorin gegen die vor allem von Susanne Miller (Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918–1920, S. 350 f.) vertretene, wesentlich positive Bewertung des 2. Kongresses und stellt fest, daß er nicht die „Außenwirkung und Konsequenzen wie der 1. Rätekongreß" hatte, was vor allem an der Entwicklung der Rätebewegung seit Dezember 1918, d. h. dem Niedergang der Revolution, lag. Allerdings zwangen die Massenstreiks und die Aktivitäten lokaler und regionaler Räte die MSPD-Führung, die nichts für und alles gegen die Bewegung unternahm, zu Zugeständnissen, wie sie auf dem Kongreß, vor allem aber in nicht realisierten Versprechungen und auch Beschlüssen, schließlich sichtbar in der Konstituierung von Betriebsräten Ausdruck fanden.

Zusammenfassend Sabine Roß (und zustimmend I. M.): „Die Untersuchung des Verlaufs und der Entscheidungen der Rätekongresse vor dem Hintergrund der herausgearbeiteten Muster der biographischen Merkmale der Delegierten läßt in jedem Fall die Schlußfolgerung zu, daß anhand der soziobiographischen Merkmale Erklärungsansätze gewonnen werden können, die eine tiefere Einsicht in die Gründe des Verlaufs und der Entscheidungen liefern, als sie bislang in der Literatur aufgestellt wurden" (S. 340 f.). Und: „Die Rätekongresse zeigen nicht zuletzt, daß weitreichende gesellschaftliche Veränderungen mit hoher Wahrscheinlichkeit von der [SPD-]Parteibasis mitgetragen worden wären" (S. 344).

Mit gleich großem Interesse wie diesem Band kann man dem angekündigten „Biographischen Handbuch der Reichsrätekongresse 1918/19" (S. 351) entgegensehen, in dem sicherlich einige hier nicht angemerkte Korrekturen vorgenommen werden.

Ingo Materna

Frühe Warnungen vor dem Nationalsozialismus. Ein historisches Lesebuch. Hrsg. von Klaus SCHÖNHOVEN und Hans-Jochen VOGEL. Mit einem Geleitwort von Rita SÜSSMUTH. – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1998. 399 S.

Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ist so alt wie die nationalsozialistische Ideologie und Bewegung selbst. Doch die Dynamik der Herrschaftseroberung, die begeisterte Zustimmung der Deutschen zur neuen Herrschaft 1933, die von nationalen Sehnsüchten geprägte Hoffnung auf die Revision dessen, was sich hinter der Chiffre „Versailles" verbarg, und schließlich die beispiellos verbrecherische Herrschaftsgeschichte dieser deutschen Diktatur haben dazu beigetragen, das NS-Herrschaftssystem oftmals nicht von seinem Anfang, sondern von seinem Ende her zu sehen. Dies führte auch dazu, daß lange Zeit die Weimarer Republik als „Republik ohne Republikaner" gesehen und die Erfolge der ersten deutschen parlamentarischen Demokratie übersehen oder gar negiert wurden. Neben den Arbeiten von Karl-Dietrich Bracher haben erst Kurt Sontheimers „Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik" oder die monumentalen Studien Heinrich August Winklers über die Weimarer Republik zu einem differenzierteren Bild geführt.

Während sich vergleichsweise viele Arbeiten mit dem Scheitern der Republik und seinen vielfältigen Ursachen befassen, gehören Studien über die

Anfänge der Opposition gegen den Nationalsozialismus noch zu den Desideraten der modernen Widerstandsforschung. An dieser Stelle setzt das historische Lesebuch von Schönhoven und Vogel für den Verein „Gegen Vergessen – Für Demokratie" ein. Die Herausgeber haben sich einen Sektor der politischen Auseinandersetzung, die parlamentarische Debatte, als Indikator für die frühe Auseinandersetzung ausgewählt. Die chronologisch aufgebaute Struktur des Bandes überzeugt. Er beginnt mit der Auseinandersetzung in Bayern 1922/32, markiert einen wichtigen Zwischenschritt mit der Debatte in Thüringen 1930/31 und rückt immer wieder die wichtigste Bühne der parlamentarischen Auseinandersetzung, den Reichstag, in das Zentrum der Darstellung.

Jedem der zehn Einzelkapitel sind knappe, aber aussagekräftige Einleitungen vorangestellt, die die aus den Reihen der Sozialdemokratie, des politischen Katholizismus und des Linksliberalismus stammenden Warnungen vor dem Nationalsozialismus ebenso knapp wie eindeutig einordnen. Dies zeichnet auch Schönhovens grundsätzliche Einführung „Streitbare Demokraten in der Weimarer Republik aus" (S. 13 ff.). Er stellt fest, daß für die republiktragenden politischen Kräfte die Begriffe „Unterschätzung" und „Fehlwahrnehmung" nicht übernommen werden können (S. 16) und von „Selbstmord" und „Selbstpreisgabe" der Republik nicht gesprochen werden kann: „Dieser apodiktische Schuldspruch ignoriert die von den republiktreuen Kräften bis 1933 über den Nationalsozialismus geleistete öffentliche Aufklärungsarbeit, und er blendet den verzweifelten Abwehrkampf des demokratischen Verfassungsstaates gegen seine Feinde von rechts und links völlig aus" (ebd.).

Dabei wendet sich Schönhoven auch gegen Interpretationen, wonach die demokratischen Parteien den Charakter der NSDAP völlig verkannt hätten, und begründet dies mit der Vielzahl der in dem Band vorgelegten Zeugnisse der parlamentarischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Er weist darauf hin, daß „die Diskussion in der SPD nicht von einer ausschließlichen und undifferenzierten Gleichsetzung von Kapitalismus und Nationalsozialismus geprägt war" (S. 28), und stellt heraus, wie umfassend und vielfältig der Widerspruch gegenüber dem Nationalsozialismus war: „Man setzte sich mit den spezifischen ideologischen Angeboten des Nationalsozialismus auseinander und analysierte ihn als eine Form des extremen Nationalismus, die geradezu zwangsläufig einen neuen Krieg auslösen mußte" (ebd.).

Das Vorwort thematisiert auch, warum in diesen Sammelband nur Vertreter(innen) der demokratischen Parteien zu Wort kommen: „Als demokratische Bündnispartner der Sozialdemokraten gegen den Nationalsozialismus profilierten sich in den Parlamenten nur Abgeordnete aus den Reihen des Linksliberalismus und des politischen Katholizismus [...]. Zur Bildung einer gemeinsamen Front mit den Kommunisten bestand kein Anlaß, weil das bolschewistische Demokratieverständnis der KPD eine revolutionäre Abkehr vom Weimarer Pluralismus und die Errichtung einer deutschen Sowjetdiktatur forderte und weil die KPD in ihrer praktischen Politik alles tat, um den bestehenden Staat herauszufordern und zu destabilisieren" (S. 29).

In der Tat lassen sich jene behutsamen Annäherungen und Kontaktversuche, die nach 1933 im Widerstand zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten festzustellen sind, für die Zeit vor 1933 nicht nachweisen. So ist der Einwand, daß in diesem Buch die kommunistischen Stimmen in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus vor 1933 fehlen würden, nicht gerechtfertigt. Wer sich darüber informieren will, wie sehr etwa die Kommunisten im Reichstag die SPD verbal attackierten und dabei oft zur Gleichsetzung von NSDAP und SPD kamen, dem sei ein Blick in die in der DDR erschienene Quellenedition „Kommunisten im Reichstag. Reden und biographische Skizzen" (Berlin [Ost] 1979) und die Lektüre von Hans Coppis Aufsatz „Die nationalsozialistischen Bäume im sozialdemokratischen Wald. Die KPD im antifaschistischen Zweifrontenkrieg" (UTOPIE Kreativ, Berlin 1998, Hefte 96–98) empfohlen. Der Leser wird danach in diesem instruktiven Band über die demokratischen Versuche, sich dem Nationalsozialismus entgegenzustemmen, kommunistische Beiträge nicht mehr vermissen. Es wäre eine Verkennung der Realität, eine Annäherung zwischen sozialdemokratischen und kommunistischen Positionen bereits in die Zeit vor 1933 zu verlegen. Jene Diskussionen, die zwischen Adolf Reichwein und Julius Leber auf der sozialdemokratischen sowie Anton Saefkow und Franz Jacob auf der kommunistischen Seite im Sommer 1944 möglich waren, hätten vor Januar 1933 noch nicht stattfinden können.

Klaus Schönhoven und Hans-Jochen Vogel haben ein eindrucksvolles Buch vorgelegt, das sowohl die wissenschaftliche Diskussion bereichert als auch ein wichtiges Hilfsmittel für die politische Bildungsarbeit darstellt.

Johannes Tuchel

PAULUS, Julia: **Kommunale Wohlfahrtspolitik in Leipzig 1930 bis 1945. Autoritäres Krisenmanagement zwischen Selbstbehauptung und Vereinnahmung** (= Geschichte und Politik in Sachsen, Bd. 8). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 1998. 302 S.

Die Dissertation ist im Rahmen eines Münsteraner DFG-Projekts entstanden, das die kommunale Sozialpolitik von Leipzig, Nürnberg und Frankfurt am Main zwischen 1918 und 1945 untersuchte. Die Autorin behandelt in ihrer Arbeit die drei Säulen der kommunalen Wohlfahrtsverwaltung, Erwerbslosen-, Gesundheits- und Jugendfürsorge, fragt nach ihren Bedeutungsgewichten im Untersuchungszeitraum und nach den Bewältigungskonzepten angesichts der Wirtschaftskrise. Diese zielten auf eine grundsätzliche Änderung sowohl der Verwaltungsorganisation als auch der Fürsorgepraxis bzw. -inhalte. Es ging im einzelnen um die Zentralisierung von Entscheidungskompetenzen, die Steigerung der Verwaltungseffizienz und die Neudefinition von Fürsorgeinhalten. War auf dem Höhepunkt der Krise trotz Leistungskürzungen rund die Hälfte des Fürsorgeetats zur Unterstützung der Wohlfahrtserwerbslosen notwendig und hatten dementsprechend die übrigen Bereiche empfindliche Einschnitte hinzunehmen, so wurde im Nationalsozialismus die Gesundheitsfürsorge mit ihrer Aufgabenwahrnehmung in der „Erb- und Rassenpflege" zum Zentrum kommunaler Wohlfahrtspolitik.

Die Verfasserin legt zunächst dar, wie unter dem Eindruck der sich verschärfenden Krise die kommunalen Wohlfahrtslasten im Zuge der zunehmenden Arbeitslosigkeit und der Maßnahmen des Reiches, weitere Lasten auf die Kommunen abzuwälzen, exorbitant anwuchsen. Die kommunalpolitischen Reaktionsweisen auf die Wirtschaftskrise bedeuteten letztlich einen tiefen Bruch in der kommunalen Wohlfahrtspolitik und bewirkten eine durchgreifende Umgestaltung der Wohlfahrtsverwaltung. Oberbürgermeister Goerdeler setzte in Leipzig gegen den Widerstand und unter zunehmender Ausschaltung des Gemeindeparlaments einen der Brüningschen Deflationspolitik parallelen Sparkurs in der Haushaltspolitik durch, in dessen Folge die Fürsorgerichtsätze gesenkt wurden. Julia Paulus charakterisiert Goerdeler als Kommunalpolitiker mit antidemokratischen Zügen, der die „Idee der Führung der Selbstverwaltung durch verantwortliche Persönlichkeiten" ohne parlamentarische Kontrolle und staatliche Aufsichtsorgane verfocht. Seine kommunalen Sparmaßnahmen und Verwaltungsvereinfachungen nahmen zahlreiche Regelungen der NS-Zeit vorweg oder bereiteten ihnen den Boden.

Als einer der wenigen nichtnationalsozialistischen Kommunalpolitiker konnte Goerdeler nach der Machtübernahme weiter amtieren. Anfangs kooperierte er mit den Nationalsozialisten, trat dabei aber stets für eine Selbstbehauptung der Kommune gegenüber konkurrierenden NS-Organisationen ein. Die Nationalsozialisten fanden bei ihrem Machtantritt in Leipzig bereits den Weg eingeschlagen, den sie nun weiterverfolgen konnten. Gleichwohl kann von einer umstandslosen Gleichschaltung der Kommune nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten nicht die Rede sein. Bei zahlreichen Kontinuitäten und Vorwegnahmen im institutionellen Bereich und in den Fürsorgeinhalten änderten sich nun aber die Vorzeichen grundlegend, unter denen Wohlfahrtspolitik fortan betrieben wurde. Die Organisation der kommunalen Selbstverwaltung blieb bei allen Beschneidungen und Aushöhlungsversuchen dennoch im Kern erhalten. Sie behauptete sich nach Kräften und zum Teil mit Erfolg, vor allem mittels der Umgestaltung der Verwaltung sowohl nach nationalsozialistischen Grundsätzen als auch nach Effizienzgesichtspunkten.

Am Beispiel der Gesundheitspolitik, das einen ausführlichen Rückgriff auf den gesundheitspolitischen Diskurs und die Praxis der Leipziger Gesundheitsfürsorge während der zwanziger Jahre einschließt, stellt die Verfasserin heraus, daß unter dem wachsenden Kostendruck in den Krisenjahren bereits vor Machtübernahme der Nationalsozialisten organisatorische und ideologische Weichenstellungen getroffen wurden, die der nationalsozialistischen „Erb- und Rassenpflege" sehr zupaß kamen. 1931/32 unter dem Aspekt der Kostenersparnis und Rationalisierung von Verwaltungsaufgaben durchgeführte Umgestaltungen der kommunalen Gesundheitsfürsorge erwiesen sich nach Einführung der Familienfürsorge im Oktober 1933 als Vorwegnahme nationalsozialistischer Neuordnungspläne und als ideale Grundlage für die Realisierung der NS-Gesundheitspolitik. Auch der Fachdiskurs um Eugenik und Rassenhygiene belegt, daß „Erb- und Rassenpflege" bereits während der Krisenjahre der Weimarer Republik starken Auftrieb in verschiedenen Lagern erhielt. Die Familienfürsorge wurde für die lückenlose erbbiologische Bestandsaufnahme der Bevölkerung eingesetzt. Damit geriet eine sozialreformerische Innovation der Weimarer Republik zu einem Instrument der Kontrolle und Ausgrenzung. Mit ihren

fortgeschrittenen Konzepten für die nachfolgende Ausgestaltung eines „vereinheitlichten Gesundheitswesens", die als Argument für kommunale Gesundheitsämter ins Feld geführt wurden, behauptete sich die Kommune unter den Bedingungen des nationalsozialistischen Herrschaftssystems trotz aller Angriffe als Sachwalterin einer leistungsstarken Selbstverwaltung und bemühte sich um Mitgestaltung in der Gesundheitspolitik.

Das städtische Jugendamt war in den Krisenjahren von Leistungskürzungen, drastischem Personalabbau, Schließung von Einrichtungen und der Reduzierung von Aus- und Fortbildung seiner Kräfte betroffen, so daß es stark an Einfluß als Jugendhilfeorgan verlor. War der Bedeutungsverlust zunächst wiederum sparpolitischen und organisatorischen Motiven geschuldet, so erzwang der Nationalsozialismus eine Umverteilung der Kompetenzen. Gesundheitliche Aufgaben des Jugendamtes wurden auf das Gesundheitsamt übertragen und der ohnehin eingeschränkte Kompetenzrahmen des Jugendamtes sukzessive auf eine Verwaltung der Fürsorgefälle verringert, ohne daß die jugendpflegerische Komponente weiter hätte mitgestaltet werden können. Dem Jugendamt verblieb unter Mithilfe der konfessionellen freien Wohlfahrt die Fürsorge für problematische Jugendliche. Die „erbgesunde" und „erziehungsfähige" Jugend wurde von HJ und NSV betreut. Doch führten Kompetenzbeschneidungen und Aufgabenreklamierung durch – durchaus konkurrierende – NS-Organisationen nicht zur vollständigen Bedeutungslosigkeit des Jugendamtes.

In der Frage der Kindergärten konnte sich die Stadt erfolgreich gegen die Übergriffe der NSV zur Wehr setzen. Zwar wurden unter Billigung der Stadt zunächst die konfessionellen Kindertagesstätten ausgeschaltet, doch die Kommune konnte ihren Status als wichtigster Träger von Kinderbetreuungseinrichtungen wahren. Prinzipielle Vorbehalte gegen die Übernahme kommunaler Aufgabenbereiche durch die NSV bestanden indes nicht. In der Jugendgerichtshilfe konnte 1937 eine Einigung erzielt werden, die vorsah, daß die verwaltungsmäßige Arbeit beim Jugendamt verblieb und der NSV die praktische Betreuung der Jugendlichen übertragen wurde. Die freie konfessionelle Wohlfahrtspflege erhielt zwar fortan keine Unterstützung für Jugendhilfemaßnahmen mehr, das kommunale Kalkül bezog sie aber nach Maßgabe der begrenzten Kapazitäten der NSV weiterhin ein. Deutlich wird, daß die Zuständigkeiten auf einzelnen Feldern der örtlichen Wohlfahrtspolitik weniger Ergebnis reichsweiter Regelungen als vielmehr des Kräfteverhältnisses vor Ort waren. Es entstanden je nach Verteilung der Macht unterschiedliche Formen der Aufgabenverteilung zwischen konfessionellen Trägern und NSV einerseits und der Kommune auf der anderen Seite, die auch jeweils die kommunalen Handlungsspielräume bestimmten.

Im ganzen ist diese empirische Studie dazu angetan, das überkommene Bild von der kommunalen Sozialpolitik gegen Ende der Weimarer Republik und der umstandslosen Gleichschaltung der Kommunen 1933 für das Leipziger Beispiel zu korrigieren und die These vom autoritären Wohlfahrtsstaat in Deutschland zwischen 1930 und 1938 (Sachße/Tennstedt) zu bestätigen. Durch materialreiche, quellennahe, dichte und stringente Analysen zentraler Konflikte um Zuständigkeiten und Interessenswahrnehmungen in der kommunalen Wohlfahrtspolitik gelingt Julia Paulus eine exakte Rekonstruktion zum Teil verwickelter Entscheidungsprozesse, ohne sich dabei im Detail zu verlieren – hier liegt die besondere Stärke der Studie. Indem sie sich auf institutionelle und politikgeschichtliche Fragen konzentriert, bleibt die Klientel der Leipziger Wohlfahrtspolitik fast vollständig im dunkeln. Deutlich wird indes, daß die Frage nach Kontinuitäten und Brüchen auf kommunaler Ebene nur von zu Fall zu Fall beantwortet werden kann. Die Ergebnisse einer Reihe von in jüngerer Zeit erschienenen Studien, so zur nationalsozialistischen „Asozialen"-Politik bzw. zu Auswüchsen kommunaler Arbeitsfürsorge, zur Unterschichtjugend und zur Krise der Jugendfürsorge in der Weimarer Republik sowie zur institutionellen Entwicklung kommunaler Sozialpolitik seit der Weimarer Republik,[1] wären hier durchaus von Belang gewesen. Weitere Fallstudien werden nötig sein, um zu einem präzisierten Gesamtbild vom Stellenwert der Kommune in der Wohlfahrtspolitik beim Übergang von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus zu kommen. Vom buchhändlerischen Standpunkt aus gesehen, ist der im Böhlau Verlag erschienene Titel mit wenigstens 240 Druckfehlern auf noch nicht 250 Textseiten allerdings ein Mängelexemplar.

1 *Wolfgang Ayass, „Asoziale" im Nationalsozialismus, Stuttgart 1995; Marcus Gräser, Der blockierte Wohlfahrtsstaat. Unterschichtjugend und Jugendfürsorge in der Weimarer Republik (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 107), Göttingen 1995; Dietrich Kühn, Jugendamt, Sozialamt, Gesundheitsamt. Entwicklungslinien der Sozialverwaltung im 20. Jahrhundert,*

Neuwied u. a. 1994; Günter André, SozialAmt. Eine historisch-systematische Einführung in seine Entwicklung, Weinheim und Basel 1994; Günter Roth, Kontinuität und Wandel. Die Entwicklung von Aufgaben und Organisation kommunaler Sozialverwaltung und ihre institutionelle Bestimmung. Quantitativ vergleichende und qualitativ vertiefende Studien von der Zeit der Weimarer Republik bis zur Gegenwart, Konstanz 1996 (Diss., Mikrofiche).

Thomas Biewer

LORENZ, Einhart: **Mehr als Willy Brandt. Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) im skandinavischen Exil.** – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften 1997. 257 S.

Wenn von den Hitlerflüchtlingen aus den Reihen der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP), die zwischen 1933 und 1945 Schutz vor Verfolgung und Repression durch die NS-Diktatur im Norden Europas suchten, die Rede ist, fällt schnell und zumeist an erster Stelle der Name Willy Brandt. Dies hat sicherlich zum einen mit der exponierten Rolle zu tun, die der junge Sozialist aus Lübeck, der bereits wenige Wochen nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten Deutschland verlassen und ins Exil nach Norwegen fliehen mußte, relativ schnell als führender Kopf in der Exilleitung des Jugendverbandes der Partei und an der Spitze des Internationalen Büros revolutionärer Jugendorganisationen in Oslo spielte. Bald dominierte Brandt die Parteigruppe in der norwegischen Hauptstadt, die der Führung in Paris als beispielgebend galt, und auch in der Gesamtpartei gewann er als Koordinator für die Inlandsarbeit ab Anfang 1939 und nach Kriegsausbruch als „Federführender" weiter an Einfluß. Zum zweiten – und das wiegt vermutlich schwerer – ist der häufig zu hörende Dreiklang „SAP – Exil – Brandt" Folge des politischen Aufstiegs, den Willy Brandt, anders als seine Parteigenossen und Schicksalsgefährten aus der Emigration, nach 1945 erlebte und der ihn bis an die Spitze der SPD und in das Amt des Bundeskanzlers führte. Die wachsende Prominenz dieses „anderen Deutschen" als politischer Akteur im Nachkriegsdeutschland hat seine Biographie gerade auch für die Exilforschung besonders attraktiv gemacht und im In- und Ausland entsprechendes Interesse geweckt (übrigens auch beim politischen Gegner, der in oft verleumderischen Attacken immer wieder Brandts Flucht aus Nazideutschland und seine Exilzeit zum Thema machte).

In der Tat scheint im Schatten des großen Sozialdemokraten das Gros der namenlosen SAP-Mitglieder, die gleichfalls als politische Flüchtlinge in Dänemark, Norwegen und Schweden aufgenommen worden waren, aus der Wahrnehmung geraten zu sein. Es ist Einhart Lorenz' Verdienst, daß er dieses ungleichgewichtige Bild wieder zurechtrückt, indem er sich am Beispiel der SAP dem „politischen ‚anonymen' Exil in Skandinavien" (S. 7) widmet. Dem Autor, Professor für moderne Geschichte an der Universität Oslo, geht es dabei grundsätzlich um zweierlei: um eine Darstellung der politisch-ideologischen Entwicklung der Partei und um einen Beitrag zur Sozialgeschichte des Exils. Er stellt dabei in Rechnung, daß die Geschichte der SAP nach 1933 nicht allein durch die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und durch die Bemühungen zur politischen Überwindung der Diktatur in der Heimat bestimmt wurde. Von Bedeutung waren ebenso der „Ausnahmezustand des Exils" sowie das politische, gesellschaftliche und kulturelle Umfeld des jeweiligen Aufnahmelandes und dessen Umgang mit den Zufluchtsuchenden aus Deutschland. Hinzu kommt weiter, wie Lorenz zu Recht betont, die individuell durchaus unterschiedlich ausgeprägte Fähigkeit der Exilierten, sich in der Fremde zurechtzufinden und das eigene Leben neu zu organisieren.

Vor dem Hintergrund der innenpolitischen Entwicklungen in Dänemark, Norwegen und Schweden, der dortigen Ausländer- und Asylpolitik sowie deren Auswirkungen auf den Alltag der Emigranten zeichnet der Verfasser die Entstehung, den weiteren Werdegang und die politischen Aktivitäten der SAP-Exilgruppen und -zellen in den drei Staaten nach. Er stützt sich dabei auf Überlieferungen aus einer beeindruckenden Vielzahl vor allem skandinavischer und deutscher Archive, die durch Befragungen von Zeitzeugen ergänzt werden. Selbst dort, wo die Quellenlage unbefriedigend ist – etwa mit Blick auf die Geschichte der Kopenhagener Gruppe ab 1938 oder der SAP-Dependance in Schweden zwischen 1940 und 1942 –, gelingt es ihm, bislang bestehende Forschungslücken aufzufüllen. Dies gilt auch hinsichtlich der bisher nur recht unvollständigen Angaben zur zahlenmäßigen Größe, personellen Zusammensetzung und Sozialstruktur der Gruppen und Zellen in Kopenhagen, Oslo, Bergen, Kristiansand, Stockholm und Göteborg. Lorenz macht allein dreizehn führende Funktionäre namhaft, die „bisher völlig

unbekannt" waren und die „man vergeblich [...] im *Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration* sucht" (S. 71 f.).

Besonders interessant liest sich die Darstellung der Beziehungsgeschichten sowohl zwischen SAP und anderen im nordeuropäischen Exil befindlichen Gruppen der politischen Linken wie auch zwischen SAP und potentiellen Partnern aus der skandinavischen Arbeiterbewegung, die einen gewichtigen Teil der Untersuchung ausmacht. Im Hinblick auf diesen Aspekt der SAP-Geschichte liegt ein großer Vorteil der Arbeit darin, daß ihrem Autor die Eigenarten und Besonderheiten skandinavischer Politik und ihres jeweiligen gesellschaftlichen Umfelds nicht fremd sind.

Leider wird die Lesefreude durch die vergleichsweise zahlreichen Textfehler und sprachlichen Unebenheiten getrübt, die mitunter das Verständnis erschweren. Hier wurde eine sorgfältige Endredaktion versäumt, und dem Verlag kann man den Vorwurf nicht ersparen, daß er ganz offensichtlich auf ein Lektorat verzichtet hat.

Ein Wermutstropfen – doch er ändert nichts daran, daß Einhart Lorenz mit dem vorliegenden Buch seinen Ruf als der profundeste Kenner des deutschsprachigen Exils in Skandinavien bestätigt hat.

Carsten Tessmer

MARGOLIAN, Howard: **Conduct Unbecoming. The Story of the Murder of Canadian Prisoners of War in Normandy.** – Toronto, Buffalo und London: University of Toronto Press 1998. 279 S.

BRODE, Patrick: **Casual Slaughters and Accidental Judgements. Canadian War Crimes Prosecutions 1944–1948.** – Toronto, Buffalo und London: The Osgoode Society for Canadian Legal History und University of Toronto Press 1997. 290 S.

Während in den vergangenen Jahren mehr als 700000 Besucher die Ausstellung „Verbrechen der Wehrmacht" besucht haben und sich langsam ein deutlicheres Bild der Verstrickung der Wehrmacht in Massenexekutionen und Völkermord auch im öffentlichen Bewußtsein festigt, ist auch ein gegenläufiger Trend zu beobachten. In Anlehnung an Konrad Adenauers oft verkürztes Wort „Soldaten wie andere auch" findet sich eine Vielzahl von – auch ausländischen – Publikationen, die den nationalsozialistischen Mythos der „Feuerwehr der Ostfront" und den „heldenhaften Kampf" der Waffen-SS kritiklos in den Vordergrund stellen. Daß die Konzentrationslager Teil der Waffen-SS waren, wird dabei ebenso verschwiegen wie deren Kriegsverbrechen. Zwei neue kanadische Publikationen lenken die Aufmerksamkeit detailliert auf Verbrechen der Waffen-SS im Sommer 1944 und die Versuche ihrer juristischen Ahndung.

Zu den Invasionstruppen, die am Morgen des 6. Juni 1944 an den Stränden der Normandie landeten, gehörte auch die kanadische dritte Division. Unter ihren Gegnern war das zur Waffen-SS-Division „Hitlerjugend" gehörende 25. Panzergrenadierregiment unter SS-Standartenführer, später SS-Brigadeführer Kurt Meyer („Panzermeyer"). Der fanatische Nationalsozialist Meyer, ein früherer Kompanieführer in der Leibstandarte, übernahm Mitte Juni 1944 die Führung der gesamten Division. Bei den Kämpfen nördlich von Caen lieferten sich Kanadier und Deutsche heftige Gefechte. Margolian zeichnet zuerst ein Bild der Täter, der Angehörigen der SS-Division „Hitlerjugend", bevor er kurz die Entwicklung der kanadischen Invasionstruppen und die Kämpfe in der Normandie schildert. Im Zentrum seiner Darstellung stehen die Kriegsverbrechen, von denen hier nur einige erwähnt seien: Am 7. Juni 1944 wurden bei den heftigen Kämpfen um Authie mehr als 100 kanadische Soldaten vom 3. Batallion des 25. SS-Panzergrenadierregiments unter SS-Sturmbannführer Karl-Heinz Milius gefangengenommen. Mindestens 37 kanadische Kriegsgefangene, darunter viele Verwundete, wurden am Straßenrand, an Häuserwänden oder in Ruinen noch am selben Tag von SS-Männern dieser Einheit ermordet. Meyer hatte das Hauptquartier des 25. Panzergrenadierregiments in der alten Abtei d'Ardenne eingerichtet. Hier sprach er am 7. Juni mit einigen der kanadischen Kriegsgefangenen. Die meisten von ihnen wurden am nächsten Tag unter Bewachung weitergeschickt, elf jedoch, darunter ein schwer verwundeter Soldat, blieben in der Abtei und wurden kurz darauf in ein nahegelegenes Schloß gebracht. Hier sollten sie vernommen werden. Als sie – entsprechend den Regeln der Genfer Konvention zum Schutz von Kriegsgefangenen – nur Namen, Rang und Einheit nannten, wurden sie mit Kopfschüssen ermordet. Am Nachmittag des 8. Juni 1944 wurden Meyer sieben neue kanadische Gefangene gemeldet. Ein Zeuge berichtet Meyers Reaktion: „Was sollen wir mit diesen Gefangenen? Sie essen nur unsere Rationen auf [...]. In Zukunft werden keine Gefangenen mehr gemacht!" Wenige Minuten später wurden die sieben Gefangenen einzeln durch Kopfschüsse im Garten der Abtei ermordet.

Insgesamt wurden in den ersten zehn Tagen der Invasion 156 kanadische Kriegsgefangene von Soldaten der 12. SS-Panzer-Division „Hitlerjugend" ermordet. Margolian macht die Relation deutlich: Jeder siebte kanadische Tote im Juni 1944 ist nicht im Kampf gefallen, sondern in der Gefangenschaft erschossen worden.

Für viele der jungen SS-Männer waren die Kämpfe in der Normandie die „Feuertaufe", in der sie sich „bewähren" wollten. Jahrelang war ihnen beigebracht worden, daß das Leben des „Feindes" nicht zu achten sei. Viele der SS-Offiziere hatten die Brutalitäten und Massenmorde in der Sowjetunion miterlebt. Der Mord an wehrlosen Gefangenen wurde jetzt auch an der westlichen Invasionsfront zum Mittel des Krieges.

Im zweiten Teil seines Buches geht Margolian der „Twisted Road to Justice" nach. Er zeigt die seit August 1944 laufenden alliierten Untersuchungen der Morde in der Normandie. Auf der kanadischen Seite war vor allem der angesehene Jurist Bruce Macdonald führend an den Ermittlungen und der juristischen Vorbereitung eines möglichen Prozesses beteiligt. Im März 1945 vernahm er erstmals Meyer, der jede Verantwortung und jede Beteiligung an den Morden leugnete. Am 9. Dezember 1945 begann der Prozeß gegen Meyer vor einem kanadischen Militärgericht im ostfriesischen Aurich (dem Hauptquartier der kanadischen Armee in Deutschland), der am 27. Dezember 1945 mit einem Todesurteil endete. Das Urteil sollte am 7. Januar 1946 vollstreckt werden. Offenbar – so Margolian – führten jedoch außenpolitische Überlegungen der kanadischen Regierung dazu, daß Meyer erst einen Hinrichtungsaufschub erhielt und am 9. Januar 1946 zu lebenslanger Haft begnadigt wurde. Meyer verbüßte seine Haft im kanadischen Dorchester, bis er auf deutschen Druck hin im Herbst 1951 in das Zuchthaus Werl verlegt wurde. Am 7. September 1954 wurde Kurt Meyer aus der Haft entlassen und am Wohnort seiner Familie festlich begrüßt. In den folgenden Jahren arbeitete er für eine Brauerei und engagierte sich vor allem politisch in der „HIAG", dem Zusammenschluß der ehemaligen SS-Angehörigen. Die Verantwortung für die Morde in der Normandie leugnete „Panzermeyer" auch in seinen Memoiren „Grenadiere", die heute noch erhältlich sind.

Margolian zeigt, daß viele Morde in der Normandie nicht geahndet wurden. Viele der an den Erschießungen Beteiligten konnten sich nach oftmals kurzer Gefangenschaft problemlos ins Zivilleben einfügen – ohne jemals zur Verantwortung gezogen zu werden. Dies macht die juristischen und politischen Grenzen der kanadischen Kriegsverbrecherverfahren gegen die Mörder aus der Normandie deutlich.

Der Jurist Patrick Brode hat sich für eine andere, aber ebenso eindrucksvolle Annäherung an den Gegenstand entschieden. Er zeichnet die komplizierten, oft auch von Reibungsverlusten und politischen Erwägungen geprägten Ermittlungen der kanadischen Ermittlungsbehörden und vor allem den persönlichen Einsatz des Juristen Macdonald nach, dessen persönlichen Nachlaß und dessen private Briefe er neben den offiziellen Akten auswerten konnte. Dabei wird die intensive alliierte Diskussion über die Möglichkeiten und Grenzen der Bestrafung von Kriegsverbrechen ausführlich aus kanadischer Sicht analysiert. Brode zitiert Macdonalds Meinung zum Beginn des Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesses: "Agressive Action is being taken in which the views of smaller nations are not being requested or considered" (S. 51). Vor diesem Hintergrund ist der persönliche Einsatz Macdonalds besonders hervorzuheben, ohne dessen intensive Bemühungen sowohl in Kanada als auch in Großbritannien es nicht zu kanadischen Kriegsverbrecherverfahren gekommen wäre. Brode untersucht jedoch nicht nur sorgfältig und detailreich das Vorfeld der Untersuchung gegen Meyer, sondern auch den Verlauf des Prozesses und die anschließende politische Diskussion, die letzten Endes zur Rückführung Meyers nach Deutschland und zu seiner Entlassung 1954 führte. Das Primat der kanadischen Außenpolitik gegenüber der Bestrafung von Kriegsverbrechern wird dabei klar herausgearbeitet. Dies wird auch aus der Darstellung der anderen kanadischen Verfahren, etwa dem „Opladen-Case" (S. 127 ff.), und der eindringlichen Analyse der kanadischen Kriegsverbrecherverfahren gegen japanische Offiziere (S. 179 ff.) deutlich. Sein Fazit: "Perhaps in the end there was a superabundance of pragmatism and too little justice. The meagre lessons of this trials were put away for half a century until the world again tried to deal in an objective way with criminals who plotted war and inflicted barbarism on the helpless" (S. 199).

So verwundert es nicht, daß die abschließenden Überlegungen „Canadian War Crimes and the Consequences" eher pessimistisch klingen. Trotz aller internationalen Vereinbarungen und nationalen Gesetze wird nur ein Bruchteil aller Kriegsverbrecher zur Verantwortung gezogen. Die Beweislage ist oft kompliziert, die internationalen Verträge haben bis heute noch nicht zu einem wirklich effektiv und schnell arbeitenden internationalen

Kriegsverbrechertribunal geführt. Für Kanada, das seit 1985 seine Bemühungen verstärkt hat, dorthin eingewanderte Kriegs- und NS-Verbrecher zu verurteilen oder ihnen die Staatsbürgerschaft abzuerkennen, hat Brode festgehalten, daß nur wenige Verfahren zu einer Verurteilung führten: "To that extent, we have failed to incorporate the lessons from our own past; the drafters of the 1945 Canadian War Crimes regulations recognized that the circumstances of war required special rules and that there had to be a wide latitude in the admission of evidence that went far beyond the usual role of domestic law. This was far from the most significant Canadian failure in international law" (S. 227).

Die bemerkenswerten Arbeiten von Margolian und Brode rufen uns nicht nur Kriegsverbrechen der Waffen-SS ins Gedächtnis und analysieren mit Hilfe bisher in Deutschland unveröffentlichter Quellen den genauen Ablauf dieser Verbrechen. Sie machen auch deutlich, welche Probleme diejenigen hatten, die 1944/45 die Ahndung der nationalsozialistischen Kriegs- und Gewaltverbrechen durchführen wollten. Damit zeigen beide Arbeiten, die sich sehr gut ergänzen und deren Übersetzung ins Deutsche dringend zu wünschen ist, die Möglichkeiten und Grenzen der Ahndung von Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert auf eine beeindruckende Weise.

Johannes Tuchel

GODAU-SCHÜTTKE, Klaus-Detlev: **Die Heyde/Sawade-Affäre. Wie Juristen und Mediziner den NS-Euthanasieprofessor Heyde nach 1945 deckten und straflos blieben.** – Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1998. 337 S.

Das Werk über die heute nicht mehr vielen Zeitgenossen genauer in Erinnerung befindliche Heyde/Sawade-Affäre erscheint zu einem Zeitpunkt, da die Affäre um eine andere Doppelidentität, den Fall Schneider/Schwerte, aufgrund von Zeitungsartikeln und zwei Publikationen sehr präsent ist. Der Skandal um den ehemaligen Würzburger Ordinarius für Psychiatrie und Neurologie Heyde, der von 1950 bis 1959 eine erfolgreiche Nachkriegskarriere als Sachverständiger Dr. Sawade in Schleswig-Holstein durchlaufen konnte, ist historisch erst jetzt intensiv aufgearbeitet worden. Dem Verfasser, Richter am Landgericht Itzehoe, war der Zugang zu den lange sekretierten Behördenakten seit 1989 ermöglicht worden. Der Fall ist von außerordentlichem Interesse. Der Typus „Professor NSDAP" (ein von Joachim Fest gebrauchter Titel, der sich von einer Fotografie von August Sander ableitet) wird hier in seiner Karriere ab 1933 besonders deutlich.

Heyde nutzte geschickt die eher zufällig entstandenen Kontakte zu Himmlers Schützling Theodor Eicke für seinen Aufstieg in Universität, SS und Gestapo. Seit 1939 war Heyde führend an der Organisation der NS-Euthanasie und als Obergutachter an den Morden an Behinderten und Kranken beteiligt („T4"-Aktion)[1]. Bei Godau-Schüttke wird die Darstellung der „Erwachsenen-" und der „Kindereuthanasie", organisiert durch eine geheime „Tötungsbehörde", jedoch nicht beschränkt auf die Person Heydes. Schon in der präzisen Organisationsgeschichte wird erkennbar, wie viele Ordinarien, Ärzte, Verwaltungsbeamte, Klinikangehörige und andere Beteiligte an diesen bewußt nicht gesetzlich abgesicherten, durch Tarnorganisationen und andere Verdeckungsmaßnahmen durchgeführten Tötungsaktionen beteiligt waren. Heyde hatte seit 1940 die Gesamtleitung der Organisation und war Obergutachter. Die „Aktion T4" ist erst 1941 aufgrund von insbesondere kirchlichen Protesten abgebrochen worden. Zu dieser Periode, die der Verfasser mit beeindruckender Aktenauswertung darstellt, wird die Figur des Ordinarius, des NS-Karrieristen und Mörders im Amt als technokratischer Funktionär, als mit seinem Umfeld in völliger Übereinstimmung sich befindender Rassist, aber kaum als Person mit seinem Charakter, seinen Motivationen und seinen persönlichen Bezügen deutlich. Aus seiner Nachkriegskarriere, seinen Aussagen im Ermittlungsverfahren und seinen letzten Äußerungen erschließt sich – trotz der subjektiv-taktisch determinierten Perspektive – dann jedoch eine durch keinerlei Einsicht oder weltanschauliche Veränderung charakterisierte Persönlichkeit. Heyde/Sawade wird hier als Einzelperson, aber auch als Typus erkennbar, der noch den Umstand, daß er sich damals in Konsens mit allen Spitzen der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Umfelds befand, angefangen von höchsten beamteten Juristen bis hin zu Ordinariuskollegen, als Legitimierungs- und Legalisierungsmoment im Strafverfahren, aber auch vor sich selber reklamierte. Diese Harmonie hat sich über das Jahr 1945 hinaus konserviert.

In wenigen Arbeiten aus diesem juristisch-historischen Grenzbereich wird ein so hervorragender wissenschaftlicher Ertrag wie hier sichtbar. Denn der Verfasser hat auf dem Hintergrund der speziellen politischen Szenerie Schleswig-Holsteins

dieser Jahre und mit einer ausgezeichneten Tiefenschärfe bei der Schilderung einzelner Milieus mit geradezu detektivischem Gespür und dank seiner Fähigkeit, den verborgenen politisch-gesellschaftlichen Sinn von Aktenvorgängen zu entschlüsseln, ein kompliziertes Geflecht von Abläufen, Beziehungen und gesellschaftlichen Bezügen dargestellt. Dies wurde nur dadurch möglich, daß die handelnden Personen ohne Rücksicht auf politische Couleur und gesellschaftlich-politischen Rang namentlich Revue passieren, jeweils auch in dem Bezugsrahmen kommunaler Strukturen, gesellschaftlicher Organisationen, innerhalb und außerhalb von Gerichtsbarkeit und Verwaltung bis hinauf in die Ministerialbürokratie.

Schon in seiner Arbeit über die Schleswig-Holsteinische Justiz nach 1945[2] hat Godau-Schüttke sich durch eine außerordentlich konkrete Darstellung ausgezeichnet, die ohne Rücksicht auf politische oder juristische Empfindlichkeiten und trotz naheliegender Vorwürfe, sich als „Nestbeschmutzer" zu betätigen, durch eine vorbildliche Mischung von Detailfreude und Distanz, deutlicher Diktion und treffender Beschreibung besticht. Eine intime Kenntnis der Personalstrukturen und ein sicheres Gefühl für die Interdependenz von Vorgängen ist ebenso zu konstatieren wie die rückhaltlose Klarheit, mit der die Genese und der Verlauf politischer Vorgänge und der zeitgeschichtliche Kontext personell, organisatorisch und institutionell herausgearbeitet werden. Nur aufgrund einer solchen konkreten Analyse wird implizit und explizit dann auch eine Strukturanalyse sichtbar und möglich, die sich mit der personellen Kontinuität und Korruption von „Eliten" nach 1945 befaßt. Auf diese Weise werden Mechanismen der Enttarnung, der Mitwisserschaft, der Möglichkeiten und Grenzen justitieller und politischer Verarbeitung eines solchen weitgreifenden Skandals ein- und durchsichtig. Wenn gleichwohl trotz der notwendigen und kühlen Distanz des Autors bei ihm gelegentlich ein verhaltener Sarkasmus durchschimmert, wenn zuweilen zwangsläufig harte Urteile unvermeidlich und bei aller historischen Neutralität angebracht sind, so beeinträchtigt ein solcher subjektiver Anteil den hohen Standard, den Godau-Schüttke mit seiner Untersuchung sich selbst gesetzt und erreicht hat, in keiner Weise.

Für den Zeitgenossen ist die Retrospektive auch auf die justizförmige und politische „Verarbeitung" des Skandals in den Jahren von 1959 bis 1968 bedrückend. Seine Geschichte wirft zugleich ein bemerkenswertes Licht auf die begrenzten Möglichkeiten von Medien, solche Skandale aufzudecken. Die Schranken stehen, wie die Untersuchung geradezu prototypisch beweist, im umgekehrten Verhältnis zu den massiv genutzten Chancen von Untersuchungsausschüssen, Gerichten und Verwaltungen, politische Skandale ganz bewußt zu verschleiern, zu verdecken und durch Zeitablauf zu erledigen. Das einzige Urteil, das im Laufe der zahlreichen Verfahren wegen Mord, Begünstigung, Begünstigung im Amt und anderen Delikten in diesem Kontext jahrzehntelang herausgekommen ist, war die Verurteilung eines Berichterstatters der „Frankfurter Rundschau", der sich in einem kleinen Detail einmal geirrt hatte, wegen Beleidigung. Die an Absurditäten reiche Zeitgeschichte der vergangenen Jahrzehnte in Deutschland wird in wenigen Untersuchungen durch so zahlreiche prägnante Beispiele „bereichert".

1 *Vgl. dazu Ernst Klee, „Euthanasie" im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens", Frankfurt a. M. 1985.*

2 *Klaus-Detlev Godau-Schüttke, Ich habe nur dem Recht gedient. Die „Renazifizierung" der Schleswig-Holsteinischen Justiz nach 1945, Baden-Baden 1993.*

Albrecht Götz von Olenhusen

BENNING, Kristen: **Die Geschichte des SED-Zentralorgans „Neues Deutschland" von 1946 bis 1949. Die Waffenlieferanten „im Kampf gegen die Reaktion und ihre Verwirrungsmanöver"** (= Kommunikation über Kommunikation, Bd. 3). – Münster i. W.: Lit Verlag 1997. 230 S.

Die Münsteraner Darstellung zur Geschichte des „Neuen Deutschland" (ND) behandelt die ersten Jahre der Zeitung in der sowjetisch besetzten Zone. Die Verfasserin unterscheidet dabei drei Phasen: die Etablierung „auf dem Markt" [sic!] bis zu Beginn des Jahres 1947, die Neugestaltungsbemühungen des Chefredakteurs Lex Ende bis zu seiner Versetzung im Mai 1949 und schließlich die redaktionelle Reorganisation unter Rudolf Herrnstadt. Die Gliederung der Arbeit folgt nicht dieser chronologischen Ordnung, sondern einer thematischen. Der erste „Teil" von drei nicht näher gekennzeichneten Hauptabschnitten (knapp 40 Seiten) stellt die Vorbedingungen für den Aufbau einer sozialistischen bzw. kommunistischen Presse in der sowjetisch besetzten Zone dar. Der zweite (etwa 120 Seiten) behandelt die Zusammenhänge von kommunistischer Ideologie, Partei-, Zensur- und Presse-

politik sowie die Positionen der Zeitung und ihrer Redaktion zwischen Besatzungsmacht, Wirtschaft, Außenpolitik und „Westpropaganda". Der dritte Teil (etwa 60 Seiten) untersucht an dem Beispiel der Berichterstattung (50 Artikel) über die SPD in der Westzone und im westlichen Teil Berlins die Arbeitsweise des Blattes. Ein Abschnitt zur These, Methode und Quellenlage ist vorangestellt; ein vierseitiges Resümee und ein ebenso knappes Quellen- und Literaturverzeichnis bilden den Abschluß.

Die Autorin bemüht sich, „herauszufinden, welches Bild das ND als offizielles Organ der Einheitspartei von der SPD entwirft, die den Schritt zur Einheitspartei unter Schumacher bewußt abgelehnt hat" (S. 9). Ebenso schlicht und thematisch eng begrenzt wie diese Aufgabenstellung ist die gesamte Arbeit ausgefallen. In der Einführung sucht man vergeblich nach der angekündigten „These". Im Resümee hätte man eine gewisse problemorientierte Sicht wohl erwarten dürfen, doch findet man dort kaum mehr als die Behauptung, „das ND" habe sich „innerlich widerstrebend" als Waffe gegen die SPD instrumentalisieren lassen. Die Zeitung habe sich bemüht, eine eigene Rolle zu spielen, sei aber von der SED in eine „Sprachrohrfunktion" abgedrängt worden.

Wir sind über die Grundlagen der Pressepolitik in den vier Besatzungszonen und über die Rolle der Parteipresse nicht schlecht informiert. Die ideologischen Grundlagen, die Strategie der kommunistischen Regierungen und ihre Taktiken im Bereich der Kommunikationspolitik sind ebenfalls so gut untersucht worden, daß man von der Verfasserin hätte erwarten dürfen, daß sie die bisherigen Ergebnisse korrekt, kritisch und umfassend referiert, um wenigstens in einzelnen Punkten über Bekanntes hinauszukommen. In der vorliegenden Untersuchung berücksichtigt sie jedoch nicht einmal die Arbeit von Kurt Koszyk, die seit 1986 vorliegt und auf 522 Seiten das Gesamtthema grundlegend abhandelt – im Band 10 der „Abhandlungen und Materialien zur Publizistik". Sie verzichtet selbst auf leicht zugängliche Archivalien, nutzt die Forschungsliteratur nur sporadisch und fragmentarisch, ist weitgehend unkritisch gegenüber den Pressequellen und den befragten Zeitzeugen eingestellt und reiht Zitate und paraphrasierende Passagen narrativ aneinander. Zentrale Begriffe wie „Propaganda", „Politisierung" oder „Instrumentalisierung" bleiben ungeklärt; neue werden unzulänglich eingeführt oder unbedacht verwendet wie das häufiger verwendete „überpolitisiert". Leere und unbelegt gebliebene Beteuerungen – wie: der Sachverhalt ergebe sich aus dem Studium der Quellen (S. 58) –, zahllose Behauptungen und undifferenzierte Folgerungen stehen neben einer Fülle von Zitaten, die quellenkritisch ungeprüft und unzulänglich interpretiert bleiben oder deren Aussagekraft allein schon deshalb nicht erheblich ist, weil sie Tatsachen betreffen, die in der Form des Zitats unangemessen hoch gewichtet werden.

Der Verlag druckte das vorgelegte Manuskript offensichtlich unbesehen – verstümmelte Sätze, eigenwillige Interpunktionen, Kleinstabsätze, selbst Fußnoten zu Beginn einer Zeile blieben jedenfalls unkorrigiert, kein Lektorat glättete sprachliche Ungeschicklichkeiten, lange Reihungen oder sperrige Satzkonstruktionen, und auch die Fazit-Stiftung, bei der sich die Autorin ebenfalls bedankt, kann die Arbeit nicht sehr aufmerksam betrachtet haben.

Bernd Sösemann

GEULEN, Dieter: **Politische Sozialisation in der DDR. Autobiographische Gruppengespräche mit Angehörigen der Intelligenz.** – Opladen: Leske und Budrich 1998. 351 S.

Die erkenntnisleitende Frage dieser induktiv angelegten Studie ist, „was für ein Bewußtseins- und Handlungspotential in der DDR tatsächlich und aufgrund welcher sozialisatorischer Erfahrungen entstanden, d. h., wie die wirkliche politische Sozialisation in der DDR verlaufen ist" (S. 13). Geulen vergleicht die Sozialisation mit einem Trichter. Junge Menschen mit ihrem sehr verschiedenen Hintergrund durchliefen diesen in Form einer „straff organisierten und homogen Ausbildung", die sie zu „loyalen und konformen sozialistischen Persönlichkeiten" formen sollte. Er fragt, ob dies funktioniert hat und welche Kohortenspezifik sich jeweils ergibt.

Als Grundlage der Arbeit dienen 35 autobiographische Gruppengespräche mit Vertretern der staatsnahen Intelligenz dreier Alterskohorten – der Vierziger-, Fünfziger- und Sechzigerjahrgänge. Ihre Ergebnisse sind nicht repräsentativ für die gesamte Intelligenz oder gar für die DDR-Bevölkerung insgesamt. Auch müssen aufgrund der retrospektiven Vorgehensweise (die Interviews wurden 1991 durchgeführt) diverse Beschränkungen und Rekonstruktionen hingenommen werden.

Die Arbeit ist dem „Oral-history"-Ansatz zuzurechnen und gliedert sich in drei Teile. Im ersten werden „Erfahrungen und Prägungen" der drei

Alterskohorten anhand verschiedener Raster ermittelt: Herkunft und primäres Sozialisationsmilieu, Ausbildung und Studium sowie „kritische Erfahrungen mit dem System". Der zweite Teil untersucht politisches Handeln und politischen Habitus. Als Kriterien „politischer Verhaltensweisen" werden jugendliches Protestverhalten, Parteieintritt sowie „Treue zur DDR" genommen.

Es folgt eine Untersuchung der verschiedenen politischen Habitustypen sowie eine Analyse der Wahrnehmung der Wende von 1989. Hier sollten die Gründe für den Untergang der DDR sowie die eigene Rolle im politischen System der DDR dargelegt werden. Das „Theorem von den falschen Leuten an der Spitze" wird, weil es als Grund für den Untergang der DDR exorbitant häufig genannt wurde, gesondert problematisiert. Zur Abrundung der Untersuchung werden im dritten Teil einige Biographien exemplarisch vorgestellt.

Die Befunde Geulens sind, besonders für die Sechziger-Jahrgänge, außerordentlich spannend. Kennzeichen dieser Generation ist ein homogeneres Sozialisationsmilieu; es dominiert hier der Typ des durch „Berufstätigkeit beider Eltern reduzierten Familienlebens". Die Generation der um 1960 Geborenen ist zudem stark durch Erfahrungen außerhalb der Familie geprägt, was die Betroffenen positiv sehen, Geulen aber auch als problematisch wertet. Obwohl diese Generation am stärksten der „staatlich gelenkten Erziehung" unterlag, führte dies „keineswegs" zu der von der SED intendierten Herausbildung von „sozialistischen Persönlichkeiten". Geulen nennt es „erstaunlich", daß sich in dieser Kohorte „die schärfsten Kritiker" der politischen Kultur der DDR finden (S. 74). Während die älteren Kohorten eher eine systemimmanente „funktionalistische" Denkweise erkennen lassen, zeigt die Kritik der jüngsten Kohorte an der „Verhaltenskultur" der SED eher moralische und ästhetische Ausprägungen (S. 130 f.). Besonders kritisch bewertet diese Generation die Konsumkultur, den Militarismus sowie Anklänge an den nationalsozialistischen Stil von Massenveranstaltungen. Die Vertreter der Sechzigerkohorte reagieren auch weniger angstbesetzt auf das Thema Stasi, wofür Geulen verschiedene Hypothesen anbietet.

Bei den „kritischen Erfahrungen mit dem System" spielten der 17. Juni 1953 und der Mauerbau in den Aussagen der Befragten kaum eine Rolle. Dagegen war für die Vierzigerkohorte Stalins Tod von herausragender Bedeutung, für die Fünfzigerjahrgänge die Militärintervention in der Tschechoslowakei 1968 und für die Sechziger das „Sputnik"-Verbot von 1988. Auch das „jugendliche Protestverhalten" der Sechzigerkohorte unterscheidet sich durch stärkere Betonung der eigenen Individualität von dem der übrigen beiden Kohorten; die Komponente der Westorientierung, wie sie typisch für die Fünfzigerkohorte ist, fehlt aber bei den Sechzigern.

Eine Gemeinsamkeit aller Kohorten ergibt sich dagegen beim Thema Ausbildung. Es fällt auf, daß alle Befragten ihre Schulzeit, die Wahl des Studienfachs sowie die Studieninhalte kaum thematisieren. Keine Äußerung befaßt sich inhaltlich mit der marxistisch-leninistischen Theorie. Obwohl es dem System offensichtlich nicht gelungen ist, aus den jungen Intelligenzlern überzeugte Marxisten-Leninisten zu formen, bewirkte die obligate „Rotlichtbestrahlung" anscheinend doch die Verinnerlichung einiger ihrer Botschaften. Zu nennen sind hier der Glaube an den Sozialismus als „guter Idee" und die Überzeugung, daß die DDR „letztlich der bessere Staat sei" (S. 103).

Alle drei Kohorten grenzen sich „eindeutig" von der Bundesrepublik ab, wobei die Abgrenzung der Sechzigerkohorte am schärfsten ausfällt. Als Erklärung hierfür diskutiert Geulen das Vorliegen einer „narzißtischen Kränkung". Begegnungen mit Westdeutschland wurden häufig als Schock erlebt. Die sauberen Städte, die Warenwelt, das höhere Einkommen dort spiegelten den Mangel wider, der in der DDR empfunden wurde. Dabei bleibt das Urteil der Befragten über das andere Deutschland auf die alltagsweltliche Oberfläche begrenzt; die Begegnung mit dem westdeutschen Wohlstand bewirkte auch keine Kritik am eigenen System, sondern erhöhte lediglich den „allgemeinen Frustpegel". Die im Westen wahrgenommenen Vorzüge sollten über Reformen auch im Sozialismus erreicht werden, wobei die „naheliegende Frage", ob derartige Reformen innerhalb des Systems überhaupt möglich waren, nicht gestellt wurde.

Wenig überraschend sind Geulens Befunde, wonach das Verhältnis zwischen Arbeitern und Intelligenz von deutlicher Distanz und wechselseitigem Ressentiment geprägt gewesen sei. Interessant ist aber seine Erklärung für die Loyalitätsbindung der Intelligenz an das System. Diese scheint „paradoxerweise [...] gerade mit ihrer wahrgenommenen Unterprivilegierung in bezug auf die materiellen Ressourcen zusammenzuhängen". Ihre Bindung sei psychologisch bedingt gewesen: die Intelligenz konnte sich als Träger und Vermittler der Ideologie und als Inhaber von Verantwortung mit der Macht identifizieren. Eine „über Verinnerlichung gestiftete Loyalitätsbindung" erweise sich

dabei als „effektiver und dauerhafter als gekaufte Loyalität". Daß die Intelligenz ihre Rolle wohl falsch einschätzte, daß die realen Machtverhältnisse anders aussahen, ist in diesem Zusammenhang irrelevant.

Geulens Befunde zu den Reflexionen über das Scheitern der DDR sind deshalb so bedeutsam, weil sie Rückschlüsse auf die Beziehungen der staatsnahen Intelligenz zur DDR erlauben.

Der Zusammenbruch der DDR wird in außerordentlich hohem Maße mit dem bereits erwähnten „Theorem von den falschen Leuten an der Spitze" erklärt. Geulen hält diesen Befund für eines der „eindeutigsten Ergebnisse" seiner Untersuchung (S. 257 und S. 267). Die Personalisierung des Scheiterns der DDR schließt eine Systemkritik aus und suggeriert, daß die Probleme sich innerhalb des Systems hätten lösen lassen. Die Befragten reflektieren zudem kaum ihre eigene Rolle im System der DDR. Hier überwiegt die Haltung des betrogenen Opfers.

Warum erwiesen sich die Befragten in ihrer überwältigenden Mehrzahl als unfähig, sich differenziert über das eigene System zu äußern? Warum waren sie außerstande, die DDR-Realität an ihrem eigenen politischen Anspruch zu messen und entsprechende Schlüsse zu ziehen? Geulen führt an dieser Stelle aus, daß auch über den Begriff „Sozialismus" Konfusion bestand. An keiner Stelle wurde hier auf die Vergesellschaftung der Produktionsmittel verwiesen; unter „Sozialismus" wurde vielmehr das verstanden, was im Westen unter „Sozialstaat" subsumiert wird. Solchen „Synkretismus" konnte Geulen auch bei Begriffen wie „Marxismus-Leninismus", „Klassenfeind" oder „kapitalistisches Ausland" nachweisen. Er habe offenbar dazu gedient, die „komplexe Welt auf einfache und sich ausschließende, dichotomisch gegenübergestellte Größen zu reduzieren" (S. 269).

Es überrascht nicht, daß Geulen hier „eine intellektuelle Verarmung" sowie eine „Infantilisierung" der systemnahen Intelligenz thematisiert.

Geulens Ergebnisse regen zu weiteren Studien über die politische Sozialisation der DDR-Intelligenz an, da hier vor allem Aussagen über die parteiloyale Intelligenz gemacht werden. Wünschenswert wären aber Befunde größerer Reichweite; immerhin betrug der „Intelligenz-Anteil" an der Bevölkerung etwa 15 bis 22 Prozent. Insgesamt liegt mit Geulens Arbeit eine grundlegende Studie vor, die jeder nachträglichen Schönfärberei der Verhältnisse in der DDR einen Riegel vorschiebt.

Beate Ihme-Tuchel

KAISER, Monika: **Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker. Funktionsmechanismen der SED-Diktatur in Konfliktsituationen 1962 bis 1972** (= Zeithistorische Studien, Bd. 10). – Berlin: Akademie Verlag 1997. 480 S.

Monika Kaiser legt eine akribische Studie über den (Macht-)Wechsel von Walter Ulbricht zu Erich Honecker vor, die ein neues Licht auf die wissenschaftlich bislang vernachlässigten sechziger Jahre der DDR-Geschichte wirft. Die Autorin interessierte sich vor allem für das Zusammenwirken von SED- und KPdSU-Führung, für Konflikte und Meinungsverschiedenheiten innerhalb der SED-Führung und deren Handlungsspielräume. Zugleich ist diese Monographie ein „Versuch, die unterschiedlichen [...] Entwicklungstendenzen der ostdeutschen Politik im letzten Dezennium der Ulbricht-Ära vorrangig aus der Existenz und dem Wirken von zwei Flügeln innerhalb der SED-Führung zu erklären" (S. 21). Die Studie ist empirisch angelegt und fußt vor allem auf SED-Quellen, daneben aber auch auf den Aussagen von Zeitzeugen wie Christa Apel, Wolfgang Berger, Werner Eberlein, Peter Florin, Gerhard Schürer und Kurt Turba.

Der „Machtwechsel" wird in fünf Kapiteln analysiert. Im ersten untersucht Kaiser die Veränderungen im Herrschaftssystem der DDR bis Mitte der sechziger Jahre, im zweiten das – maßgeblich von Ulbricht forcierte – „Neue Ökonomische System" im Widerstreit verschiedener Machtgruppen. Die 30 Seiten umfassende akribische Analyse der Umstände des Todes von Erich Apel sind außerordentlich spannend und lassen durchaus Zweifel an der gängigen Selbstmordthese aufkommen. Sein Tod sowie der faktisch bereits erfolgte „Frontenwechsel" von Günter Mittag schwächten die reformwilligen Kräfte um Ulbricht deutlich, lautet hier die These (S. 218). Das dritte Kapitel befaßt sich mit der Jugend- und Kulturpolitik bis zum 11. (Kahlschlag-)Plenum vom Dezember 1965. Ulbricht sei hier keineswegs die „treibende Kraft" gewesen (S. 196). Vielmehr habe er noch bis November 1965 alle „Versuche eines kulturpolitischen Kurswechsels" abwehren können (S. 191). Als Urheberin des 11. Plenums wird die sich um Honecker formierende Gruppe (Kurt Hager, Inge Lange, Alfred Kurella, Paul Fröhlich, Paul Verner, Willi Stoph, Günter Mittag, Margot Honecker und Hanna Wolf) ausgemacht. Für Kaiser ist das 11. Plenum Ulbrichts „erste schwerwiegende Niederlage".

Das umfangreiche vierte Kapitel analysiert die Konflikte innerhalb der SED-Führung um die

Außen- und Deutschlandpolitik. Hier weist die Autorin die in der Forschung bislang vorherrschende Sicht, Ulbricht sei einer der Scharfmacher gegen den tschechoslowakischen Reformkommunismus gewesen, zurück. Er sei zudem kein „besonders entschiedener Vorkämpfer" einer „militärischen Lösung" des Konflikts gewesen (S. 295). Auch das gängige Bild von Ulbricht als einem „Bremser" der deutsch-deutschen Annäherung korrigiert die Autorin. Vielmehr seien hier die sowjetische Führung mit Leonid Breschnew an der Spitze sowie die Reformgegner um Honecker zurückhaltend gegenüber einer als zu weitgehend empfundenen Annäherung an die sozialliberale Koalition in Erscheinung getreten. Daneben wird minutiös, an einigen Stellen zu sehr ins Detail gehend, nachgezeichnet, wie die Antireformfraktion um Honecker auch die Deutschlandpolitik in den Dienst ihres Kampfes um die Absetzung Ulbrichts stellte.

Das abschließende fünfte Kapitel befaßt sich mit diesem Machtkampf, der in der Kaltstellung Ulbricht gipfelte. Kaiser vertritt hier die These, daß sich bereits ab 1965/66 faktisch eine „Doppelherrschaft" zwischen Ulbricht und Honecker herausgebildet habe. Danach sei eine „Rückkehr zur traditionellen Form der Parteiherrschaft sowjetischen Typs" erfolgt (S. 24).

Im Fazit betont die Autorin die besondere Rolle von „Persönlichkeiten" im Realsozialismus, verweist aber zugleich darauf, daß die beiden Generalsekretäre als Exponenten „zweier unterschiedlicher Flügel der machtausübenden SED-Elite" gesehen werden müssen (S. 457). Als weiteres wichtiges Ergebnis hält Kaiser fest, daß beim Machtwechsel zu Honecker die sowjetische Einflußnahme bisher „eher zu hoch veranschlagt" worden sei (S. 455 und S. 25). Kaiser kann ihre empirischen Befunde nicht mit der These von Peter Christian Ludz in Einklang bringen, wonach Veränderungsprozesse in sozialistischen Systemen als Resultat des Drucks einer aufstrebenden „Gegenelite" zu werten seien (S. 40 und S. 458). Dagegen habe sich Ludz' These vom Wandel der SED-Herrschaft zum „konsultativen Autoritatismus" mit gewissen Einschränkungen bestätigt.

An dieser Stelle ist zu fragen, ob im Ergebnis der Arbeit von Kaiser nun Teile der DDR-Geschichte der sechziger Jahre neu geschrieben werden müssen. Die Antwort lautet: eher nicht. Kaisers Studie hat durch ihre akribische Quellenauswertung und das Zusammentragen auch entlegenster Informationen zu einer detaillierteren Kenntnis des internen Machtgefüges in der SED-Spitze beigetragen, auf der künftige Arbeiten aufbauen können. Zu fragen ist allerdings auch, ob Walter Ulbricht nun wirklich jener „Reformer" war, der hier gezeichnet wird. Wenn „Reform" nicht im Sinne einer auf Partizipation und Demokratisierung zielenden Veränderung, sondern im Hinblick auf Versuche zur Modernisierung von Staat und Wirtschaft im Rahmen des bürokratischen Sozialismus verstanden wird, spricht vieles für die Überlegungen von Kaiser. Es ist jedoch deutlich darauf hinzuweisen, daß auch die Autorin immer wieder die zeitliche Beschränkung ihrer These auf die sechziger Jahre betont und zudem stets auf die engen systemimmanenten Grenzen verweist, die dem Ulbrichtschen „Reformeifer" gesetzt waren. Anders als in der tschechoslowakischen Reformdiskussion wäre für den durch die Weimarer Politik und die Erlebnisse im sowjetischen Exil der Stalinzeit geprägten Politiker niemals eine Infragestellung der „führenden Rolle" der Partei in Frage gekommen. Ulbrichts fundamentaler Opportunismus ermöglichte ihm aber eine enorme Wendigkeit und eine pragmatische Politik. So verwundert es nicht, daß Ulbricht bei seinen taktischen Wendemanövern Gefolgsleute (etwa Kurt Turba) bedenkenlos fallenließ. Er war in erster Linie ein Machtpolitiker, der pragmatisch für bestimmte eng begrenzte „Reformen" eintrat.

Mehr Fragen bleiben allerdings bei einem anderen Thema offen. Ob Walter Ulbricht tatsächlich – im Gegensatz zum bisherigen Forschungsstand – während des tschechoslowakischen Frühlings eher den gemäßigten Kräften zuzurechnen war, muß in künftigen Arbeiten noch weiter erhellt werden. Denn zumindest im unmittelbaren Anschluß an die militärische Intervention erwies er sich als Scharfmacher. Dies zeigt etwa sein Brief vom 18. September 1968 an Breschnew, in dem er u. a. für einen unbegrenzten Verbleib der sowjetischen Truppen in der Tschechoslowakei plädierte.

Insgesamt ist Kaisers Studie nicht nur eine Analyse der SED-Führung in den sechziger Jahren, sondern auch ein Ausgangspunkt für die noch zu schreibende, den heutigen Kenntnisstand reflektierende Biographie des ostdeutschen Parteiführers. Hierzu hat Monika Kaiser einen gewichtigen und diskussionswürdigen Beitrag geleistet.

Beate Ihme-Tuchel

WOLLE, Stefan: **Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989** (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 349). – Berlin: Christoph Links Verlag 1998. 423 S.

Dieses Buch soll „ein Stück [...] fröhlichen Kampfes gegen die Macht des Vergessens [...] sein" (S. 25). Um es vorweg zu sagen: dies ist Wolle auch gelungen. Das Buch ist lebendig, witzig und leichthändig geschrieben und insgesamt ein Lesevergnügen. Daher wird die „heile Welt der Diktatur" sicher nicht nur in akademischen Kreisen gern gelesen werden. Was der Autor an Material zu den letzten beiden Jahrzehnten der DDR zusammengetragen, analysiert und illustriert hat, ist m. E. besonders geeignet, der nachwachsenden Generation ein lebendiges Bild vom widersprüchlichen Leben in der zweiten deutschen Diktatur zu vermitteln. Dies alles geschieht in einem unaufgeregten, zuweilen auch lakonischen Ton, dem man anmerkt, daß die Schlußfolgerungen und (Wert-) Urteile des Autors aus einem deutlichen Abstand zu den Ereignissen erfolgen. Vielleicht sind es gerade solche Arbeiten, die das „elementare Defizit der bisherigen Diskussionen über die DDR-Vergangenheit" überwinden können, nämlich die „Lücke zwischen individueller, komplexer Lebenserfahrung und detailorientierter akademischer Forschung zu schließen" (S. 17).

Die Studie ist in sieben Teile gegliedert. Der erste Teil gibt einen historischen Überblick über die ausgehende Ulbricht-Ära sowie die letzten beiden Jahrzehnte der DDR. Der zweite Abschnitt befaßt sich mit dem Verhältnis der DDR zu Europa. Hierunter fallen die Entspannungspolitik der siebziger Jahre, die in jener Zeit aktuelle Haltung der SED zur „deutschen Frage", der Alltag der deutschen Teilung sowie die Darstellung der DDR als Teil des „Sowjetimperiums". Der dritte Teil, „Strukturen der Macht", zeigt ausgiebig die SED, die Rolle der Blockparteien und Massenorganisationen sowie den Staatsapparat im politischen System der DDR. Im vierten Teil „Herrschaft und Unterwerfung" geht Wolle der Frage nach, wie die SED ihre Machtposition zu legitimieren suchte. Daneben analysiert er den Zusammenhang zwischen „Macht und Geheimnis": Wie funktionierte der „Geheimhaltungsstaat" und wie konnte sich eine „Ersatzöffentlichkeit" in der Diktatur artikulieren?

Auch die Methoden der „Inszenierung der Macht" werden hier anschaulich geschildert und reflektiert. Dabei befaßt sich Wolle immer wieder mit den Sitten und Gepflogenheiten in der Partei, etwa mit der Sprache „unter Genossen". Als Beispiel bringt er hier das Problem der Benennung der SED. Häufig wurde ihr Name in voller Länge – Sozialistische Einheitspartei Deutschlands – ausgesprochen. Nachdem der Begriff Deutschland aber „Anstoß" erregt habe, sei „man" zunehmend dazu übergegangen, anstelle der „Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands" von „unserer Partei" zu sprechen: „Dabei senkte man die Stimme ehrfurchtsvoll, betonte jambisch nachschwebend auf der zweiten Silbe und sprach den harten Konsonant sächsisch weich aus. Doch gelegentlich [...] konnte das Wort auch kurz und metallisch, wie das Durchladen einer Maschinenpistole klingen" (S. 97). Überhaupt gelingt es Wolle ausgezeichnet, ein Alltagsbild des „Parteilebens" zu zeichnen.

Der fünfte Teil befaßt sich mit Gesellschaft und Wirtschaft. Die Gesellschaft wird anhand der Lage der Frauen, der Rentner und der Wohnungsprobleme analysiert. Auch der Alltag in der DDR wird hier mit seinen Besonderheiten vorgestellt. Der Wirtschaftsteil befaßt sich mit der Funktionsweise der Planwirtschaft, der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung, der Schuldenkrise, dem „Ko-Ko-Imperium" sowie der ökologischen Krise.

Die letzten beiden Teile analysieren Krise und Untergang der DDR. Breiten Raum nehmen hier die „kritischen Intellektuellen" sowie die Rolle von Kirche und Opposition seit den achtziger Jahren ein. Das letzte Jahrzehnt der DDR stand dann ganz im Zeichen eines „neuen kalten Krieges". Hier erörtert Wolle die wachsende Militarisierung der DDR, die Folgen des Rüstungswettlaufs, das Entstehen der Friedensbewegung, die Haltung der „Grünen" zur DDR-Opposition, die Rolle der Kirche für die wachsende Opposition sowie die Ausreiseproblematik. Der Weg in den Zusammenbruch führte über die verweigerte Perestroika in der DDR. In diesem – letzten – Teil befaßt sich der Autor intensiv mit den Aktionen der Opposition, dem Machtverfall der SED und dem Ende der SED-Herrschaft.

Der Autor hat nicht das Ziel, fundamental neue Erkenntnisse oder Einschätzungen vorzulegen. Vielmehr geht es ihm darum, den untergegangenen ostdeutschen Teilstaat quasi sinnlich erfahrbar zu machen. Wie kamen die Menschen in der Diktatur zurecht? Welche Besonderheiten bildeten sich unter ihren „Gefängnisbedingungen" heraus, wie sind diese zu erklären und verständlich zu machen? An welchen Sehnsüchten und Träumen hingen die DDR-Bürger? Insgesamt ist Wolles Vorgehen ebenso erfrischend wie überzeugend. Anstatt seine Thesen,

Statistiken und Fakten „lehrbuchartig" mit umfangreichen wissenschaftlichen Anmerkungen zu bestücken, unterlegt er sein Projekt mit einer literarischen Folie. Immer wieder bezieht er sich in seiner Darstellung auf die Belletristik, webt aus Zeitgeschichte, Philosophie und Literatur ein Bild, das sich dem ostdeutschen Alltag möglichst exakt annähern soll. Oft fallen hier die Namen von Autoren wie Milan Kundera, Robert Musil, Gustave Flaubert, Günter de Bruyn oder E. T. A. Hoffmann. Auch nutzt Wolle zur Veranschaulichung diverser Sachverhalte gelegentlich den zeitgenössischen Witz als Stilmittel, um seine Überlegungen auf den Punkt zu bringen: „Die DDR erhält ein neues Staatswappen. Es besteht aus drei Peperoni, die symbolisieren: ‚Wir sind die kleinsten, die rötesten und die schärfsten'" (S. 90).

Wolles Urteile erfolgen dabei stets aus der Zeit heraus und werden nicht etwa ex post mit erhobenem Zeigefinger vom Podest einer ewigen Wahrheit herunter verkündet. Zehn Jahre nach der Maueröffnung kann dieses Buch jedem Interessierten nur zur Lektüre empfohlen werden.

Beate Ihme-Tuchel

KAMINSKY, Annette: **Kaufrausch. Die Geschichte der ostdeutschen Versandhäuser.** – Berlin: Christoph Links Verlag 1998. 175 S.

Um es vorwegzunehmen: was hier reich illustriert als Geschichte der ostdeutschen Versandhäuser präsentiert wird, ist ein unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten – an manchen Stellen außerordentlich – nachlässig zusammengestelltes Kaleidoskop verschiedener Aspekte des Versandhandels in der DDR. Allenfalls das erste Kapitel trägt streckenweise Züge, die dem Anspruch gerecht werden, eine Geschichte im Sinne der Darstellung und Analyse des Gegenstands zu liefern. In den weiteren fünf Abschnitten ihres Buches widmet Kaminsky sich verschiedenen Aspekten des Versandhandels im alltäglichen Leben der DDR-Bevölkerung. Dabei geraten ihre Ausführungen über die Aufmachung der Versandhauskataloge, über Werbung, Politik, Mode und das präsentierte Warenangebot leider reichlich unsystematisch, und hier fällt besonders deutlich auf, daß der Arbeit eine erkenntnisleitende Fragestellung fehlt. Nicht, daß die von der Autorin behandelten Aspekte unwichtig oder uninteressant sind – aber das die Darstellung einigende Band fehlt.

Die Gründung des Versandhandels in der DDR hatte ihren „handfesten politischen Hintergrund" (S. 8) in der angespannten Versorgungslage. Nach dem Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 erinnerte man sich des in Deutschland traditionsreichen Versandhandels bei dem Versuch, die Lebensverhältnisse in der DDR zu verbessern, wobei ein besonderes Augenmerk der verantwortlichen Stellen der Versorgung der „politisch gefährlichsten [...] Bevölkerungsgruppen" (S. 15), den Arbeitern und der Bauernschaft, galt. Der als „Übergangslösung" vorgesehene Versandhandel „sollte die bestehenden Landverkaufsstellen und den ambulanten Konsumlandhandel mit den dort nicht vertretenen Sortimenten ergänzen". Außerdem versprach man sich, auf diesem Wege „die für den Ausbau des Handelsnetzes so dringend benötigten Informationen über Markt und Konsumverhalten zu erhalten" (S. 21). Ursprünglich war geplant, den Versandhandel den Konsumgenossenschaften zu übertragen. Einen entsprechenden Beschluß faßte der Ministerrat der DDR am 5. August 1954. Ärgerlich in diesem Zusammenhang ist, daß Kaminsky es unterläßt, eine präzise Quellenangabe beizusteuern. Ihr bloßer Hinweis im Text (vgl. S. 22) auf das Gesetzblatt Nr. 72 von 1954 (das übrigens zu dieser Zeit in die Teile I und II gegliedert war und in einem präzisen Fundstellennachweis auch – und natürlich mit Seitenangaben – entsprechend auszuweisen ist!) korrespondiert nicht mit dem Nachweis in der dazugehörigen Anmerkung 21, in der eine Quelle aus dem Jahr 1973 im Archiv des Verbands der Konsumgenossenschaften aufgeführt ist! Will man sich die den Versandhandel betreffende Passage des Ministerratsbeschlusses im Original ansehen, so muß man sich bis zur achten Seite der eng bedruckten dreizehnseitigen Verlautbarung durchkämpfen, die in Teil I des Gesetzblatts der DDR von 1954 veröffentlicht ist. Ein vergleichbar nachlässiger Umgang in der Beweisführung und der Zitierweise findet sich auch anderenorts, so z. B. im Fall eines 1973 *vom ZK der SED gefaßten Beschlusses* zur Neuorganisation des Versandhauswesens (vgl. S. 46), der, so jedenfalls Kaminsky, im *„Gesetzblatt der DDR"* [sic!] (S. 172, Anmerkung 44) veröffentlicht worden ist. – Dort allerdings sucht man diesen ZK-Beschluß vergeblich.

Doch zurück in die fünfziger Jahre und damit in die Gründungszeit des Versandhandels. Entgegen seiner ursprünglichen Absicht, den Versandhandel in die Hände der Konsumgenossenschaften zu legen, beschloß der Ministerrat – wir erfahren nur, daß sich dies „kurze Zeit später" (S. 23) ereignete –, den staatlichen Handel mit dieser Aufgabe zu

betrauen. Am 1. Mai 1956 schließlich nahm das „Versandhaus Leipzig", das spätere „centrum-Versandhaus", seine Tätigkeit auf. Der große Anteil städtischer Bestellungen veranlaßte den Ministerrat im August 1959, „im Gefolge der SED-Handelskonferenz" (S. 35) den Beschluß zur Gründung eines zweiten Versandhauses zu fassen, das nun von den Konsumgenossenschaften betrieben werden und ausdrücklich die Belieferung der Landbevölkerung übernehmen sollte. Zum 1. Januar 1961 eröffnete in Karl-Marx-Stadt der „Konsum-Versandhandel" (später: „konsument-Versandhaus"). Die beabsichtigte Trennung in ein Versandhaus für die städtische Bevölkerung und eines für die Landbevölkerung ließ sich jedoch nicht aufrechterhalten. Nachdem bereits der im NÖS (Neues Ökonomisches System der Planung und Leitung) unternommene Versuch der Neuorganisation im Handel am 1. Januar 1965 zur Gründung der „Vereinigung volkseigener Versand- und Warenhäuser" (VVW) geführt hatte, ließ man 1967 die Aufteilung der Kunden in städtische und ländliche innerhalb der Planungen für ein Großversandhaus fallen. Doch wurden diese Pläne „1971 endgültig zu den Akten gelegt" (S. 43).

Statt dessen wurden zu „Beginn der siebziger Jahre" Überlegungen angestellt, das „centrum-Versandhaus" ab 1974 zu schließen und allein das „konsument-Versandhaus", das in der Logistik über weitaus bessere Bedingungen verfügte als das Leipziger „centrum-Versandhaus", fortzuführen. Doch im Februar 1975 beschloß das Präsidium des Ministerrats, den Versandhandel zum 13. August 1976 vollständig einzustellen. Offiziell hieß es in einer (von der Verfasserin leider erneut nicht nachgewiesenen) „Pressemeldung", „der Versandhandel habe seine Aufgabe erfüllt und zur Verbesserung der Versorgung auf dem Land beigetragen" (S. 46). Die Wirklichkeit war offensichtlich eine andere: „Da die Warendecke nicht mehr zur Belieferung der Versandhäuser und der Warenhäuser und Geschäfte ausreichte, hatte man entscheiden müssen, welche Schließung weniger Aufsehen erregen würde. Und dabei hatte der Versandhandel den Kürzeren gezogen" (ebd.). Diese These hätte – zumal in einer „Geschichte der ostdeutschen Versandhäuser" – eine ausführliche Behandlung verdient. Doch leider unterbleibt eine entsprechende Auseinandersetzung.

Über die bereits kritisierten Punkte hinaus soll auf einige weitere Schwachstellen der vorliegenden Arbeit hingewiesen werden. So wird die 1958 von Ulbricht auf dem V. SED-Parteitag verkündete „ökonomische Hauptaufgabe" grob verkürzt referiert. Denn entgegen den Ausführungen Kaminskys wurde auf diesem Parteitag eben nicht beschlossen, „die Bundesrepublik bis 1961 im Pro-Kopf-Verbrauch an allen wichtigen Grundnahrungsmitteln [...] sowie bei der Ausstattung an ausgewählten Haushaltsgegenständen [...] zu übertreffen" (S. 17). Die entsprechende Passage im Parteitagsbeschluß lautet (zitiert nach Bd. 2, S. 1357 des Protokolls): „Deshalb muß erreicht werden, daß der Pro-Kopf-Verbrauch der werktätigen Bevölkerung [der DDR] an allen wichtigen Lebensmitteln und Konsumgütern höher liegt als der Pro-Kopf-Verbrauch der Gesamtbevölkerung in Westdeutschland [...]". Und die Formulierung „Überholen ohne einzuholen", die Kaminsky hier in den direkten Zusammenhang mit dem „Überholen und Einholen" des V. SED-Parteitags stellt, ist in einem anderen Kontext zu sehen. Sie bezieht sich auf Ulbrichts Überlegungen (vom Anfang der siebziger Jahre) zur Erreichung des Weltniveaus, eines wissenschaftlich-technischen Standards in gerade den Bereichen, die nicht vom Westen besetzt waren.

Apropos Weltniveau. Zu dessen Studium und um sich Erfahrungen des westdeutschen Versandhandels anzueignen, „reiste eine Delegation [der DDR-Konsumgenossenschaften] in den Westen" (S. 35). Offensichtlich besuchte sie bei dieser Gelegenheit auch den Versandhandel der bundesdeutschen Konsumgenossenschaften. Die von der Autorin auf S. 39 benannte „Großhandelseinkaufsgenossenschaft Hamburg" ist mir allerdings unbekannt; vermutlich ist die „Großeinkaufs-Gesellschaft Deutscher Konsumgenossenschaften" (GEG) gemeint. Angesichts des in der damaligen Zeit zerstrittenen Verhältnisses zwischen DDR- und BRD-Konsumgenossenschaften eine wahrhaft überraschende Begebenheit, deren nachprüfbaren Quellennachweis Kaminsky allerdings erneut schuldig bleibt.

Ärgerlich – wenngleich ohne eine vergleichbare inhaltliche Dimension – sind Darstellungen der folgenden Art: Um die Sortiments- und Marktaufteilung der beiden Versandhäuser zu illustrieren, findet sich auf S. 45 der Nachdruck einer Seite des auf die Landbevölkerung orientierten „konsument"-Katalogs von 1962/63. Gezeigt werden landwirtschaftliche Gerätschaften. Auf S. 44 findet sich eine Abbildung aus dem auf die „städtischen Bedürfnisse" zugeschnittenen „centrum-Katalog" aus dem Jahr 1961. Abgebildet sind Schreibpapier, Füllfederhalter, Tusch- und Zirkelkästen und Globen – dies als Ausweis „städtischer Bedürfnisse". Auch auf dem Land werden

die Kinder doch in die Schule gegangen sein, wird man doch auch Schreibpapier benutzt haben? Ärgerlich auch die das Faksimile auf S. 48 begleitende Unterschrift, wonach die Kunden oftmals „die Aufforderung [erhielten], nicht lieferbare Artikel nicht mehr zu bestellen", während im Faksimile genau das Gegenteil zu lesen ist: „[...] bitten wir Sie, die heute nicht lieferbaren Artikel neu zu bestellen."

Insgesamt hätte dem Text ein sorgfältiges Lektorat gutgetan. Dann wäre wohl bei der Darstellung der Versandhauskataloge 1973, die auf die „X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten" in Berlin Bezug nahmen, der folgende Satz aufgefallen: „Auf dem konsument-Titelphoto standen zwei FdJler und eine als Inderin gekleidete Angestellte des konsument-Versandhauses in Karl-Marx-Stadt freundschaftlich vereint. Der centrum-Katalog zeigte auf verschiedenen Abbildungen echte Ausländer [!] in ihren Nationaltrachten bzw. in landestypischer Kleidung" (S. 100). Auch die Bestandsbezeichnungen der ausgewerteten Archive (und nicht bloß deren Signaturen) wären eine ebenso hilfreiche Ergänzung gewesen wie ein Abkürzungsverzeichnis. Nicht jeder und nicht jede, die dieses Buch in die Hand nehmen, wird beispielsweise wissen, worum es sich bei „NBI" handelt (S. 172, Anmerkung 8) oder daß mit dem VdK der „Verband der Konsumgenossenschaften" der DDR gemeint ist. Gelernte Westdeutsche können da durchaus auf andere Gedanken kommen: unter VdK firmiert auch heute noch der „Verband der Kriegs- und Wehrdienstopfer, Behinderten und Sozialrentner Deutschland e. V." Dies alles sind in der Summe ärgerliche, weil durchaus vermeidbare Nachlässigkeiten. In gleicher Weise ärgerlich – doch wohl kaum eine Nachlässigkeit, sondern eine bewußte (?) Irreführung der geneigten Leserinnen und Leser – sind die Literaturnachweise bei den Angaben zur Verfasserin (S. 175). Oder wie soll man es nennen, wenn deren 1997 und 1998 im „Deutschland-Archiv" erschienene Aufsätze hier als Monographien „verkauft" werden!?

Ulrich Kurzer

Geschichte der Konsumgesellschaft. Märkte, Kultur und Identität (15.–20. Jahrhundert). Hrsg. von Jakob TANNER, Béatrice VEYRASSAT, Jon MATHIEU, Hannes SIEGRIST und Regina WECKER. – Zürich: Chronos Verlag 1998. 293 S.

Ende Januar 1997 präsentierte die Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte eine Tagung zum Thema „Entwicklung der Konsumgesellschaft/Vers une société de consommation". Mit dieser Veranstaltung sollten die seit den achtziger Jahren auch in der Schweiz laufenden Forschungsarbeiten zu konsumgeschichtlichen Fragestellungen vorgestellt werden. Der nun vorliegende Tagungsband gliedert sich entsprechend den Workshop-Schwerpunkten in vier Kapitel, die jeweils gesondert eingeleitet werden, was sehr leserfreundlich ist und dem Verständnis des Bandes zugute kommt.

Die Beiträge des Bandes zeigen, daß die „schweizerische" Schule der Konsumgeschichte im Unterschied zur jüngst vorgestellten deutschen Herangehensweise[1] von einem weiter gefaßten Konsumbegriff ausgeht. Während die deutschen Forscher sich vor allem auf Konsum als den „Erwerb und Verbrauch von Waren und Dienstleistungen" konzentrieren, verfolgen die Schweizer einen weit größeren Entwicklungsbogen. Dieser bezieht sowohl die kulturgeschichtliche Entwicklung und Änderung von „Arbeit" und „Einkommen" als auch die Herstellung der Waren in die Betrachtungsweise direkt mit ein. Obwohl die Quellenbasis und die archivalische Überlieferung gerade für mehrere Jahrhunderte zurückliegende Zeiten meist sehr spärlich sind, was wiederum die Rekonstruktion historischer Konsummöglichkeiten schwierig gestaltet, weisen die Schweizer darauf hin, daß es kurzschlüssig wäre, aus der unzureichenden Quellenlage zu folgern, es hätte keinen Konsum gegeben.

Anhand von meist deskriptiven Studien werden 500 Jahre Schweizer Alltagsgeschichte vorgestellt. Das erste Kapitel wendet sich bäuerlichen Konsumformen zu. Am Beispiel des Konsums von Nahrungsmitteln im Spätmittelalter erläutern Stefan Sonderegger und Alfred Zangger, wie und was während der Fasten- und Festzeiten, im Wechsel der Jahreszeiten, in Alltag und Not gegessen und getrunken wurde. Sie kommen darüber den außerfamiliär gedeckten Konsumbedürfnissen auf die Spur, die trotz der im allgemeinen geltenden subsistenzbäuerlichen Wirtschaften an eine allgemeine Warenzirkulation und Konsumtion angeschlossen waren. Edwin Pfaffens Beitrag über

wirtschaftliche Veränderungen im 20. Jahrhundert zeigt anhand von Interviews, wie bäuerliches Wirtschaften erst mit Aufnahme von Erwerbstätigkeiten außerhalb der Landwirtschaft zu wachsendem Wohlstand auf dem Land in den fünfziger Jahren führte. Peter Moser beschreibt – inhaltlich komplementär – in Anlehnung an Eric Hobsbawm in seinem Beitrag, wie sich der „Siegeszug der Konsumgesellschaft in der Nachkriegsgesellschaft [vollzog], wo sich immer dann die Märkte ‚vergrößerten', wenn eine Bauernschaft verlorenging".

Ein zweites Kapitel vereint Beiträge, deren Autoren sich den „Orten des Konsums" und des Konsumierens zuwenden. So untersucht Anne Radeff in ihrer – auf französisch abgedruckten – Studie die Rolle der reisenden kleinen Händler, die maßgeblich zu einer Globalisierung der Märkte und zur Verbreitung von Konsumgütern und „Lebensart" durch Genußwaren beitrugen. Vorgestellt werden auch „typisch weibliche" Formen des Einflusses auf Konsumverhalten und Konsumangebote. Anhand des „Bieler Milchkriegs", der 1930/31 zu einer „Demokratisierung" der Milchversorgung und zur Bildung einer der ersten Verbraucherschutzorganisationen führte, illustriert Beatrice Ziegler die tieferen Hintergründe einer auf den ersten Blick banal anmutenden Auseinandersetzung um die Frei-Haus-Lieferung von Milch. Geschlechterkampf, Monopolisierung, Verdrängungskampf sind hier nur einige Stichworte. Heidi Witzig zeigt an den Einkaufsmöglichkeiten in der Stadt Zürich um die Jahrhundertwende, wie Einkauf zur Konstituierung der „feinen Unterschiede" beitrug und welche „Extrafreuden" das ausdifferenzierte Einkaufs- und Handelsangebot in Zürich den Konsumentinnen und Konsumenten je nach sozialer Stellung und finanziellen Möglichkeiten bot. Der Beitrag von Katja Hürlimann führt wiederum in das 15. Jahrhundert zurück. Anhand des „öffentlichen Konsums in Wirtshäusern" zeigt sie die sozialen Funktionen des Wirtshauses und die symbolischen Funktionen, die das Essen, Trinken und Handeln dort erlangen konnten. Diese reichten von der Befriedigung elementarer Bedürfnisse über das Handeln, das Knüpfen und Erhalten sozialer Beziehungen bis hin zum gemeinsamen „Austrinken" von Konflikten. Im dritten Kapitel werden die Beziehungen zwischen „Konsum und nationalen, sozialen und geschlechtsspezifischen Identitäten" analysiert. Hannes Siegrist weist in seiner hochinformativen Einführung darauf hin, daß „das Kaufen und der Gebrauch der Güter [...] die sozialen und kulturellen Grenzlinien indessen nicht nur vertieft, sondern bisweilen auch aufgelöst hat", was ganz im Bourdieuxschen Sinne der „feinen Unterschiede" gerade für eine Welt, in der die Mehrzahl der Waren für eine Mehrheit verfügbar ist, interessante Perspektiven eröffnet. So erfährt man im Beitrag von Sybille Brändli, daß Massenkonsum und Wohlstand in der Schweiz, deren Außenwahrnehmung stark von ebendiesem Wohlstandsbild geprägt ist, erst durch die Auseinandersetzung mit dem amerikanischen Wohlstandsbild und der Abgrenzung dagegen als eigener kultureller Raum definiert wurden. Innerhalb dieses Diskurses wurde die „Mäßigung" neu entdeckt und soziale und moralische Gefahren des Massenkonsums in den Blick genommen. Thomas Fischer vollzieht in seinem Beitrag hingegen den Sprung über den Ozean und befaßt sich mit der „Europäisierung des Konsums" in Kolumbien, die mit dem wachsenden Wohlstand und der Ausrichtung auf den Export im frühen 20. Jahrhundert Einzug hielt. Am meist wenig beachteten Konsumgut „Wohnen" behandelt Barbara Koller die Durchsetzung „bürgerlicher Normen" in der Frage von Raumaufteilung, Wohnkultur und Wohnhygiene, die soziale und materielle Homogenisierungseffekte hatte und zugleich zur sozialen Ausgrenzung und Stigmatisierung der diesen Normen nicht folgenden Schweizer führte.

Wenn von Konsum die Rede ist, so darf auch die Werbung nicht fehlen. Dem Einfluß der Werbung auf das Konsumverhalten und geschlechterspezifische Zuschreibungen einerseits und der Rückwirkung von sozialen Veränderungen auf die Werbung andererseits versucht Diego Hättenschwiler in seinem Beitrag auf die Spur zu kommen. Er zeigt, wie sich die Prestigewerte von Haar- und Barttracht, Kopfbedeckungen oder Krawatten im Laufe der Zeiten änderten.

Das letzte Kapitel des Bandes ist dem Thema „Masse und Konsum" gewidmet. Anhand von drei die Randbereiche des „Konsumierens" behandelnden Beiträgen werden der Erwerb von Radiogeräten und der „Konsum" von Radiosendungen als Massenware, die Entwicklung von Ferien und Reisen zum Massenkonsumgut unter dem Slogan „Ferien für alle" in den fünfziger und sechziger Jahren analog der Entwicklung in der Bundesrepublik sowie die üblicherweise mit Verachtung und Schweigen bedachte Kehrseite des Konsums, der „Abfall", betrachtet.

Nach der Lektüre des Buches ist der Leser nicht nur um einige Kenntnisse reicher, was die schweizerische Konsum- und Kulturgeschichte betrifft. Der weite Blick auf die Erscheinungsformen des Konsums eröffnet interessante Einblicke in die

Ergiebigkeit historischer Dokumente und läßt ein differenziertes Bild der Schweiz entstehen.

1 *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18.–20. Jahrhundert). Hrsg. von Hannes Siegrist, Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka, Frankfurt a. M. und New York 1997. – Siehe Besprechung in: IWK, Jg. 34 (1998), H. 1, S. 126ff.*

Annette Kaminsky

ZARAGOZA, Gonzalo: **Anarquismo argentino (1876 a 1902)** (= Colección Nuestro, núm. 47; Serie: Historia). – Madrid: Ediciones de la Torre 1996. 539 S.

Zu den bedeutenden Hochburgen des Anarchismus in seiner Blütezeit gehörte Argentinien, was wenig bekannt ist. Weder James Joll noch Peter Lösche z. B. gehen in ihren verbreiteten Überblicken darauf ein.[1] Dies ist um so bemerkenswerter, als etwa die reichhaltige anarchistische Presse – darunter die Tageszeitung La Protesta – nicht nur im Lande wirkte, sondern auch außerhalb, vor allem natürlich in Spanien, genauestens verfolgt wurde und somit auch eine Tribüne für viele europäische Anarchisten lieferte.

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts erlebte das Land eine große Einwanderungswelle. Neben einigen französischen Kommuneflüchtlingen und deutsche Sozialdemokraten, die vor Bismarcks Verfolgungen flohen und dort eine Dependance der SPD gründeten (eine der Wurzeln der späteren Sozialistischen Partei Argentiniens), kam das Gros jedoch aus den südeuropäischen Ländern (Spanien und Italien), also Ländern, in denen sich bei der Spaltung der I. Internationale der Anarchismus als dominierende Strömung erwiesen hatte. Über diese Zusammenhänge wurden die Anfänge der argentinischen Arbeiterbewegung wie Hilfskassen und Widerstandsgesellschaften – die ersten Etappen einer Gewerkschaftsbewegung – schnell anarchistisch beeinflußt. Daneben entstanden zahlreiche anarchistische (und in weit geringerem Umfang sozialistische) Zirkel oder Klubs, die dem politisierten Teil der Immigranten eine Heimat (und auch einen Ort für die Muttersprache) boten.

Der zweifellos bedeutendste dieser anarchistischen Emigranten war der Italiener Errico Malatesta, der sich dort zwischen 1885 und 1889 aufhielt. Ein pittoreskes Detail seiner Jahre in Argentinien war der Versuch, in Patagonien Gold zu schürfen, um mit den Einnahmen daraus Europa zu revolutionieren. Dieser Zeitraum bedeutete allerdings schon mit dem Zerfall der anarchistischen Ausläufer der I. Internationale weltweit auch einen Niedergang der anarchistischen Bewegung in Argentinien mit den Streitigkeiten zwischen Kollektivisten und Kommunisten, zwischen Anhängern der revolutionären Konspiration und Verfechtern der breiten Massenagitation. Bis in die neunziger Jahre dominierten individualistische Strömungen, in deren Gefolge es zur Zersplitterung in zahlreiche „Affinitätsgruppen" („gupos de afinidad") kam, die sich auf Grundlage der Gemeinsamkeit in bestimmten Anschauungen, manchmal auch nur Lebensweisen oder Sprachen, zusammenschlossen. Im Unterschied zur europäischen Bewegung spielten allerdings terroristische Attentate keine Rolle. (Sie sollten erst nach 1900, dann aber vor dem Hintergrund großer sozialer Kämpfe, Bedeutung erlangen.)

Erst gegen Ende der neunziger Jahre eröffnete sich dann unter dem Banner des Syndikalismus ein neuer Aufschwung der anarchistischen Massenbewegung. Zwar gab es zunächst große Auseinandersetzungen um die Frage der Organisierung, doch setzte sich die „gewerkschaftliche Orientierung" unter den Anarchisten schnell durch. Als viel gravierender erwiesen sich die Konflikte mit den Sozialisten und ihrem Gewerkschaftseinfluß. Auch wenn er minoritär blieb, war er dennoch nicht unbedeutend. Im Jahre 1901 kam es sogar zur Bildung einer gemeinsamen Gewerkschaft mit den minoritäten Sozialisten in Gestalt der Federación Obrera Argentina (FOA), wobei das französische Vorbild der CGT – in der ja auch Sozialisten der verschiedensten Couleurs mit Anarchisten zusammenarbeiteten – Pate gestanden haben dürfte. Doch die Einheit hielt nicht lange vor. Bereits im Frühjahr spalteten sich die Sozialisten von der FOA ab. Doch die FOA – seit 1904 FORA nach einer Erweiterung um das Wort „regional", dieser Name gewann bald eine mythische Bedeutung in der anarchistischen Bewegung – konsolidierte sich als Mehrheitszentrale, was unter anderem die neugegründete sozialistische Gewerkschaft in eine Krise stürzte und in ihren Reihen zur Neuformierung eines revolutionär-syndikalistischen Flügels führte. Dieser spaltete sich ab und trat in eine konfliktreiche Beziehung zu den Anarchosyndikalisten. Mehrfache Anläufe zur Herstellung der Einheit erwiesen sich als Mißerfolge. Immerhin weist die argentinische Gewerkschaftsbewegung somit für einige Jahrzehnte ein Nebeneinander von

revolutionären Syndikalisten und Anarchosyndikalisten auf, was in dieser Form einmalig ist.

Gonzalo Zaragoza hat mit seiner Darstellung der ersten drei Jahrzehnte des argentinischen Anarchismus einen soliden und fundierten Überblick vorgelegt. Sie geht auf eine 1972 in Valencia verteidigte Dissertation zurück, die allerdings über die Jahre immer wieder durch neue Quellen und Literatur aus zahlreichen Bibliotheken und Archiven erweitert werden konnte. Vor allem das IISG Amsterdam mit seiner Vielzahl an Unikaten zum Anarchismus, die nicht nur von Max Nettlau, sondern in diesem Fall besonders auch von dem spanisch-argentinischen Anarchisten Diego Abad de Santillán zusammengetragen worden sind, war hier der wesentliche Fundort, ergänzt durch Buenos Aires und einige andere.

Die äußerst materialreiche Darstellung folgt im wesentlichen der Chronologie seit dem Auftreten der ersten Anarchisten in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie verbindet die Organisationsgeschichte der einzelnen Zirkel, Gruppen und Gewerkschaften vor dem allgemeinen Hintergrund der argentinischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte mit der Ideengeschichte des argentinischen und internationalen Anarchismus. Zwei abschließende systematische Kapitel beschäftigen sich mit der Deutung der argentinischen (und Welt-)Realität durch die Anarchisten sowie mit den kulturellen Manifestationen und allgemein der Lebenswelt der argentinischen Anarchisten.

Die Arbeit endet mit dem Jahre 1902, als sich die Sozialisten von der FOA abspalteten. Damit überschneidet sie sich (bzw. ergänzt sich) mit der Tel Aviver Dissertation von Iaacov Oved (El anarquismo y el movimiento obrero en Argentina, Mexiko-Stadt 1978), der sich allerdings ganz auf die syndikalistische Phase beschränkt, diese aber etwas konsequenter bis zum V. Kongreß der FORA weitertreibt (1905), der mit seinen programmatisch-ideologischen Festlegungen nicht nur für die argentinische Bewegung, sondern auch international ein wichtiger Bezugspunkt (z. B. durch die Ausstrahlung nach Spanien) war.

1 *Allerdings seien auch nicht die Arbeiten des argentinischen Publizisten Osvaldo Bayer vergessen, die vor allem während seiner Exiljahre in der Bundesrepublik in den Zeiten der argentinischen Militärdiktatur auch ein interessiertes Publikum hier erreichten.*

Reiner Tosstorff

HILDERMEIER, Manfred: **Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates.** – München: Verlag C. H. Beck 1998. 1206 S.

Schon anläßlich des Erscheinens von „Die russische Revolution 1905–1921" erntete Manfred Hildermeier 1989 großes Lob von deutschen Zeitungen. So war in „Die Zeit" von *dem* „einführende[n] Standardwerk in die Geschichte der russischen Revolution" die Rede, und die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" sprach von einem „gleichermaßen fundierten wie erhellenden Überblick".

Nun hat der Göttinger Historiker auf der Grundlage dieser Forschungsleistung sein Opus magnum fertiggestellt. Auf über 1200 engbedruckten Seiten hat der Autor seinen Anspruch der Einleitung und des Buchtitels erfüllt, eine „integrierende Binnenansicht" der „Entstehung und des Niedergangs des ersten sozialistischen Staates" vorzulegen.

Vor dem Hintergrund eines ganzen Bündels von differenzierten Erklärungen verfolgt Hildermeier die Fragestellung, warum die Sowjetunion das 20. Jahrhundert derart bedeutend prägen konnte und sie letztlich doch so verhältnismäßig „lautlos" untergehen konnte.

In der abschließenden Betrachtung gibt er auf den zweiten Teil dieser Frage im wesentlichen drei Antworten: Zum einen habe zeit ihrer Existenz die Ideologie und die Realität in der Sowjetunion in einem letztlich unaufhebbaren Gegensatz gestanden. Zum anderen hätten der russischen Gesellschaft die Eigenständigkeit gefehlt, so daß sie sich bis zur Gegenwart nie aus der Bevormundung durch den Staat habe lösen können. Zum dritten seien die Widersprüche unüberbrückbar gewesen, die sich aus den territorialen bzw. militärischen Ambitionen und der angeblichen Gleichrangigkeit gegenüber den USA ergaben. Auf diese Weise sei weder eine der Gruppen der Nomenklatur in der Lage gewesen, der Sowjetunion als UdSSR eine Perspektive zu geben, noch habe ein relevanter Teil der Bevölkerung dem Alten eine Träne nachgeweint.

Was in einer zusammenfassenden Rezension profan klingt, ist in dem Buch virtuos und opulent miteinander verknüpft. In jedem Kapitel arbeitet der Verfasser sein Forschungsprogramm ab, das von der Darstellung der engeren Staats- und Parteipolitik über die wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation bis zur Kulturpolitik und den Veränderungen innerhalb der Sowjetideologie reicht. Dies ermöglicht es dem Leser, die Monographie

als Nachschlagewerk zu benutzen. Die transparente Gliederung, 73 Tabellen, acht Diagramme, eine Karte, das hervorragende Register im Anhang und die Einarbeitung der Forschungsliteratur bis zu den aktuellsten Veröffentlichungen läßt es jedem Studenten und jeder Studentin osteuropäischer Geschichte daher ratsam erscheinen, sich das nur vermeintlich teure Werk zu kaufen.

Trotz seiner Aussage, daß er sich in seiner Darstellung in großem Maße auf „die Welt der Vorstellungen, Normen und mentalen Prägungen" richten wolle und dies das Werk von seinen Vorgängern unterscheide (S. 21), bleibt Hildermeier letztlich der Sozialgeschichtsschreibung treu, weil er gegenüber der verstehenden Rekonstruktion von verschiedenen Weltsichten der Mentalitätshistoriker die statistischen Methoden bevorzugt. Seine Sprache wird jedoch im Gegensatz zu anderen Autoren dieser Richtung ganz selten eintönig. Eine der Leistungen Hildermeiers besteht vielmehr darin, Brüche und Kontinuitäten innerhalb der Sowjetgeschichte brillant zu konturieren und gegenüber anderen Forschungsansätzen abwägend zu würdigen.

Den Hauptteil des Buches machen die ca. 400 Seiten starken Kapitel über das Stalinistische Regime von 1929 bis 1953 aus. Hier erweist sich, aus welcher Defensive derzeit die sozialgeschichtlich orientierten „Revisionisten", die Gegner von Totalitarismustheorien, in bezug auf die Stalinsche Herrschaft im engeren Sinne argumentieren. Während Hildermeier nämlich an anderen Stellen profund die Grenzen von Totalitarismusthesen jedweder Provenienz aufweist und die Unterschiede zwischen sowjetischem Kommunismus und deutschem Nationalsozialismus als das Erhellendere für den längerfristigen Erkenntnisfortschritt deklariert, fällt hier seine Abgrenzung bemerkenswert konziliant aus. Man kann bei ihm Elemente einer konvergierenden Sicht ausmachen, die „sowohl neuere soziokulturelle und mentalitätsorientierte als auch ältere politisch-systematische und ideologiebezogene Überlegungen" (S. 751) zusammenführt und die probat erscheinenden Dämonisierungen überflüssig macht.

Im Hinblick auf die Stagnationsperiode stellt Hildermeiers Buch einen der ersten Versuche dar, die Jahre von 1964 bis 1985 historiographisch einzuordnen und die politik- und sozialwissenschaftlichen Ansätze früherer Jahre gleichsam zu überwinden. Auch dies ist ihm in überaus großem Maße gelungen, wenngleich kritisch angemerkt werden muß, daß sich auf diesen 200 Seiten der Jargon spürbar in jene Richtung neigt, die er lediglich einzubeziehen trachtet. Fehlende historische Distanz erspürt man von nun an ebenso in den verbleibenden zwei Kapiteln. Es häufen sich Formulierungen wie „es mag offen bleiben" oder „es bleibt abzuwarten". Das führt unter anderem im achtzehnseitigen „Ausblick" auf die Jahre 1991 bis 1996 zur Aussage, daß die wirtschaftliche Erholung anzuhalten scheine (S. 1068). Wie die Ereignisse des Herbstes 1998 zeigen, überschätzt der Verfasser mit dieser Aussage die Bedeutung der relativ niedrigen Inflationsrate der Jahre 1994 bis 1997, während aus heutiger Sicht das entscheidende Problem für die abermalige tiefe Krise wohl vornehmlich die desolate russische Steuerpolitik und das enorme Haushaltsdefizit gewesen sind. Hier hätte sich Hildermeier eventuell besser beschieden und das Ende des Buches rigoros auf das Jahr 1991 hin konzipieren sollen. Auch scheinen mir vor diesem Hintergrund fünfzig Seiten Abhandlung über die „Hauptphasen der Perestroika" nicht genug, um deren weltgeschichtlicher Bedeutung gerecht zu werden.

Dennoch trifft in diesem Buch all das zusammen, was ein gutes Buch ausmacht. Ja noch mehr: Wenn es nach der ästhetischen Maxime geht, wonach das Schöne in der minimalen Abweichung von der idealen Form besteht, liegt im Angesicht ihrer wahrscheinlich nicht vermeidbaren Schnitzer ein in Aufmachung und Ertrag herausragend schönes Buch vor. Für zumindest eine Forschergeneration wird „der Hildermeier" maßstabgebend bleiben. Wenn man bedenkt, daß es den ersten Versuch einer Gesamtschau der Sowjetunion nach ihrer Implosion darstellt, grenzt das schon fast an ein Wunder.

Gerd Placke

CHLEWNJUK, Oleg W.: **Das Politbüro. Mechanismen der Macht in der Sowjetunion der dreißiger Jahre.** Aus dem Russischen von Ruth und Heinz Deutschland. – Hamburg: Hamburger Edition 1998. 421 S.

Das Politbüro galt als das Machtzentrum der Sowjetunion schlechthin. Gleichzeitig war es bis zum Zusammenbruch des kommunistischen Zwangsregimes 1991 ein in seiner konkreten Funktionsweise weitgehend unbekanntes Gremium. Für die Zeit vor Stalins „Revolution von oben" 1928/29 war die Quellenlage schon vor der Zugänglichkeit der sowjetischen bzw. russischen Archive vergleichsweise gut, und die historische Forschung

wurde „durch solche Faktoren befördert wie: ein relativ ‚demokratisches' innerparteiliches Leben, scharfe Auseinandersetzungen zwischen führenden Mitgliedern im Politbüro, über die unweigerlich Informationen nach außen drangen, Zugang zu den Papieren, die Trotzki ins Ausland verbracht hatte, ein breites Spektrum von Dokumentenpublikationen über die innerparteilichen Kämpfe der zwanziger Jahre, die in der Zeit der Perestroika vorbereitet worden waren, sowie durch den guten Zustand der Archivbestände und einen verhältnismäßig offenen Zugang zu ihnen" (S. 8). Nachdem Stalin im innerparteilichen Linienkampf gesiegt hatte und nunmehr mit nahezu absoluter Macht ausgestattet war, änderte sich das schnell und gründlich. Die Bereiche, die einer Geheimhaltung unterlagen, nahmen rapide zu. Seit Ende der zwanziger Jahre „dominieren aufgrund der unter Verschluß gehaltenen Quellen gefälschte Dokumente, nicht überzeugende Memoiren und bereinigte Archive, zu denen der Zugang immer noch zu wünschen übrig läßt" (S. 8). Auf diese Weise wurde das Politbüro zu einem legendenumwobenen, geheimnisumwitterten Gremium.

Auf der Grundlage von veröffentlichten wie unveröffentlichten Quellen hat der russische Historiker Oleg Chlewnjuk eine Studie über das Politbüro der Jahre 1930–1941 vorgelegt. Der gewählte Zeitraum stellt nach Ansicht des Autors einen „geschlossenen Zeitabschnitt in der sowjetischen Geschichte" (S. 8) dar, der durch den Sieg der Stalinfraktion im innerparteilichen Kampf auf der einen Seite und den Beginn des „Großen Vaterländischen Krieges" auf der anderen Seite charakterisiert sei. Das Buch behandelt im wesentlichen zwei Problemstellungen: „Erstens die organisatorische Seite der Funktionsweise des Politbüros: Welchen Stellenwert hatte das Politbüro als oberstes Machtorgan von Partei und Staat, wie arbeitete es, welche Veränderungen in seiner Zusammensetzung und Tätigkeit vollzogen sich während des Untersuchungszeitraums? Zweitens der Mechanismus der Beschlußfassung im Politbüro, jene eigentliche ‚Politküche', die sich hinter der Fassade einer formalen Arbeitsweise des Politbüros verbarg" (S. 9).

Die Darstellung ist chronologisch aufgebaut, und jedes der sechs Kapitel behandelt einen „bestimmten und bedeutenden Abschnitt in der Entwicklung des Landes" (S. 9): Die Zerschlagung der „Rechten", Die Krisen der Jahre 1931–1933, Das „Tauwetter" 1934, Terror und „Versöhnung" in den Jahren 1935–1936, Die „große Säuberung" 1937–1938 und Das neue System der höchsten politischen Macht. Sich unter anderem auf die Beschlußprotokolle der Politbürositzungen stützend, beschreibt Chlewnjuk akribisch die Vorgänge im Politbüro und dessen Charakterwandel von einem eher kollektiv arbeitenden Gremium hin zu Stalins Alleinherrschaft, in dem das Politbüro als Organ praktisch keine Rolle mehr spielte. Der Verfasser legt in diesem Zusammenhang großes Gewicht auf die Beschreibung des persönlichen Umgangs Stalins mit seinen „Kampfgefährten", denn auch dieser hat sich erheblich verändert. Haben zu Beginn der dreißiger Jahre Stalins engste Vertraute, besonders Molotov und Kaganovič, noch eigene Ansichten und sogar Widerspruch zum Ausdruck gebracht, so verschwindet dieses Phänomen im Laufe weniger Jahre völlig. Am Ende der dreißiger Jahre sind Molotov und Kaganovič schließlich genau die speichelleckenden Kreaturen Stalins, als die sie allgemein bekannt sind. Lediglich Ordžonikidze bildet in gewisser Hinsicht eine Ausnahme. Aufgrund seiner charakterlichen Eigenschaften war er offensichtlich weniger zur Selbstkontrolle in der Lage als andere Politbüromitglieder und geriet deshalb nicht nur mit Stalin öfter in handfesten Streit. Mit politischen-strategischen Konflikten prinzipieller Art – darauf macht Chlewnjuk deutlich genug aufmerksam – hatte das alles aber nichts zu tun.

Im persönlichen Umgang Stalins mit seiner nächsten Umgebung, sprich: dem Politbüro, stellt der Autor Stalins brutalen Utilitarismus heraus. Diejenigen, von denen Stalin glaubte, sie nicht mehr – aus welchen Gründen auch immer – gebrauchen zu können, ersetzte er durch jüngere, dynamischere und noch mehr von seiner Gunst abhängige Funktionäre, die das allgemein wachsende Arbeitspensum besser zu absolvieren und Stalin damit stärker zu entlasten in der Lage waren. Seine alten „Kampfgefährten" – hier sind wiederum besonders Molotov und Kaganovič zu nennen – rückten somit zunehmend zurück ins zweite Glied, während die jüngeren Aufsteiger, allen voran Ždanov und Malenkov, in kürzester Zeit in die höchsten Sphären der Macht einrückten. Andere, für die Stalin außer der Sündenbockrolle keine Verwendung mehr hatte, verschwanden im wahrsten Sinne des Wortes von der Bildfläche: sie wurden verhaftet und verschwanden entweder im Lager oder in irgendeinem NKVD-Erschießungskeller.

„Somit läßt sich feststellen, daß zumindest bezüglich der Bestätigung der Verordnungen des Rates der Volkskommissare die Sitzungen des Büros des Rates und des Politbüros faktisch identisch waren. Die Ernennung Stalins zum Vorsitzenden

des Rates der Volkskommissare stärkte die Rolle der Regierung und ihres Apparates in der Führung des Landes und bei der Entscheidungsfindung in wichtigen Angelegenheiten. Mit der Reorganisierung des Partei- und Staatsapparates wurden auch Ergebnisse der Umgruppierung innerhalb des Politbüros endgültig festgeschrieben: die Zurückdrängung der alten Stalinschen Kampfgefährten durch die Aufsteiger aus der Zeit der ‚großen Säuberung'" (S. 358 f.).

Chlewnjuks Buch ist voller Auszüge aus den von ihm bearbeiteten Archivmaterialien. Leider ist es ihm jedoch nicht gelungen, eine wirklich überzeugende Struktur zu finden, mit der er das sehr umfassende und vielschichtige Material zu präsentieren in der Lage wäre. Der Verfasser „klebt" förmlich an den Akten und kommt deshalb kaum zu verallgemeinerbaren, tieferen Einsichten. Das, was der Untertitel des Buches suggeriert, sucht man folgerichtig vergebens. Seine Stärken hat der Text besonders dort, wo er – gestützt auf die breiten Archivkenntnisse des Autors – im Westen seit langem gängige, nichtsdestoweniger falsche Stereotypen widerlegt. Aber auch neuere, auf falschen Annahmen beruhende, revisionistische „Theorien" werden schonungslos demontiert. Das gilt besonders für die Behauptung, daß die Kontrolle über den Terror der dreißiger Jahre Stalin entglitten und die Initiative in dieser Hinsicht an die lokalen und regionalen Funktionäre übergegangen sei. Die Archive sprechen hier eine eindeutige, und zwar völlig andere Sprache: „Bei einer so strengen Überwachung von Entscheidungen konnte Stalin keine noch so unbedeutende Initiative entgehen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn – den Dokumenten nach zu urteilen – alle ‚reformerischen' (wie übrigens auch alle repressiven) Unternehmungen entweder von Stalin selbst ausgingen oder aber das Resultat einer im Politbüro abgestimmten Position waren. Das heißt natürlich nicht, daß Stalin alleiniger Urheber aller Initiativen war. In den Archiven lassen sich bisher jedoch keinerlei Beweise für Aktivitäten irgendwelcher Gruppen im Politbüro aufspüren, die auf Stalin eingewirkt oder eigenständig eine bestimmte politische Linie vertreten hätten" (S. 137).

Damit ist auch ein weiterer, sich bis heute nicht nur im Westen beharrlich haltender Mythos entkräftet, demzufolge es in den dreißiger Jahren einen Kampf zweier Linien im Politbüro zwischen Stalin auf der einen und Kirov auf der anderen Seite gegeben habe. Kirov hatte in keinerlei Hinsicht das intellektuelle oder charakterliche Format, um Stalin abzusetzen und dessen Rolle als Partei- und Regierungschef einzunehmen. Der Autor zitiert in diesem Zusammenhang zustimmend aus Chruščevs Memoiren: „Eigentlich war Kirov ein sehr schweigsamer Mensch. Ich selbst hatte keinen unmittelbaren Kontakt zu ihm, doch dann erkundigte ich mich bei Mikojan über ihn [...]. Mikojan kannte ihn gut. Er sagte mir: ‚Ja, was soll ich dir erzählen? Auf Sitzungen hat er sich nie zu irgendeiner Frage geäußert. Er schweigt, das ist alles. Ich weiß selbst nicht, was das bedeutet'" (S. 166).

Als Resümee läßt sich festhalten, daß Chlewnjuk die Akten lediglich nacherzählt, sein Buch deswegen nur sehr zäh lesbar und keine tieferen, verallgemeinerbaren Einsichten zu Grundfragen des stalinistischen Herrschaftssystems zu liefern in der Lage ist. Brauchbar und nützlich ist es insoweit, als es eine sehr breite Materialbasis zur Verfügung stellt. Daß die deutsche Ausgabe dieses insgesamt wenig überzeugenden Buches, die in dem institutseigenen Verlag des renommierten Hamburger Institutes für Sozialforschung erschienen ist, zudem auf eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Übersetzung des russischen Textes verzichtet hat, befremdet zusätzlich.

Ralf Zwengel

BÜRGI, Markus: **Die Anfänge der Zweiten Internationale. Positionen und Auseinandersetzungen 1889–1893** (= Quellen und Studien zur Sozialgeschichte, Bd. 16). – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1996. 651 S.

Die Geschichtsschreibung konzentrierte sich auf das Ende der Zweiten Internationale, im Zentrum des Interesses stand der Zusammenbruch. Untersuchungen über die Gründung und die ersten Jahre, über Funktionsweise und interne Diskussionen waren eher Mangelware. Bürgis Untersuchung füllt eine empfindliche Lücke. Sinnvollerweise geht er davon aus, „die internationale Arbeiterbewegung nicht in erster Linie als Einheit, sondern in ihrer Verschiedenartigkeit" (S. 17) zu begreifen. An den Beispielen Deutschland, Frankreich und England zeigt er zunächst die „Vielfalt des Sozialismus" (S. 37) auf, wirft auch einen Blick auf die verpönten Außenseiter, die Anarchisten. Dementsprechend waren auch die Vorstellungen über die zu gründende Zweite Internationale sehr heterogen, von der Vorstellung der Possibilisten über eine Vereinigung von Gewerkschaften und Arbeiterparteien bis hin zum Zynismus des alten Engels,

von der Wiederherstellung der Internationale brauche keine Rede zu sein, ein Büro für Informationsaustausch reiche auch (S. 62). Die schließlich ins Leben gerufene Internationale wurde zwar zu einer Organisation von parlamentarischem Typus, die „mehr oder weniger stabilen Beziehungsnetze, die zwischen den Kongressen nötigenfalls sofort aktiviert werden konnten" (S. 71), sollte man, so Bürgi, freilich nicht übersehen.

Schon die Vorbereitung der für 1889 geplanten beiden Kongresse zeigte „alle typischen Merkmale der Zweiten Internationale in ihrer Anfangsperiode: Rivalität, Diplomatie, Beeinflussungsversuche" (S. 77). Vor allem der Beschluß zur Maifeier machte den Marxistenkongreß in den Augen der Nachwelt zum Gründungskongreß der Zweiten Internationale, obwohl der Possibilistenkongreß in den Augen der Zeitgenossen alles andere als eine bedeutungslose Veranstaltung war. Bürgi analysiert ausführlich die Kontroverse zwischen Marxisten und Possibilisten nach den beiden Kongressen und zeigt auf, wie der Wahlerfolg der SPD 1890 und die Streikwelle der Docker in London 1889 die marxistische Richtung stärkten. Nach „langwierigen Auseinandersetzungen und zahlreichen taktischen Manövern von beiden Seiten" trat der Brüsseler Kongreß 1891 schließlich als einheitlicher Kongreß zusammen. Bürgi schildert eindringlich die Debatten: um den Ausschluß der Anarchisten, um Arbeiterschutz, um Militarismus und Kriegsverhütung. Dank seiner soliden Quellenkenntnis (in seinem Vorwort verweist er zu Recht auf die Bedeutung zeitgenössischer Periodika) kann er etliche Ungenauigkeiten in bisherigen Darstellungen korrigieren.

Die Marxisten gaben sich nach dem Kongreß siegesgewiß, dennoch versuchten die Possibilisten, „mit neuen Vorstellungen ihren Ideen in der Internationale zum Durchbruch zu verhelfen" (S. 201). Marxisten und Possibilisten trennten nicht nur unterschiedliche Ansichten über die Strategie und Taktik, die Possibilisten widersprachen auch der marxistischen Ansicht „von der organisatorisch-ideologischen Geschlossenheit der nationalen und der tendenziellen Vereinheitlichung der internationalen Arbeiterbewegung" (S. 224). Die Wahl von Zürich als Kongreßort 1893 hatte auch „eine politische Bedeutung [...], deren Konsequenzen gegen die Possibilisten oder ihre Nachfolger gerichtet waren" (S. 262), wie Bürgi minutiös anhand der Kongreßvorbereitung nachweist. Geradezu spannend liest sich die Vorbereitungsgeschichte des Züricher Kongresses. Da jede koordinierende Instanz fehlte und offenbar zwischen den Organisationskomitees der jeweiligen Kongresse keine Kontakte bestanden, mußte man jedesmal von vorn beginnen. Mit der losen Organisationsstruktur der Internationale wuchs die Möglichkeit, von außen auf das Organisationskomitee Einfluß zu nehmen. Bürgi zeigt, wie scheinbare Nebensächlichkeiten, z. B. die Frage, wer als Übersetzer in Betracht kam, tatsächlich große politische Bedeutung annehmen konnten.

Daß der britische Trades Union Congress (TUC) 1892 beschloß, am Züricher Kongreß nicht teilzunehmen, sondern statt dessen einen internationalen Kongreß zum Achtstundentag einzuberufen, erschien den Zeitgenossen als Gefährdung der Einheit der Arbeiterbewegung. Bürgi analysiert eingehend die Handlungen und Standpunkte der verschiedenen Akteure, ihre Haltungen und die Reaktionen der verschiedenen Richtungen bis hin zum Beschluß, den internationalen Achtstundenkongreß wieder abzusagen, womit das Ziel der Marxisten erreicht war, auch die englischen Gewerkschaften in die neue Internationale einzubeziehen. Bürgi weist nach, daß die Brüsseler Vorkonferenz zum Züricher Kongreß keineswegs konfliktfrei verlief, in der entscheidenden Frage der Zulassung keine Einigung erzielt werden konnte. In einer offensichtlich koordinierten Aktion beschlossen einige in Opposition zur Sozialdemokratie stehende Organisationen, doch am Kongreß teilzunehmen, auf dessen Charakter als Arbeiterkongreß pochend. In Zürich vermochten die Marxisten dann alle ihre Ziele durchzusetzen; die dort feierlich bekräftigten Positionen erwiesen sich aber als praktisch unhaltbar, insbesondere die Einbeziehungen der englischen Gewerkschaften war schon drei Jahre später wieder zu Ende. Dies war zugleich das Ende der konstitutiven Periode der Zweiten Internationale.

Bürgis Arbeit ist sachkundig, gut lesbar, läßt sich von keinen Mythen beeindrucken und besitzt, Gipfel des Luxus für den Leser, einen kleinen Anhang mit biographischen Skizzen und einem Namensregister.

Willy Buschak

HORN, Gerd-Reiner: **European Socialists Respond to Fascism. Ideology, Activism and Contingency in the 1930s.** – New York und Oxford: Oxford University Press 1996. 211 S.

Die Jahre zwischen 1933 und 1936 sind, wie Horn einleitend betont, „an extremely crucial time span not only for the history of Europe's beleaguered

Left but for all other social groups and classes" (S. 9). Allen bis dato vorliegenden Studien mangele die vergleichende Herangehensweise, keine fuße auf archivalischen Quellen.

Horn geht zunächst den Auswirkungen der Niederlage der deutschen Sozialisten durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland selbst, Österreich und Spanien sowie in Belgien und Frankreich nach, konstatiert einen beträchtlichen Linksrutsch in allen Organisationen und analysiert anschließend die Strategie der radikalisierten Sozialdemokraten gegenüber der Einheitsfront. Eine lineare Entwicklung von der Einheits- zur Volksfront gebe es nicht, der entscheidende qualitative Sprung zur Volksfront habe nicht vor dem späten Frühjahr 1935 stattgefunden. Die „Einheitsfrontperiode" könne auch auf kommunistischer Seite nicht als schlichte Durchgangsstation zur Volksfront angesehen werden. Er widmet sich anschließend den Versuchen, zu einer internationalen Einheitsfront zu kommen, und vertieft dies noch einmal durch die Betrachtung der nationalen Einheitsfrontpolitiken in Spanien, Österreich, Deutschland, Belgien, Frankreich und Italien. Quintessenz seiner Darstellung ist wieder, die Offenheit der Einheitsfrontperiode zu betonen, die allerdings dann nicht nur wegen der zögerlichen Sozialistischen Arbeiter-Internationale (SAI) zum Scheitern verurteilt gewesen sei, sondern auch deswegen, weil sich die europäische Linke nach einer Reihe neuerlicher Niederlagen umorientiert und gemäßigt habe.

Ein eigenständiges Kapitel widmet er zu Recht der Planbewegung in Belgien und Frankreich und unterstreicht: "In its more radical incarnations, particularly in Belgium und France, it briefly emerged as a coherent alternative not only to the social crisis of the day but to the entire social order. It was this interpretation of the planist movement as an emancipatory, and not merely ameliorative, project which accounts for at least part of the vast popular approval in the Belgian case" (S. 93). Die Oktoberniederlage der spanischen Linken 1934 eröffnete eine fieberhafte Suche nach neuen Bündnispartnern, die schließlich im Volksfrontkonzept endete. "Advocates of popular fronts reasoned that, rather than banking on the eventual disillusionment of middle-class supporters with the traditional parties of their choice, a quicker way of gaining middle-class allies would be to convince the actually existing middle-class based organizations of the usefulness and value of a common project" (S. 116).

Der Oktober 1934 in Asturien zählt, neben dem Januar 1933 in Deutschland, dem Februar 1934 in Österreich und den Wahlsiegen der Volksfront, Februar 1936 in Spanien, Mai 1936 in Frankreich, zu den Wendepunkten in der Geschichte der SAI. Horn arbeitet die Natur der Wendepunkte heraus, betont aber, daß die Reaktion der Sozialisten nie einheitlich war. Das vorletzte Kapitel seiner Untersuchung ist der Einheits- bzw. Volksfront in der Provinz gewidmet und gipfelt in der These, „that for many party members, the switch from united to popular fronts entailed no changed perspective" (S. 153). Abschließend reflektiert Horn über „Zufälligkeit im historischen Prozeß". Soziale Bewegungen entstehen und vergehen in klar identifizierbaren Zyklen. "Here, I believe, attention to the factor of contingency in moments of historical crisis may prove useful in comprehending the sudden, widespread emergence of popular protest movements [...]. The notion of contingency, however, only goes so far. Wherever choices, I argue, are not predetermined, they are limited. Whether social democrats opted for the routes of moderation, radical planism or united fronts also depended on the availability of such options" (S. 158 und S. 162). Zufälligkeit, bewußtes Handeln und Ideologie sind für Horn die Schlüsselworte zum Verständnis der dreißiger Jahre.

"I visited nineteen archives in six countries", schreibt Horn im Vorwort zu seinem Buch (S. V). Nach einer Liste dieser Archive, nach einem Verzeichnis der konsultierten Bestände sucht man in seinem Buch vergeblich, und auch ein Literaturverzeichnis haben er oder der Verlag wohl für Luxus gehalten. Beides muß sich der verärgerte Leser aus dem Anmerkungsapparat selbst zusammenstellen. Horns Arbeit ist dennoch anregend, nicht zuletzt deswegen, weil sie immer wieder die Offenheit historischer Situationen unterstreicht.

Willy Buschak

Racism and the Labour Market. Historical Studies. Ed. by Marcel VAN DER LINDEN and Jan LUCASSEN in collaboration with Dik VAN ARKEL, Els DESLÉ, Fred GOEDBLOED, Robert KLOOSTERMAN and Kenneth LUNN (= International and comparative social history, vol. 1). – Bern, Berlin, Frankfurt a. M., New York, Paris und Wien: Peter Lang 1995. 648 S.

The outcome of a conference held in the Netherlands in 1991, the very limited coherence this volume possesses is provided by Dik van Arkel's introductory essay. The remaining 22 contributions are

allocated by the editors under the rubrics "After Slavery" – seven essays concerned with the USA in the late 19th–early 20th century era, with the addition of one on Brazil – "White Settler Societies" – mainly consisting of contributions on the "White Dominions" of the British Empire but including two on the Israeli-Palestinian conflict (?) and one on anti-Chinese racism in turn of the century Idaho – and a final section titled "Modern Industrial Societies", containing essays on the post-1945 era (mostly on Britain but with contributions on the Netherlands and Belgium). In other words, we have a *pot pourri* that is practically impossible to review. Researchers might be best served by a listing of the contributions (see below).

Racism, as a concept, is problematic. The editors of this volume seem to take the approach that it is a European construct (or perhaps Judeo-Christian in this case). Presumably discrimination against Chinese in Southeast Asia and those of Korean descent in Japan is embraced within some other concept? The editors also accept the differentiation of "racism" from nationalism and ethnocentricity in that "racism is intended to *dominate* the Other". Nationalism has in many, perhaps most cases involved the domination of minorities. Otherwise, it is arguably too narrow a distinction applicable essentially to the era of black slavery and post-emancipation societies in the later 19th century, with perhaps the "peculiar situation" in the South Africa of the Apartheid era. It is hardly relevant to the analysis of racism in the current century as a whole. Racism can have an ideological/social dimension, as with anti-Semitism, or an economic one that is encapsulated within labour market segmentation. This also embraces discrimination on the basis of gender, social background and age. These can be and are exploited by employers to minimise wage costs. They can also be exploited by specific groups of workers to limit entry to occupations or promotion within them.

The "After Slavery" section embraces essays by Eric Arnesen on bi-racial unionism in the U. S. South 1880–1923, with specific reference to New Orleans; E. M. Beck and Stewart E. Tolnay, suggesting a link for approximately the same period between white mob violence against blacks in the South and the seasonal agricultural production cycle, with "lynchings" peaking in the summer months when black labour was most in demand; Bernard Cook on racism as a means of labour market control in Louisiana in the turn of the century era; Rick Halpern, on race, ethnicity and unionisation in the Chicago stockyards between 1917 and 1922, when apparently some progress was made towards interracial solidarity among the workers; Michael Honey on racism in the Memphis labour market in the 1930s; William B. Thomas and Kevin J. Moran on black railway (Pullman) porters as an aspirant black "labour aristocracy" in the period 1910–1930; Earl F. Mulderink on racism, paternalism and the labour market in New Bedford, Mass., in the 19th century; Maria Stella Bresciani, who questions "economic determinist", in particular "dependency theory", in explaining the evolution of a free labour market in Brazil and focuses on the role of internal political developments.

The "White Settler Societies" section embodies contributions from Renfrew Christie on the South African gold-mining industry between 1900 and 1925, which eschews neo-classical economics as having a role in understanding racism in that labour market, emphasises class struggle (in particular in the 1922 strike when it is argued that mechanisation rather than race was the issue) and the exploitation of racism by mine-owners; Pieter van Duin on race and the building trades in South Africa, c. 1890–1940; also on South Africa Apollo Rwomire looks at labour market stratification; Raymond Markey discusses the background and labour movement involvement in the "White Australia Policy" adopted with Federation in 1901; Erik Olsen on race and the New Zealand labour movement; Yoav Peled discourses on anti-Arab attitudes among Oriental Jews in Israel; Gershon Shafir looks at the split labour market involved in the Israeli-Palestinian conflict; and Philip Weger focuses on anti-Chinese racism in Idaho mining before 1910.

In the final section, devoted to "modern industrial societies", Bob Carter and Kathleen Paul provide and essay on migrant labour and the 1945–1951 Labour Government in Britain; ground that is also covered in a contribution from Diana Kay and Robert Miles; the story is continued by John Wrench; Tony Kushner writes on Jewish refugees from Nazism and the British labour movement; and there are essays on racism and the Netherlands labour market (by Chendersen E. S. Choenni and Artwell C. Cain) and on that of Belgium (by Els Deslé).

As mentioned at the outset, such a volume does not lend itself to reviewing. For one thing the range of expertise (beyond the theoretical) required is inordinate in terms of contexts. Numerous questions could be raised about particular contributions. It is suggested, for example, that Raymond Markey too closely identifies the "White Australia Policy"

before 1914 with the exclusion of "non-Europeans". Arguably to an extent this is an extrapolation backwards of the post-1945 immigration programme. Before 1914 it was effectively a "British Australia Policy" and by the labour movement (in Queensland where the Australian Labor Party was born) directed also against German immigrants. In a speech of 1893 the Queensland ALP leader claimed "the Germans were worse than the Kanakas" as a threat to wage rates and employment. However, the work is a useful compendium that, in view of the lapse of time between the conference and its appearance, has perhaps become somewhat dated.

John Perkins

REUTTER, Werner: **Möglichkeiten und Grenzen internationaler Gewerkschaftspolitik. Geschichte, Struktur und Einfluß der Internationalen Textil-, Bekleidungs- und Lederarbeiter-Vereinigung** (= Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung, Bd. 69). – Frankfurt a. M.: Bund Verlag 1998. 415 S.

„Struktur, Politik und Einflußchancen internationaler Gewerkschaftsorganisationen sind [...] weithin unbekannt", schreibt Werner Reutter in der Einleitung zu seiner Arbeit (S. 9). Nun gibt es seit Jahren geradezu Heerscharen von Sozialwissenschaftlern, die sich über den Europäischen Gewerkschaftsbund, in geringerem Maße auch über die Internationalen Berufssekretariate hermachen. Ohne eine Arbeitsgruppe über Europäisierung der Arbeitsbeziehungen und die Rolle der Gewerkschaften in der Eurozone kommt kein anständiges internationales Kolloquium von Spezialisten der Arbeitsbeziehungen mehr aus. Um die Geschichte der Internationalen Textil-, Bekleidungs- und Lederarbeiter-Vereinigung haben alle Experten einen Bogen gemacht. Reutter schließt mit seiner Studie somit eine Lücke in der Forschung. Er will vor allem Binnenstrukturen und interne Handlungsvoraussetzungen untersuchen.

Der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt auf der Nachkriegszeit, auf der Entwicklung seit den sechziger und siebziger Jahren. Geschichte und Politik der Berufssekretariate der Textil-, Bekleidungs- und Lederarbeiter von den Anfängen bis 1970 werden knapp, aber informativ im zweiten Kapitel abgehandelt. Die Sekretariate der Schuhmacher, Lederarbeiter, Handschuhmacher waren kärglich ausgestattet und „nicht in der Lage [...] zwischen konfligierenden Interessen zu vermitteln" (S. 43). Die Internationale Vereinigung der Textilarbeiter (IVT), 1895 gegründet, sei „eine gewichtige Ausnahme im Vergleich zu anderen Sekretariaten der Bekleidungs- und Lederarbeiter" (S. 47); ihr gilt vor allem sein Augenmerk. Ihr langsamer Konsolidierungsprozeß, die Streitigkeiten um Streikfonds und Streikreglement, der Kontrast zwischen radikaler Rhetorik und Handlungsmöglichkeiten werden eindringlich geschildert. Ab 1921 konnte die IVT ein eigenständiges Sekretariat unterhalten und ab 1924 einen hauptamtlichen Sekretär beschäftigen. Versuche, die Organisationsbasis über Europa hinaus zu erweitern, scheiterten kläglich, nicht einmal alle Gewerkschaften aus europäischen Ländern waren Mitglieder. 1939 wurde die Tätigkeit eingestellt.

Trotz einiger Zusammenschlüsse in den zwanziger Jahren gab es in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch drei Berufssekretariate: Schuh- und Lederarbeiter, Bekleidungs- sowie Textilarbeiter. In allen dreien „dominierten die britischen Gewerkschaften, die einem Eintritt in den WGB [Weltgewerkschaftsbund] lediglich unter der Voraussetzung zustimmten, daß den Berufssekretariaten ausreichende Handlungsspielräume eingeräumt würden" (S. 95). Die beiden wichtigsten Ereignisse der Nachkriegsentwicklung, neben dem Aufbau von Regionalorganisationen, waren die Fusion zwischen Textil- und Bekleidungsarbeitern 1960 und die Fusion mit den Schuh- und Lederarbeitern 1970 aus der dann die Internationale Textil-, Bekleidungs- und Lederarbeiter-Vereinigung (ITBLAV) entstand.

Reutter zeichnet zunächst ihre Mitgliederentwicklung nach, global und regional (Asien, Amerika, Afrika, Europa). Obwohl der Mitgliederschwerpunkt seit Anfang der achtziger Jahre nicht mehr in Europa oder den Industrieländern liegt, hängt die ITBLAV im wesentlichen von einigen wenigen finanz- und mitgliederstarken Organisationen aus Industrieländern ab (S. 138). Die Organisationsstruktur, vom Kongreß über Präsidium und Sekretariat bis hin zu den Regionalorganisationen, wird eingehend dargestellt. Sie gipfelt, so Reutter, in einem Kompetenzgewinn der zentralen Gremien und der Regionalorganisationen, „während das Forum direkter Mitwirkung, der Kongreß, Kompetenzverluste hinnehmen mußte" (S. 182).

Anders als viele Historiker hat Reutter keinen Bogen um die Finanz- und Beitragsentwicklung gemacht und belegt minutiös „die nur bedingte Bereitschaft der wichtigen Mitgliedsverbände [...], die ITBLAV mit ausreichenden finanziellen

Ressourcen auszustatten" (S. 203). Das Mißverhältnis wird nicht etwa durch verstärkte Kooperation mit anderen Gewerkschaftsorganisationen ausgeglichen, denn die Beziehung der ITBLAV zu anderen internationalen Gewerkschaftsorganisationen ist „eher durch Distanz und Konflikt denn durch Arbeitsteilung und Kooperation geprägt" (S. 205).

„Organisationsinterne Handlungsfelder waren bisher kaum Gegenstand einschlägiger Untersuchungen" (S. 231), ihnen gilt Reutters Aufmerksamkeit im zweiten Teil seiner Arbeit. Anhand der Unterstützung angeschlossener Verbände durch Schulungs- und Organisationsprogramme, der Frauenpolitik und der Haltung zu neuen Technologien wird „die These eines Funktionswandels des Berufssekretariates belegt, das sich nicht mehr nur über die Informationsvermittlung und das Kongreßgeschehen, sondern über eigenständig zu bearbeitende Aufgabenbereiche konstituiert" (S. 28). Zum eigenständigen Aufgabenbereich eines Berufssekretariates par excellence gehört die „Gegenmachtbildung gegen Multinationale Konzerne" (S. 283).

Schade ist, daß die Bildung europäischer Betriebsräte in der für die Publikation überarbeiteten Fassung von Reutters Habilitationsschrift, die 1996/97 von der Humboldt-Universität angenommen wurde, kaum berücksichtigt wird. Hier hätte sich sehr wohl zeigen lassen, daß gewerkschaftliche Koordinierungsgremien in multinationalen Konzernen (MNK) möglich sind. „Werden nicht mehr internationale Tarifverhandlungen, der Aufbau von Konzernausschüssen u. ä. m. als Maßstab herangezogen, um die Interventionsfähigkeit internationaler Gewerkschaftsorganisationen gegenüber MNK zu überprüfen, kann ein professionellerer Umgang der Berufssekretariate in diesem Handlungsfeld festgestellt werden" (S. 285), meint Reutter. Mag sein. Nur blendet man mit dem Aufbau von Konzernausschüssen das zentrale Element überhaupt für die Entwicklung von sozialem Dialog und gewerkschaftlicher Koordinierung aus. Ob der von der ITBLV seit Ende der sechziger Jahre betriebene „Aufbau eines Informations- und Forschungsdienstes" tatsächlich als „Schwerpunkt der Gegenmachtbildung gegen MNK's" (S. 297) begriffen werden kann, scheint mir fraglich. Schon das Etikett „Forschungsdienst" dürfte nicht ganz stimmig sein.

Der Politik gegenüber der Internationalen Arbeitsorganisation, sozialen Mindeststandards im Welthandel und der Verteidigung von Menschenrechten gelten die abschließenden Kapitel von Reutters Untersuchung. „Die ITBLAV erfuhr seit 1945", so sein Resümee, „einen Funktionswandel und einen Kompetenzzuwachs, der in Teilbereichen dazu führte, daß das Berufssekretariat Koordinationsleistungen erbringen und nationale Gewerkschaften flankierend unterstützen konnte" (S. 374).

Willy Buschak

GAWRICH, Rolf: **Deutscher Gewerkschaftsbund und polnische Gewerkschaftsbewegung. Der DGB als transnationaler Akteur und seine Beziehungen zur „offiziellen" und „oppositionellen" Gewerkschaftsbewegung in der Volksrepublik Polen (1970–1989)** (= Pahl-Rugenstein Hochschulschriften, Bd. 288). – Bonn: Pahl-Rugenstein Verlag 1996. IX, 437 S.

Diese „historisch-soziologisch" angelegte Dissertation möchte eine Forschungslücke schließen, da bislang die Beziehungen des DGB „zu den Gewerkschaften der ehemaligen RGW-Staaten" noch nicht ausreichend analysiert worden sind (S. 8). Gawrich untersucht den DGB einerseits als „politisch relevant handelnden Akteur, der politikgestaltend und einflußnehmend transnational wirkt" (S. 24), andererseits als „Einflußgröße" auf die bundesdeutsche Außenpolitik.

Einer Einführung, in der der DGB als transnationaler Akteur dargestellt wird, folgt eine umfassende Analyse der „politisch-historischen Rahmenbedingungen" in der Bundesrepublik Deutschland und Polen sowie der westdeutsch-polnischen Beziehungen. In diesem mit 100 Seiten sehr umfangreich geratenen Kapitel wird die bundesdeutsche Innenpolitik seit dem Kalten Krieg nachgezeichnet und auch die Rolle von Verbänden und Interessengruppen in der Bundesrepublik erörtert. Ein ähnliches Schema legt Gawrich an Polen an; erörtert werden die periodisch auftretenden Krisen – 1956, 1968, 1970, 1976 und 1980/81 und deren Ursachen. Analysiert werden zudem die „Dichotomie von Staat und Gesellschaft" sowie die Rolle der katholischen Kirche in Polen als Gegengewicht zu Staat und Partei. Wenig spektakulär ist der Befund, daß die katholische Kirche bei der Herausbildung der unabhängigen Gewerkschaftsbewegung Solidarność eine zentrale Rolle spielte.

Das dritte Kapitel ist den Strukturmerkmalen der Akteure gewidmet. Damit ist das grundsätzliche Problem der Vergleichbarkeit angesprochen: der DGB als Dachverband freier Gewerkschaften auf der einen Seite, die polnischen „Gewerkschaften"

als sozialistische Massenorganisationen auf der anderen Seite, die die „führende Rolle" der Partei anerkannten. Gawrich thematisiert dieses methodische Grundproblem zwar, doch hätte er hier präziser differenzieren können. Er behilft sich, indem er in Anlehnung an Siegfried Mielke Organisationsgrad und -struktur, individuelle Interessenvertretung sowie wirtschafts- und gesellschaftspolitische Bedeutung als Kriterien des Gewerkschaftsvergleichs benennt und diese, getrennt nach DGB und polnischen Gewerkschaften, abarbeitet. Im vierten Kapitel untersucht er die Ostpolitik und die Ostkontakte des DGB seit 1949. Hier wird erneut auf die erkenntnisleitende Frage verwiesen: Reagierte der DGB in der Entspannungspolitik lediglich, oder verfolgte er eigenständige Ziele? Die enge Verflechtung zwischen DGB und SPD, die Gawrich im Anschluß beschreibt, wird etwa daran erkennbar, daß 1981 von 281 SPD-Abgeordneten 218 einer DGB-Gewerkschaft angehörten. Nach 1960 gab es in der außenpolitischen Orientierung keinen Dissens mehr zwischen DGB und SPD. Gawrich analysiert auch das Problem der Abgrenzung gegenüber den Kommunisten, mit dem sich der DGB massiv konfrontiert sah. Die antikommunistische Zielrichtung des DGB schlug sich bis 1971 auch in der Satzung nieder. Seit der „neuen Ostpolitik" habe sie sich aber im „Widerspruch zur bundesdeutschen Außenpolitik" befunden (S. 221).

Ihren Anfang nahmen die offiziellen Gewerkschaftskontakte nach Osteuropa 1965 mit der Reise des ÖTV-Vorsitzenden Heinz Kluncker in die ČSSR, der weitere Besuche in anderen Ostblockländern folgten. Kurzfristig unterbrochen wurden die Kontakte nach dem sowjetischen Einmarsch in die Tschechoslowakei 1968. Mitte der siebziger Jahre waren die Kontakte zwischen dem DGB und den Staatsgewerkschaften im Ostblock Routine. Beide Seiten akzeptierten die unterschiedlichen Rollen, die DGB und polnische „Gewerkschaften" im jeweiligen politischen System spielten.

Im fünften Kapitel, in dem die Beziehungen des DGB zu den offiziellen polnischen Gewerkschaften analysiert werden, wendet sich Gawrich dem Hauptgegenstand seiner Arbeit zu. Auch hier erörtert er die Voraussetzungen dieser Beziehungen sehr detailliert. Ein wichtiger Faktor war, daß die realsozialistischen Staaten seit den sechziger Jahren versuchten, ihre außenpolitischen Ziele auch unterhalb der Regierungsebene durchzusetzen. Im polnischen Fall war die Forderung nach Anerkennung der Westgrenze die „alles andere überragende Frage", was niemanden überraschen kann (S. 257). Der DGB stand dieser nicht ablehnend gegenüber, konnte aber für die Bundesrepublik keine verbindlichen Erklärungen formulieren. Daß der DGB nicht bereit war, sich instrumentalisieren zu lassen, zeigt auch die Ablehnung der Beteiligung an der geplanten „Gewerkschaftlichen Konferenz über Fragen der europäischen Sicherheit" oder – später – der Agitation gegen den NATO-Doppelbeschluß. Ohnehin war klar, daß der gewerkschaftlichen Zusammenarbeit enge Grenzen gezogen waren. Themen wie Mitbestimmung oder Arbeiterselbstverwaltung ließen lediglich einen Informationsaustausch zu, und die bevorzugten Themen der polnischen Seite hatten mit dem Selbstverständnis von Gewerkschaften in pluralistischen Demokratien wenig gemein. Die Beziehungen zwischen DGB und den offiziellen polnischen Gewerkschaften waren daher asymmetrisch: während die polnische Seite den DGB für die politischen Ziele von Staats- und Parteiführung zu instrumentalisieren suchte, war der DGB an genuin gewerkschaftlichen Themen, also der Interessenvertretung, interessiert. Diesem Wechselspiel geht Gawrich detailliert nach.

Die wachsende Bedeutung der freien Gewerkschaft Solidarność änderte die Situation für den DGB „grundlegend", obwohl ihre Gründung zunächst keine offizielle Resonanz ausgelöst hatte. Auch nach der Verhängung des Kriegsrechts in Polen gab es Übereinstimmung zwischen DGB und SPD, daß die Entspannungspolitik fortgesetzt werden müsse. Allerdings lehnte der DGB die Herstellung der von der SPD favorisierten Beziehungen zu den offiziellen Betriebsgewerkschaften ab. „Damit war die ostpolitische Gemeinsamkeit mit der SPD" in den Beziehungen zu Polen „unterbrochen" (S. 338). Gemeinsam mit dem Internationalen Bund freier Gewerkschaften (IBFG) und dem Europäischen Gewerkschaftsbund (EGB) beschloß der DGB, daß die Verhängung des Kriegsrechts und die Suspendierung von Solidarność auch auf gewerkschaftlicher Ebene sanktioniert werden sollten. Als Folge kamen die Beziehungen zu den offiziellen Gewerkschaften bis 1984 zum Erliegen. Unmittelbar nach Verhängung des Kriegsrechts formulierte der DGB einen Forderungskatalog, an dem er bis zur offiziellen Wiederzulassung der Solidarność 1989 festhielt: Der Ausnahmezustand sollte aufgehoben, die verhafteten Gewerkschafter freigelassen, die Verhandlungen zwischen den gewählten Solidarnośćvertretern und der polnischen Regierung aufgenommen und die mit der Solidarność getroffenen Abkommen eingehalten werden. Dabei setzte der DGB auf den

„kooperativen Flügel" der Solidarność und strebte einen langfristigen Wandel innerhalb des Systems an. Für seine zögerliche und leise Unterstützung der Solidarność mußte der DGB viel Kritik einstecken, die der Verfasser bis in Einzelheiten nachzeichnet.

Gawrich untersucht auch die Beziehungen des DGB zur OPZZ (= Gesamtpolnische Verständigung der Gewerkschaften), die er prägnant als „Akzeptanz ohne offizielle Beziehungen" bezeichnet. Anders als der Zentralrat der Gewerkschaften (CRZZ) und die alten Branchengewerkschaften wurde dieser vom DGB immerhin eine gewisse gewerkschaftliche Interessenvertretung konzediert. Zur Aufnahme offizieller Beziehungen kam es dennoch nicht.

Vieles, was der Autor kenntnisreich vorbringt, hätte er knapper und analytischer halten können. Einige Fragen, die er zu Beginn der Arbeit aufwirft, werden nicht wieder aufgenommen. Das mit sechs Seiten sehr knappe Fazit dieser Studie überrascht nur wenig: Der Handlungsspielraum des DGB, der sich über weite Strecken „völlig system- und staatskonform" verhielt, war gering (S. 382). Lediglich in der Frage der Unterstützung von Solidarność gab es keinen Konsens zwischen SPD und DGB. Dies und die detaillierte Analyse der problematischen Beziehungen zwischen freien und staatssozialistischen Gewerkschaften zeigen erneut, daß die Kontakte in den Ostblock in den sechziger Jahren politisch gewollt und notwendig waren, daß sich bundesdeutsche politische Akteure aber nur schwer auf das Aufkommen von oppositionellen und freien Bewegungen im Ostblock einstellen konnten.

Beate Ihme-Tuchel

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

Festschriften der IG Medien und ihrer Vorläuferorganisationen. Ein Bestandsverzeichnis der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bearb. von Angela RINSCHEN. EDV: Walter WIMMER (= Veröffentlichungen der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 5). – Bonn: [o. V.] 1998. 109 S.

Im Februar 1997 entschied der Hauptvorstand der IG Medien, seine vollständige Büchersammlung der Friedrich-Ebert-Stiftung zu übergeben: ca. 15000 Bücher, darunter viele wertvolle Stücke des Buchdrucker- oder des Buchbinderverbandes. Die vorliegende Dokumentation ist das erste Bestandsverzeichnis dieser Sammlung.

Es gilt den Festschriften, schließlich hat das neu erwachte Interesse an der Lokal- und Regionalgeschichte bereits in den achtziger Jahren dazu geführt, diesen über viele Jahre wenig beachteten Schatz zu heben. Festschriften sind für Gewerkschaftshistoriker, Heimatforscher, Mitarbeiter politischer Bildungsstätten gleichermaßen interessant; es lag nahe, mit diesem Bestand zu beginnen. Das Verzeichnis umfaßt nicht weniger als 659 Festschriften, von Aachen über Bitterfeld und Bromberg bis hin zu Witten und Würzburg. Ein Körperschafts- und Personenregister machen das Bestandsverzeichnis außerordentlich benutzerfreundlich und informativ.

Willy Buschak

IUL und IBV. Protokolle und Berichte. Ein Bestandsverzeichnis der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bearb. von Gabriele ROSE. EDV: Walter WIMMER. Mit einem einleitenden Essay **Struktur und Politik: Skizze zur Geschichte der Bergarbeiter- und der Lebensmittelarbeiter-Internationale** von Peter RÜTTERS (= Veröffentlichungen der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 4). – Bonn: [o. V.] 1998. 78 S.

In der Erschließung von Gewerkschaftsbeständen hat die Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung seit der Übernahme und mehr noch der Vervollständigung (unter damals noch schwierigsten Bedingungen) der historischen Bibliothek der Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten viele Meriten erworben. Mit dem vorliegenden Bestandsverzeichnis ist ein neuer Schatz erschlossen worden, die reichhaltigen Bestände der Internationalen Union der Lebensmittel-, Landwirtschafts-, Hotel-, Restaurant-, Café- und Genußmittelarbeiter-Gewerkschaften (IUL), die sich seit 1994 im Besitz der Bibliothek befinden, sowie Kongreßmaterialien des Internationalen Bergarbeiterverbandes (IBV). Besonders müssen die Mitteilungsblätter der IUL, die Kongreßmaterialien, Protokolle der Regionalkonferenzen und sozialpolitisches Material erwähnt werden. Das Bestandsverzeichnis umfaßt 150 Einträge zur IUL und 48 Einträge zum IBV. Beide

gehörten in der Zwischenkriegszeit zu den interessanteren, aktiveren Verbänden; so waren etwa die russischen Gewerkschaften zeitweise Mitglieder der IUL. Peter Rütters hat eine kenntnisreiche Einleitung zur Geschichte beider Verbände geschrieben, alle Materialien können im Internetkatalog der Bibliothek recherchiert werden.

Willy Buschak

Arbeiter und Revolutionäre. Die jüdische Arbeiterbewegung. Ausstellungskatalog, Diaspora Museum Tel Aviv. In deutscher Übersetzung hrsg. vom Museum der Arbeit, Hamburg. – Hamburg: Pölling und Galitz 1998. 136 S.

Das Schönste an diesem Band sind – wie es sich für einen Ausstellungskatalog gehört – die Bilder. Großformatige Schwarzweißfotos und zahlreiche Abbildungen, Karikaturen, Plakate und Flugblätter gewähren Einblick in eine Welt, die hierzulande, trotz des in den letzten Jahren immens angestiegenen Interesses an jüdischer Geschichte und Kultur, bislang relativ unbekannt geblieben ist. Anders als in Deutschland war die jüdische Arbeiterbewegung in Osteuropa – und später in Großbritannien und in den USA – ein Massenphänomen, dem im Übergang von der traditionellen jüdischen Gesellschaft in die moderne Welt eine zentrale Rolle zukam.

Drei kurze Aufsätzen von Moshe Mishinsky, Shmuel Ettinger und Lloyd P. Gartner führen in die Thematik ein, wobei – bei allen offensichtlichen Gemeinsamkeiten – vor allem die landesbedingten Unterschiede innerhalb *der* jüdischen Arbeiterbewegung deutlich werden. Während sich ihre Geschichte in Osteuropa als Abfolge von Gründungen und Spaltungen revolutionärer Parteien schildern läßt, die letztlich in der großen Zerstörung durch Nationalsozialismus und Stalinismus endete, liest sie sich für die USA und Großbritannien als eine von Streiks und Reformen geprägte Erfolgsstory. Dabei war der jüdische Sozialismus aller Schattierungen stets von der Spannung zwischen Internationalismus und dem Versuch der Bewahrung einer spezifisch jüdischen Identität gekennzeichnet.

In der konkreten Arbeit führte dies zu solchen Kuriosa wie der revolutionären Pessach-Haggada (der Textsammlung, die am Vorabend des Pessach-Festes gelesen wird), die, wie Israel Bartal beschreibt, wohl selbst aus einer Mischung aus Pragmatismus – wie erreichen wir die Massen? – und jüdischem Eigensinn entstanden. Eindrucksvollstes Symbol des besonderen Verhältnisses von Revolution und Tradition sind sicher die nicht seltenen Darstellungen, die Marx als Moses zeigen, der sein unterdrücktes Volk ins gelobte Land führt – eines der archetypischen Modelle der graphischen Bilderwelt der jüdischen Arbeiterbewegung, mit der sich die Ausstellungskuratorin Tamar Manor-Friedman auseinandersetzt. Ihr nicht zuletzt aufgrund des opulenten Anschauungsmaterials besonders spannender Beitrag rundet einen Band ab, der allein durch die Faszination der Bilder zum Weiterlesen anregt.

Eine Anmerkung sei allerdings erlaubt: Gern hätte man mehr über die Rolle der Frauen in der jüdischen Arbeiterbewegung erfahren, die vor allem auf den Fotos so auffällig präsent sind – auch wenn sie, wie im Falle einer Aufnahme zweier demonstrierender Mädchen mit der Bildunterschrift „Junge Arbeiter" versehen werden.

Stefanie Schüler-Springorum

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-2368, Telefax: 030/838-5057

MITTEILUNG **über ein Projekt** | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐	Gutachten ..... ☐	Edition ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐	Habilitationsschrift ..... ☐	Monographie ..... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐	Dissertation ..... ☐	Aufsatz ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐	Diplomarbeit ..... ☐	sonstiges .....
Staatsexamensarbeit .... ☐	Magisterarbeit ..... ☐	.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐	andere Geldgeber ..... ☐	..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter/in ..... ☐		
Auftraggeber ..... ☐	.....	.....
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐	Stipendium ..... ☐	.....
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG ... ☐		Bezeichnung und ggf. Anschrift
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐		

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

..... (Ort, Datum)

..... (Unterschrift)

Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin